Zwei

Zeitalter.

Novelle vom Verfasser der Erzählung:
„Eine Alltags-Geschichte.“

Dänisch herausgegeben

von

Johann Ludwig Heiberg.

Uebersetzt

von

Gottfried v. Leinburg.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner.
1848.

600 D.

Skandinavische

Bibliothek.

Eine Sammlung
schwedischer, norwegischer und dänischer Romane,
Novellen, Sagen, Mährchen, Gedichte
u. s. w.

Herausgegeben

von

Gottfried v. Leinburg.

Zweites Bändchen.
Novelle vom Verfasser der Erzählung:
„Eine Alltags-Geschichte.“

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner.
1848.

Zwei
Zeitalter.

Novelle vom Verfasser der Erzählung:
„Eine Alltags-Geschichte."

Dänisch herausgegeben

von

Johann Ludwig Heiberg.

Uebersetzt

von

Gottfried v. Leinburg.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner.
1848.

600 D.

Frau

Therese Gätschenberger

in Freundschaft und Verehrung

der

Herausgeber.

Vorwort.

„Spät kommst du, doch du kommst!“

Aeußere Umstände haben das Erscheinen der Skandinavischen Bibliothek mehr, als es Verleger und Redacteur angenehm gewesen ist, verzögert, doch geben sich beide der Hoffnung hin, daß Die, welche die trefflichen Novellen von Winther, die wir diesem unserm Unternehmen nicht als Goldadler und Prachtvögel, wie sie die Besitzer von Menagerien wol vor die Marktbude zu setzen pflegen, um die Neugier des Volkes zu erregen, sondern als einfache nordische Feldlerchen, die hoch aus dem Frühlingsblau des Himmels auf die Buchenwälder mit Wiesen und Weihern, und auf die Menschen in Schlössern und Höfen nieder sehen, vorangesendet, freundlich aufnahmen: wenn

sie in der Büchersendung die Fortsetzung hier erblicken, freundlich mit uns einstimmen: „doch du kommst!“

Ich will das Buch bei der lesenden Welt einführen, wie Eltern und Vormünder den Sohn, oder den Mündel und Pflegling, den sie aus der Fremde in die Fremde, in einen neuen Kreis bringen, empfehlen.

Meine Vorlagen und Beweise sind die Schriften des Verfassers der trefflichen Novelle hier, als Zeugnisse citire ich Stellen aus Urtheilen, die um so wichtiger und interessanter sind, als sie aus dem Vaterland des Verfassers selbst herrühren.

Dies Buch ist die neueste Frucht eines Baums, der seit zwanzig Jahren Früchte trägt, ohne daß die Gärtner in Dänemarks Musenhain noch wissen, wie er heißt, und wo er her ist.

Die früheste derselben, die in der von dem „Dichter und Aristokraten der Schönheit“ (wie Eduard Boas ihn nennt) Joh. Ludw. Heiberg herausgegebenen geistreichen Zeitschrift „Kjöbenhavns Flyvende Post“ (1827—1830 ff.) erschien, war die später so berühmtgewordene, auch auf dem Titel dieses Buchs genannte Erzählung:

„Eine Alltags-Geschichte.“ Durch „Form und Geist“ gleich vortrefflich und anziehend, riß sie gleich Anfangs Alles hin. Sie schien, mit Boas Worten, „aus einer andern Welt herüberzukommen.“

Andere Novellen folgten nach, aber stäts anonym. Heiberg stand Pathe, der Täufling und Verfasser blieb, und ist bis auf den heutigen Tag unbekannt.

Eine Bescheidenheit, die einzig in ihrer Art ist. Alle Weihnachten erschien ein Bändchen. Jegliches erhöhte den Namen der Alltags-Geschichte, erhöhte die Neugier der Literatoren, stieg in der Liebe der Lesewelt. Aber der Verfasser schwieg.

„Eine der schwächstbegründeten Vermuthungen,“ sagt Etatsrat Professor Molbech (Dansk poëtisk Anthologie, Kjöbenh., Reitzel, IV., 1840, pag. 299—300.) „in dieser Hinsicht ist zweifelsohne die, daß der Professor Heiberg selber der Verfasser der Novellen sei, dieser Novellen, die ein so zahlreiches Publikum, die nicht nur in, sondern auch außerhalb Dänemarks Gränzen die freundlichste Aufnahme gefunden, und die einen so großen Einfluß auf diesen jungen Blüthenzweig

der dånischen poetischen Literatur ausgeübt. In welch geistiger Verwandtschaft er zu ihnen stehen mag, und wie viel sie dem scharfen und sicheren kritischen Blicke und enormen dånischen Sprachtalent des Editors schulden mögen,*) es ist eine Frage, die wir noch recht lang unbeantwortet sehn möchten."

Hier folgt nun ein Verzeichnis der Novellen des Namenlosen, und doch oft Genannten und Berühmten. Möglich, daß man uns, hiedurch an-

---

*) Vgl. „Skandinavien, Nordlichter, von Eduard Boas. Leipz., Herbig, 1845." (Die dänische Poesie der Gegenwart): „Die wahre und feine, fast mikroskopische Beobachtung unscheinbarer, aber tief psychologischer Characterzüge in den Erzählungen und Novellen läßt auf eine Verfasserin schließen, während die krystallenreine Form und eine hohe Intelligenz andeutet, eine Männerhand müsse ordnend und ausführend über die schönen Skizzen hinweggegangen sein."

„Dies sind ungefähr die Gründe und Ursachen, weßwegen man annimmt, daß Heibergs Mutter (Gräfin Gyllembourg, eine der ausgezeichnetsten und geistreichsten Fraun unserer Zeit) die Schöpferin der lieblichen Gebilde sei, denen ihr Sohn dann noch die prächtigen blitzenden Lichter, und Schatten und Dunkelparthien, die geheimnißvollen und gedankentiefen, verliehen habe." —

geregt, noch eine oder die andere von ihnen teutsch herüber bringt.

Noveller, gamle og nye, af Forfatteren til en Hverdags-Historie. Udgivne af Johan Ludvig Heiberg. Kjöbenhavn, Reitzel („alter Cotta," wie Axel Emmert in „Einer Kaffeehausscene" sagt.) 1833.

Noveller, gamle og nye, Kjöbenh. (Ebendaselbst) 1834.

Noveller, gamle og nye. Anden Udgave. Kjöbenh. (Ebendas.) 1836.

Skuespil af Forfatteren til en Hverdagshistorie. Udgiven af Heiberg. Kjöbenh. (Ebendas.) 1834.

Fortällinger, nye, af Forfatteren til en Hverdags-Historie. Udgivne af Heiberg, Kjöbenh. (Ebendas.) I: 1835. II: 1836. III: 1837.

Anden Udgave, 1840.

Maria, Novelle af Forfatteren til en Hverdags-Historie. Udgiven af Heiberg, Kjöbenh. (Ebendas.) 1839.

Een i Alle. Novelle rc. rc. Kjöbenh. (Ebendas.) 1840.

Nær og Fjern. Novelle ꝛc. ꝛc. Kjøbenhavn. (Ebendaſ.) 1841.

En „Brevverling." Meddeelt af Forf. ꝛc. ꝛc. Kjøbenh. (Ebendaſ.) 1843.

Korsveien. Novelle ꝛc. ꝛc. Kjøbenh. (Ebendaſ.) 1844.

Caſtor og Pollux. (Beitrag zur Urania 1844.) Kjøbenh.

To „Tidsaldre." Novelle ꝛc. ꝛc. Kjøbenh. (Ebendaſ.) 1845. (Vorliegende Novelle.)

Schwediſch:

Heiberg, J. L., Berättelser af Författaren till en „Hvardagshistorie". I.—III. Stockholm, Hjerta, 1835—1837.

Heiberg, J. L., „Maria." Novell. Oefversättning. Stockholm, Thomson, 1839.

Heiberg, J. L., „Nära och Fjerran." Novell. Stockholm, Thomson, 1844.

Teutſch:

Novellen vom Verfaſſer einer „Alltagsgeſchichte." Aus dem Däniſchen überſetzt von W. C. Chriſtiani. B. I. (Enthält die Alltagsgeſchichte) Leipzig, Kummer, 1835.

Wurde beim Erscheinen von der A. L. Ztg. (1836, Ergänzungsblätter, Nr. 60.) gleich als „vortrefflich“ anerkannt und gepriesen.

Montanus der Jünger. Nisida. Novellen vom Verfasser ꝛc. ꝛc. Aus dem Dänischen von Christiani. Leipzig, 1838.

Maria. Novelle vom Verfasser ꝛc. ꝛc. Aus dem Dänischen von Christiani. Leipzig, 1839.

„Nah und fern.“ (Fälschlich von Heiberg): Skandinavische Unterhaltungsbibliothek. Grimma. Verlagscomptoir. 1845. Liefr. 14—26.

Diesen Novellen reihe ich die neueste und trefflichste desselben Verfassers an. Möge sie sich der Aufnahme im Publikum zu erfreuen haben, wie sie sie ansprechen und verlangen darf.

Zum Schluß nun ein paar Worte in Beziehung auf Character und Bedeutung des Verfassers.

Ich entnehme sie folgender trefflichen Monographie:

„En literair Anmeldelse. (Anzeige der zwei Zeitalter vom Verfasser ꝛc. ꝛc.) Anmeldt af Sören Kierkegaard. Kjöbenh. Reitzel, 1846.“

Die, welche sich für dieselben besonders interessiren, werden schon zwischen den, aus dem Zusammenhange herausgerissenen, Zeilen zu lesen wissen. Eine Abhandlung soll und kann diese kleine Vorrede nicht sein.

Die Fraun, der größere Theil wenigstens überschlägt sie ganz. Mag sein, nur die Vorrede des Verfassers (pag. 1—6), die zum Verständnis der Novelle unumgänglich nothwendig ist, wollen sie nicht überschlagen.

Am Schluß derselben wendet sich der Verfasser mit folgenden, so bescheidnen als schönen, Worten ans Publikum:

„Ich sehe und begreife sehr wol, daß es erhabenere Gegenstände giebt, doch kommt es mir vor, als überschritten sie gar leicht die Gränzen der Novelle; auf keinen Fall lasse ich mir träumen, gleich dem Aar in Regionen auffliegen zu können, wohinauf das Auge, unbewaffnet, mir nicht zu folgen im Stande ist; nein, gleichwie die Schwalbe, baut der Verfasser der Alltagsgeschichte sich am Hause des Menschen an, und läßt da sein anspruchloses Lied ertönen.“

Hieran lassen sich nun am besten die Worte Sören Kierkegaards anknüpfen:

„Der Verfasser ist sich selbst treu geblieben; käme mir Jemand mit der thörichten Einwendung, er sei es in einem kleinen Kreise nur gewesen, weil es ihm nicht darum zu thun gewesen ist, Stoffe und Tendenzen zu wechseln, weil er nicht allemal andere Regionen des Geists durchflogen hat, weil er nicht mit jener eitelen, prunkenden geistigen Mannigfaltigkeit, die doch selten die Oberflächlichkeit des geistigen Gehaltes deckt, gegaukelt und geblendet hat: so würde ich auf diese, freilich nur fingirte, Einwendung antworten: hierin liegt eben der große Reichthum des Verfassers. Die Anschauung des Lebens, welche diese Novellen schöpferisch trägt, bleibt fortwährend dieselbe, während die sinnigste Erfindung, der Schatz einer reichen Erfahrung, die blühende Ueppigkeit einer stäts fruchtbaren Stimmung, dienend, die Veränderung innerhalb der schöpferischen Wiederholung hervorbringen."

„Und die Lesewelt ist dem Verfasser treu geblieben. Immer ist er als ein lieber Gast empfangen worden, wenn er kam; und ob-

wol er niemals die Erwartung des Publikums zu spannen versuchte, geschweige, mehr als recht war, hat man ihn immer froh erwartet. So war es bereits zu Anfange, als Professor Heiberg ästhetisch das Commando in der belletristischen Welt Dänemarks übernahm, und in den Spalten der ausgelassenen, geistreichen, trefflichen und lehrreichen „Kopenhagener Fliegenden Post“ diese kleinen Erzählungen so einflocht, daß es des Lesers Auge frappirte, und daß man beständig zweifelte, ob man Dichtung oder Wahrheit vor sich hatte. Wie die Aufnahme Anfangs gewesen war, so war sie auch noch durchaus dieselbe, als die Erzählungen späterhin jährlich so schön zu Weihnachten erschienen. Denn was sich auch dagegen einwenden läßt, eine solche Zeit zur Meßzeit zu machen, und noch mehr aus einem solchen Grunde, wie dem, daß man zu Weihnachten Präsente braucht, als wäre die heutige dänische Literatur nichts als eine bloße Präsentenliteratur: die „Alltags-Geschichte“ ist nie so zu Weihnachten gekommen, ihre eigene, tiefe Bedeutung schon mußte einem Misverständnisse so herunterwürdigender Art vorbeugen, wenn nicht

ihr einfaches und bescheidenes äußeres Aussehen von vornherein jedem Misverständnisse der Art vorgebeugt hätte. Mag es auch eine schmerzliche Empfindung sein, daß die dänische Lesewelt so klein ist: so kann es doch auch wieder seine schöne Seite haben, und es möglich machen, daß ein Schriftsteller gerade, indem er seine Person aus dem Spiel läßt, gemüthlich und wolwollend beinahe in ein, man möchte sagen, persönlichfreundschaftlich Verhältnis zu seinen Lesern tritt. So ist die „Alltags-Geschichte" zu Weihnachten gekommen. Es fiel keinem Menschen ein, daß es ein Buch sei, welches man bezahlte, die Ausgabe an Gelde war eher ein Douceur, das man Dem giebt, der einem eine frohe Botschaft überbringt, denn das Buch war wirklich eine Gabe, die der Verfasser Einem schenkte; man bildete sich im Stillen ein, man schmeichelte sich heimlich mit der Vorstellung, es sei eine liebe Theilnahme des Verfassers, daß das Buch just um Weihnachten herauskam. Ueberrascht griff die Welt nach der Alltags-Geschichte in der „Flug-Post", durch den Doppelsinn der Beleuchtung irrgeführt, dadurch, daß immer nur ein kleines Stück auf einmal

herauskam, angenehm hin gehalten; als eine liebe Gabe begrüßte man sie zu Weihnachten; sie bis dahin zu erwarten, war schon an und für sich spannend und angenehm, die sehnsüchtig erwartete zu bekommen, nicht weniger angenehm. Dieselbe Aufnahme fand sie jedes andere Jahr, in dem eine neue Schwester kam, wie jetzt diese letzte, die im November herauskam. Bei dieser schönen Aufnahme ist es nun noch jetzt geblieben. Und wo fände sich auch Jemand, der die dänische Poesie kennt, und der nicht eine oder die andere von diesen schönen Novellen als Andenken, als ein Blatt seines eigenen Erinnerungskranzes in sich trüge, sei es nun die Bedeutung des Inhalts der Novellen selbst für ihn, sei es die Bedeutung derselben für ihn in irgend einer lieben, süßen Situazion? Unsere Jüngeren haben sie laut vorgelesen, und vielleicht auch Diesem und Jenem, oder auch Dieser und Jener; ein paar Liebende sind im Voraus mit einander überein gekommen, das dies Buch ihr Neujahrsgeschenk sein solle; eine junge Frau hat sich außer einem neuen seidenen Kleid jährlich auch die Erzählung vom Verfasser der Alltags-Geschichte, die dieses Jahr eben erschiene, von ihrem Mann be-

dungen; das Mißverständnis eines liebenden Paars ist oftmals gehoben, eine kleine Spannnng zwischen Mann und Frau oft durch das Lesen einer solchen Novelle beschwichtigt worden. Denn auch jene schöne Gewißheit ist daran Schuld gewesen, daß so viel Verkehr und Austausch zwischen den Menschen durch diese beliebten Novellen Statt fand: daß man im vorhinein sicher war, kein Verhältniß der Wirklichkeit, weder das Verhältniß der Freundschaft, noch das der Liebe und Ehe, noch auch das der Familie und das der Privatverhältnisse in einer falschen, trüglichen Beleuchtung dargestellt zu finden, sondern es im Gegentheil in ein helleres und freundlicheres Licht gehoben zu finden."

„Die Novellen vom Verfasser der „Alltags-Geschichte" sind nicht nur vollendet zu nennen, nein, Novellen der Vollendung muß man sie mit allem Recht betiteln."

„Heiter geht man an die Lectüre, man weiß schon, welche schöne, bestimmte Lebensanschauung man findet *), man ist nicht gefoltert und ge-

*) „Des Verfassers Lebensanschauung bildet den Uebergang vom Aesthetischen zum Religiösen."

ängstigt durch den Anblick der Umschleuderungen eines irren Sterns, sondern man befindet sich unter dem Schutz eines leitenden Gestirnes *). Man kennt die Lebensanschauung im Voraus, und freut sich nun, daß sie dieselbe geblieben ist, freut sich über diese Dauer im Wechsel. Dies ist nun schon seit fast zwanzig Jahren der Fall gewesen, so wie sich die äußere Ausstattung des Buches gleichblieb; dieselbe, beinahe weibliche Resignazion, die doch Respect einflößt, dieselbe Bescheidenheit des Auftretens, dieselbe Zurückgezogenheit vom Schreien und Lärmen, von den Tendenzen und Ansprüchen der Zeit, dieselbe Heimathsliebe, und dasselbe treue Anhängen an ein dänisches Publikum; denn auch das ist so schön, daß die Novellen vom Verfasser der „Alltags-Geschichte" so gut wie gar nicht in fremde Sprachen übersetzt sind: eine stille Freude der Selbstgenügsamkeit und des Bewußtseins über unser so kleines, literärisch betrachtet, winziges Dänemark!" —

*) „Darum kann er ein Wegweiser sein, weil er keiner von den Schriftstellern ist, die sich selber erst suchen, sondern einer von Denen, welche sich gefunden haben, ehe sie noch als Schriftsteller auftraten."

„O schön, auf eine solche Art Schriftsteller zu sein, schön, der Hohe und Berühmte zu sein, der seinen Namen, seinen berühmten, diesen süßen Schooßkindern der Poesie geliehen hat!“

„Nimmt man als Norm an, daß der „Dichter“ (stricte sic dictus) nur die hohen oder die tiefen Töne hat, und daher eigentlich nicht mit den Leuten sprechen kann, so, wie diese in der Wirklichkeit sind, so kann man für den Verfasser der Alltags-Geschichte als Norm aufstellen, daß seine Anschauung des Lebens just den Mittelton der Ueberredung hat, und just darin vollendet ist, wie er diese schöne Lebensanschauung in Bild und Laut darzustellen und wiederzugeben weiß. Es sind keine starken, begeistrungdurchglühten und stürmischen Mahnungen zu streiten, zu leben und zu genießen, des Lebens Aengsten zu trotzen, keine Schmerzensausrufe der Verzweiflung u. s. w. Es ist die holdeinladende Vertrautheit des traulichen Kabinets, das Einem sein Heiligthum hier erschließt. Ein Wort mit sich reden zu lassen, das ist das Erste und ist die Bedingung, um sich die Anleitung und den Freundesrat der „Ueberredung“ zu eigen machen zu können.“

„Es wird Alles wiederum gut werden! Ja, welches sind aber die Mittel, wodurch der Verfasser der Alltags-Geschichte das Alles zu bewirken vermag? — — Gieb Acht, diese Mittel sind ganz einfach. Der Sinn, dem Zustande des Schmerzes die Lichtseite, den Punkt abzugewinnen zu wissen, wo er weniger herb erscheint, Geduld und Ausdauer, die ruhig abwartet, bis das Glück sich wieder freundlicher zeigt, die freundliche Theilnahme liebender, guter Menschen, jene ächte Resignazion, die nicht gleich auf Alles Verzicht leistet, aber auf das Höchste und Theuerste, und durch Genügsamkeit das Nächste zu was eben so Gutem als das Höchste und Liebste zu machen weiß.“ —

„Und alles Dieses wird nicht gesprächsweis verhandelt, sondern es geschieht, und deswegen ist eben die „Ueberredung“ so groß, wenn man sich ihr hin giebt. Keinem Redner ist es gegeben, so gewaltig zu überreden, eben weil er den bestimmten Zweck hat, es zu thun, und eine solche Betrachtung stäts den Zweifel im Gefolge hat.“

Verflöchten recht Viele „diese Rose Sarons“ in „ihren eigenen Erinnerungskranz“!

Du, Freundin und Wirthin! In Deinem Kranze blühen so viele reiche Blumen der Erinnrung vom Ufer des Rheins und Mains. Gewähre auch dieser einen kleinen Raum! Umschlinge sie mit dem Rosenband des Abendroths so mancher schönen (ewig unvergeßlichen) Tage, die mir unter deinem Dach entschwunden sind!

Und siehe nicht unfreundlich, daß „Themistokles" und „Mathilde", und „der Mönch" so lange auf sich warten lassen. Weißt Du, wie sich der Dichter des Bilderbuchs, Hans Christian Andersen, in einem ähnlichen Fall entschuldigt? Er sagt: Unsre Kinder wachsen, während sie schlafen.

Würzburg in Franken, Ende Januar 1848.

G. v. L.

Nachschrift.

Ich hoffe dem Wunsche Mancher entsprochen zu haben, indem ich auch dieser dänischen Schrift, wo es mir gut schien, Noten beifügte.

G. v. L.

Druckfehler.

Seite 201, Zeile 18 lies: Wie statt Mie, und Seite 236, Zeile 12: Baggesen statt Bagesen.

Der Verfasser an den Leser.

Das kleine Büchlein, das sich hier in die Welt hinauswagt, glaubt der Verfasser mit ein paar Bemerkungen begleiten zu müssen.

Man sieht manchmal, daß Eltern ihren Kindern bei der Taufe einen Namen geben, der Hoffnungen hervorruft, welche die Kinder bei ihrem späteren Eintritte in die Welt nicht zu erfüllen im Stande sind, und der ihnen also nur zu einem Steine des Anstoßes mehr auf ihrem Wege durchs Leben wird. Ich dürfte vielleicht für vorliegende Novelle ein gleiches Schicksal befürchten, deren Titel und Umfang eine politische und historische Tendenz in Aussicht stellen kann; aber, ihr eine solche zu geben, hat der Verfasser weder gewollt noch vermocht.

Der Stoff, den hier zu behandeln in meinem Plane lag, sind nicht jene großen Begebenheiten, die so gewaltsam das Ende des vorigen Jahrhunderts erschüt-

terten, und die noch jetzt unsere Zeit beunruhigen, nicht der Wiederschein von jenem schrecklichen Gewitter bei uns, noch auch die kalte und neblige Luft, die es in unserem Vaterland zurückgelassen, sondern nur was ich den häuslichen Reflex davon nennen möchte, die Wirkung die es ausgeübt im Familienleben, in den Verhältnissen des Privatlebens, in den Meinungen und Anschauungen der Einzelnen; — ein Einfluß wovon Jeder, bewußt oder unbewußt, berührt worden ist.

Prosper Mérimée, diese Perle in Frankreichs gegenwärtiger belletristischer Literatur, sagt in der Vorrede zu seiner **Chronique du temps de Charles IX**:

„Es ist sonderbar, wie es mir scheint, die Sitten jener Zeiten mit den unsrigen zu vergleichen, und bei letztern darauf aufmerksam zu machen, wie die energischen Leidenschaften in den Hintergrund getreten sind, zum Besten für unsre Ruhe und vielleicht für unser Glück. Es steht noch die Frage zu beantworten, ob wir besser sind als unsere Vorfahren, und die Antwort ist schwierig, denn die Meinungen sind in den verschiedenen Zeitaltern in der Beurtheilung derselben Handlungen sehr verschieden. So sieht man, daß ein Mord, oder eine Vergiftung, lange den Schrecken nicht hervorrief um 1500 z. B., wie zu unsern Tagen.

Ein Edelmann schlug seinen Feind meuchlings tot; der Mörder bat um Gnade, erlangte dieselbe, und ließ sich wieder bei Hofe sehen, ohne daß es Jemanden in den Sinn kam, ihm deswegen ein Gesicht zu machen. Mitunter, wenn der Mord in rechtmäßiger Rache seinen Grund hatte, sprach man sogar von dem Thäter, wie man jetzt zuweilen von einem Manne von Ehre spricht, wenn er, von einem schlechten Menschen an dieser gekränkt, ihn in einem Duell tödtet."

Diese Worte über das Verhältnis der Gegenwart zu einer so entfernten Zeit scheinen mir noch anwendbar zu sein, wenn von weit näheren Perioden von weltgeschichtlicher Bedeutung die Rede ist. Es ist schwer, in Abrede zu stellen, daß in unsern Sitten und Ansichten sich eine große Veränderung in den letzten fünfzig bis sechzig Jahren ergeben hat, obgleich es andrerseits den Anschein hat, als ob sich doch fortwährend Dasselbe in veränderter Form wiederholte. So z. B. würde einer verheirateten Frau, die allgemein im Rufe stände, mit Jemanden in einem vertrauten Verhältnis zu stehen, deswegen in der besseren Gesellschaft jener Zeit keine schlechtere Aufnahme zu Theil werden, vorausgesetzt, daß sie die Forderungen derselben sonst erfüllte, und folglich ein vollkommenes Decorum bewahrte; wogegen eine Frau, welcher durchaus kein verbotnes Ver-

hältnis zur Last zu legen wäre, die sich aber nicht scheute, geringschätzig von ihrem Manne zu sprechen, oder mit jungen Herren von deren heimlichen Liebes-Abentheuern zu reden, von den gebildeteren Gesellschafts-kreisen, als für dieselben nicht passend, ausgeschlossen worden wäre. Heutigstags findet nun so ziemlich das Gegentheil statt. Ferner: Wenn ein Mann sich zu jener Zeit erlaubte, in irgend einem Zirkel mit Damen kecke, ja fast zweideutige Anspielungen in seine Rede einzumischen, so fand er leichtlich Verzeihung, ja sogar Beifall, wofern seine Aeußerungen nur in die epigram-matische Form des Witzes oder der Galanterie einge-kleidet waren, wogegen ihn selbst diese Vorzüge heut-zutag vor allgemeinem Misfallen nicht sicher stellen würden. Hätte Einer sich aber vor einem halben Sä-culum den rücksichtslosen, unbescheidenen, und rohen Ton herausgenommen, der jetzt als eine freie Anschauung des Lebens Eingang findet, als „aufgeklärte" Ge-ringschätzung veralteter Formen, — Nichts hätte ihn freigemacht, aus der guten Gesellschaft verwiesen zu werden, als ein Mensch, der keine Erziehung verriethe. Ein Liebhaber vom vorigen Jahrhundert nahm nur wenig Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse, die er für untergeordnet der Alles überwiegenden Macht der Liebe ansah. In unsern Tagen wird ein Liebhaber

dagegen die Macht der äußeren Verhältnisse als überwiegend betrachten, und diesen seine Liebe untergeordnet sein lassen. Beide können sie auf diesen von einander verschiednen Wegen sich selber sowol, als der, welche sie lieben, das Leben für alle Zeit verderben, und nichts desto weniger können sie Beide von wahrer und inniger Liebe beseelt sein, ja selbst ritterliche Gesinnung besitzen.

Die Macht dieses Zeitgeists über die innersten Gefühle Einzelner, alle ihre Privatverhältnisse und ihre Ansichten von sich selbst und Anderen, jener schneidende Gegensatz, in dem dieselben menschlichen Leidenschaften, Tugenden und Schwächen in den verschiedenen Zeitläuften hervortreten, Das ist es, was (wie es sich mir nach eigener und der Erfahrung Anderer dargestellt hat) zu schildern meine Absicht war. Jedoch ist hier nicht zu übersehen, daß die Novelle ihre Gränzen hat, daß sie zum Romane sich verhält, wie ein Genrestück zum Historiengemälde. Und bei diesem Anlaße erlaube man mir, folgende, vor nun geraumer Zeit ausgesprochene, Worte zu wiederholen. „Ich sehe sehr wol ein daß es erhabenere Gegenstände giebt, doch kommt es mir vor, als überschritten sie gar leicht die Gränzen der Novelle; auf keinen Fall träume ich mir, gleich dem Aar in Regionen auffliegen zu können,

wohinauf das Auge, unbewaffnet, mir nicht zu folgen im Stande ist; nein, gleichwie die Schwalbe, baut der Verfasser der Alltagsgeschichte sich am Hause des Menschen an, und läßt da sein anspruchsloses Lied ertönen." *)

Und hiemit wünsche ich nachstehender anspruchslosen Erzählung den guten Empfang, der den meisten von ihren ältern Schwestern zu Theil geworden ist.

---

*) Aus der Kopenhagener fliegenden Post, Interimsblätter, 1834, No. 31.

I.

Die Revoluzionszeit.

Im letzten Zehend des vorigen Jahrhunderts war es, in der blutigsten Periode der französischen Revoluzion, als die neugeschaffene Republik eine Legazion nach Dänemark abschickte, um sich auf diplomatischem Weg von diesem neutralen Land die Anerkennung zu verschaffen, die ihre siegreichen Waffen sie in den kriegführenden Staaten hoffen ließen. Graf A. P. Bernstorf, mit kräftigem Arme sein edles Werk, mitten in der stürmischen Wüstenei des Krieges Dänemark wie eine blühende Oase zu bewahren, schützend, sah von seinen individuellen Ansichten von einer Ordnung der Dinge, wie sie damals in Frankreich herrschte, ab; er nahm diese Fremden wolwollend auf, und suchte die Wünsche Frankreichs mit den Intressen des Nordens zu verbinden. Außer der eigentlichen Legazion sandte die Republik noch drei sogenannte Commissäre, deren Auftrag dem Vernehmen nach darin bestand, Aufkäufe von Getreide zu machen, um die französischen Armeen zu versorgen; unter diesen Männern hatte

jedoch, wie es schien, wenigstens Einer auch diplomatische Geschäfte. Andere Landsleute kamen in deren Gefolge mit, es folgten theils als Abgesandte, theils als Reisende noch Mehrere nach, und an öffentlichen Orten sowol, als auf der Gasse sah man sie häufig, und zwar oft in ziemlich großer Anzahl, die stäts die Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Die Gemüter waren alle so tief von der französischen Revoluzion ergriffen, daß kaum wer, welches Alters, Geschlechtes, oder Standes er sein mochte, auf diese Franzosen mit ihren dreifarbigen Cocarden traf, ohne einen wolwollenden, oder haßvollen Blick auf sie zu werfen, und so anspruchslos und bescheiden sie auch einhergingen, blieb das Volk doch auf Gaßen und Straßen stehn, und sah ihnen nach, als wären es Leute aus dem Monde; und der heftige, oft in Streit ausartende, Wortwechsel, der in den meisten Kreisen über die großen Fragen entstanden war, welche in jenem Augenblick den gebildeten Theil des Menschengeschlechtes beschäftigten, schien bei dem Anblick dieser Republikaner neuen Nahrungsstoff zu gewinnen.

Bekanntlich zeichneten sich die Franzosen zu jener Zeit insgemein durch guten Ton, durch Leichtigkeit und Grazie im Umgange aus. Die hier besprochenen rechtfertigten bei jedweder Gelegenheit dies Vorurtheil,

und Diejenigen unter ihnen, welche man gleichsam die Anführer dieser kleinen Schaar nennen konnte, waren nicht allein liebenswürdige Menschen, sondern auch talentvolle Anhänger der Wissenschaft. Sie wurden bald gesucht und in die verschiedensten Gesellschaftskreise eingeführt; alle litterärischen Notabilitäten und Künstler schlossen sich ihnen aus natürlicher Sympathie an, und — unser, in dieser Periode glänzender und gastfreier — Handelsstand nahm sie mit offnen Armen auf.

In den wol bekannten reichen Häusern, wo Fremde aus allen Ländern eine festliche Aufnahme fanden, trafen sie in einer, wenn auch eben nicht freundschaftlichen, so doch durch Gastfreundschaft und den guten Ton geschützten Versammlung mit Diplomaten von den gegen Frankreich feindlichen Großmächten zusammen. Ihre Geschäfte brachten sie außerdem in Berührung mit verschiedenen Handelshäusern, auch solchen von zweitem Range. In einem von diesen, in einer vermögenden Kaufmannsfamilie, die ihren Wolstand bisher nur in einer ziemlich eingeschränkten Sfäre benützt hatte, war es merkwürdig zu sehen, welch ein neues Leben, welche neuen Gewohnheiten und neuen Ansichten allmählig mit diesen Fremden Eingang in dem Hause fanden.

Eines Sonntags saß diese Familie nach dem Mittagsmahle am Kaffeetische beisammen. Außer dem Großhändler Waller, einem Manne in seinen besten Jahren, seiner noch jungen, hübschen Gattin und seiner noch hübschern, sehr jungen Nichte, waren noch drei von den beinahe täglichen Gästen des Hauses da: nämlich der Bruder des Großhändlers, Justizrat Waller, königlicher Beamter, sein Sohn Ferdinand, Student der Rechte, und Criminalgerichts-Advokat Dalund, ein Mann mit einer gescheidten, höchst interessanten Fysionomie. Diese sechs Personen saßen ganz stillschweigend, als wären alle nur in eigene Gedanken vertieft, da. Die Frau vom Haus, mit der Zubereitung des Kaffees beschäftigt, ließ inzwischen gleichsam verstohlene Blicke über die kleine Gesellschaft hingleiten, während ihre milden Augen mit einem besonders melancholischen Ausdrucke vorzüglich auf dem Advokaten verweilten, der diese Blicke seinerseits mit einer Mischung von Zärtlichkeit und Verdrießlichkeit beantwortete. Der Bediente ging mit einem großen Präsentirteller mit Kaffeetassen um den Tisch, und bot sie den in einem Kreise sitzenden Herrn an. Der Justizrat nahm eine, indem er sagte: „In Gottes Namen denn! Das gehört auch zu unsern neuen Moden! In frühern guten Zeiten, da thatet ihr Zucker

und Rahm in die Tassen, jetzt hat man selber das Gethue. Da bekam man seine Tasse auch ordentlich voll, aber versteht sich, es war auch Kaffee und kein Extract, wie diese schwarze Mixtur da, die Einem das Herz zersprengen kann. Dürfte ich bitten, mir die Tasse mit Wasser zu füllen," fügte er hinzu. Madame Waller streckte die Hand nach derselben aus und sagte freundlich: „Verzeihen Sie lieber Schwager! Für nächstens werde ich mir merken, wie Sie es gerne haben."

Sie brachte ihm die Tasse selbst und setzte noch hinzu: „Ich fürchte daß ich heut in gar keiner Hinsicht das Glück habe, Ihren Geschmack zu treffen, denn ich bemerkte bei Tische, daß Sie die Speisen kaum versuchten."

„Liebe Schwägerin," erwiederte der Justizrat verbindlich, indem er ihre kleine feine Hand küßte: „Ihre Küche war heute wie jederzeit vortrefflich, allein ich hatte den Appetit verloren, weil wir so lange auf das Mittagessen warten mußten. Sie werden sich erinnern, daß wir in den vorigen guten Zeiten um zwei Uhr spätestens zu Mittag speisten, statt daß wir jetzt hier im Hause, nach den neuen französischen Moden, erst um drei Uhr und noch später zu Tische gehn."

„„Das thut mir leid, lieber Schwager! aber Waller hat diese Aenderung gewünscht. Man speist allgemein jetzt später, und Wallers Geschäfte in letzterer Zeit““ —

„Ja, und die Leute mit denen er in letzterer Zeit umgeht, und die verwünschten französischen Moden der heillosen letzteren Zeit, zufolge welchen Sie z. B. nicht einmal Ihren Mann, wie sonst, „„mein Mann,““ oder „„Peter,““ wie er getauft worden ist, nennen dürfen, sondern ihn mit dem Familiennamen „„Waller““ tituliren. Sie sollten doch lieber gar Herr Waller sagen!“

Die hübsche Frau schwieg, und da der Großhändler sich ihnen näherte, der sich indessen leise mit dem Advokaten unterhalten hatte, ging sie still auf ihren Platz zurück.

„Was zum Henker noch einmal giebts denn da?“ sagte der Großhändler und lächelte: „ich glaube du zankst mir meine Frau aus, du wirst ja vor der Zeit griesgrämig und mürrisch!“

„„Kann wol sein, es kommt von dem traurigen Aussehen der Zeit her.““

„Ach was! Die Zeit! Es sind ja eben ganz gute Zeiten, worin wir leben, Zeiten für die Rechtschaffenen, aber nicht für Könige, Adel und Pfaffen. Jetzt

ist die Tour an dem Kerne des Volkes. Wir sollten Gott danken, wenn es — nämlich einen giebt."

„„Na, das war einmal eine sehr hübsche Rede!""

„Höre, du! wir wollen für heute nicht mehr disputiren! Laß es jetzt gut sein! Komm nur morgen in unsere Gesellschaft. Da wollen wir uns einmal recht amüsiren und es soll Nichts fehlen. Wir werden einen frohen Tag haben mit unseren braven, französischen Freunden!"

„„Ja, das brave französische Geld, was du durch deinen Handel mit ihnen verdienst, das macht dich vergessen daß es Königsmörder und Bluthunde sind, die du da zu deinem Tisch einladest.""

„Was!" brach der Großhändler aufgebracht aus: „Geld, sagst du, sollte mich bewegen! mich, der für die Freiheit so begeistert ist, der Blut und Leben für Robespierre hingäbe!"

Die andern Herren näherten sich, und der Advokat sagte: „Nein, er hat zu viel edles Blut vergossen, als daß irgend ein braver Mann auch nur den kleinsten Tropfen Blut für ihn hingeben sollte."

„Bravo, Sie sind doch einmal ein gescheidter Mann!" rief der Justizrat aus: „Ja, Sie halten es mit mir der alle Tage sagt, daß die französische Revoluzion aus der tiefsten Hölle hervorgegangen ist."

„„Nein Herr Justizrat! weit entfernt hievon! Ich sehe die französische Revoluzion für ein Gewitter an, das die trüben Dünste zerstreut hat, welche die Jahrhunderte auf dem Horizonte des Menschenlebens gesammelt hatten. Ein furchtbares Gewitter, — wo es rast, aber wolthätig in seinen Wirkungen; ein Blitz, der so manche drückende Fessel brach; eine Umwälzung, die notwendig war zum Fortschritte des Menschengeschlechtes, und folglich nicht das Werk von einigen einzelnen Menschen, sondern eine höhere Notwendigkeit in des — Schicksals, oder wenn es Ihnen so lieber ist, — in den Händen der Vorsehung.""

„Nun," sagte der Großhändler, „nun ist die Tour an mir, auszurufen: Bravo, Sie sind einmal ein gescheidter Mann!"

„Ach!" sagte der Advokat, und zuckte mit den Achseln: „Ich fürchte es geht mir wie den Girondisten*), ich verderbe es mit beiden Parteien, denn ich muß leider gestehn, daß es mir, denke ich an die Grausamkeiten, die ein jedes Gefühl tief empörenden Abscheulichkeiten, die unter dem Namen der Gesetzlichkeit

---

*) Ihre tragische Geschichte hat uns jüngst Lamartine geistreich und poetisch herübergesandt in: Histoire des Girondins par *A. de Lamartine*. Paris, Furne & Co., 1847.

in dem unglücklichen Frankreich vorgehen, allerdings manchmal vorkommt, als ob böse Mächte in dem schönen Lande hauseten und rasten."

„Ja, ja!" brach nunmehr der Justizrat aus, „das ist verdiente Strafe für das zügellose Land. Laßt es die Männer der Freiheit nur versuchen, was es heißt, die große Masse loszulassen, wie eine wilde Koppel von Bluthunden. Ich scheere die Franzosen nun alle über einen Kamm; — ich möchte wünschen, sie hätten alle einen Kopf, und der Satan, deren rechter Fürst, baute eine Guillotine, so groß, daß der Hals, woran der Kopf hinge, so abgehauen werden könnte, daß das schlechte Blut sogleich in den Sund hinunterflöße; dann würde ich auf dem Zollhaus*) stehen und meine Augen recht weiden an den roten Wogen."

Der Großhändler rief heftig: „Das ist ja wieder ein infames Gerede, das, was du da sagst. Freilich ist die große Masse fürchterlich in ihrer Rache, aber, sie ist es ja auch, die geduldet und gelitten hat, und welche nun Gerechtigkeit übt."

„Gerechtigkeit?" fragte der Advokat: „auf diese

*) Bekanntlich ist der Platz vor dem Zollhause ein sehr beliebter Spaziergang der Kopenhagener, eine Art Boulevard.

Art üben auch die wilden Naturkräfte Gerechtigkeit, wenn sie Länder und Menschen schrecklich verderben. Sie sind — willenlos, und das ist eben der Pöbel auch; aber, von dem vulkanischen Erdreiche geht ja zuweilen erneute Fruchtbarkeit aus, und somit hoffe ich auch, daß aus Alle dem noch vieles Gute für die Welt hervorgehen wird, und wir können ja bereits schon nicht läugnen, daß durch die französische Revoluzion und die liberalen Grundsätze, die schon seit dem amerikanischen Krieg Eingang fanden in alle Länder der Civilisazion, mehr als ein drückendes Kreuz von den Schultern des Menschengeschlechtes gehoben ist. Die häusliche Despotie z. B., die vielleicht von allen die unerträglichste ist, und worunter die Kinder und Dienstleute in den meisten Familien seufzeten. Behauptet man dagegen, es sei das Familienband durch Frankreichs Beispiel jetzt aufgelöst, so thut man diesem Lande Unrecht, denn die Franzosen sind im Allgemeinen sehr gute Söhne und Brüder. Aber wie gesagt, ich will auf das Gute hoffen, das aus der gegenwärtigen Verwirrung hervorgehn wird."

„Ja, wenn erst einmal das Gute kommt, so ist wol noch Zeit, — wie man sagt, Bruderschaft mit dem Scharfrichter zu trinken."

Der Großhändler rief: „Was meinst du?"

„Ich — meine, daß diese herzlieben Franzosen, auf die du so gar viel hältst — deines Geschäfts und Vortheils wegen, es kann dir nichts helfen zu widersprechen, — diese Leute, frisch von der Leber weg gesprochen, doch nichts, als Mörder sind. Ihr Subject von Minister da, — wie er heißt — dieser Citoyen Grouvelle da, hat er nicht seinem armen Könige das Todesurtheil verlesen?"

Der Großhändler ging, zornig über ihn, weg, setzte sich mit den Worten: „Ich mag dir nicht einmal mehr antworten," in einen Winkel hin, nahm ein Buch, und blätterte in demselben.

Ferdinand gab nun auch sein Schärflein zum Besten, und sagte in bescheidnem Ton: „Lieber Vater! Citoyen Grouvelle war Secretair im Nazionalconvent; er mußte ja seinem Amte nach Jeden, der einmal zum Tod verurtheilt war, verlesen."

„„Fängst du auch mit an? Dich muß ich wirklich noch bitten"" — — —

Der Advokat fiel ihm in die Rede: „Verzeihung Herr Justizrat! Was Ihr Sohn da sagt, ist ja ganz wahr. Und ich will meinerseits noch hinzufügen, wiewol meine Bekanntschaft mit diesem französischen Minister noch nicht alt ist, so müßte ich mich doch sehr täuschen, wenn dieser so gutmütige, feine, ausnehmend

gebildete Mann bei der Ausübung dieser seiner amtlichen Pflicht sich nicht überaus unglücklich gefühlt hätte."

„Ja, gewiß!" brach Madame Waller aus: „mir ist, als sähe ich seine Lippen bei diesem Lesen noch zittern."

„Das hoffe ich nimmermehr!" rief der Großhändler aus seinem Winkel her: „Eine solche Schwachheit will ich ihm nicht zutrauen."

„Wenigstens," sagte Ferdinand, „will ich für meinen Theil hoffen, daß er dieselbe Empfindung bei dem Ablesen des Todesurtheils für jeden anderen politischen Verbrecher gehabt hat, selber für den Geringsten."

„Bist du toll?" sagte der Justizrat: „Da war ja ein höllischer Unterschied."

„Ja, das ist nicht in Abrede zu stellen," sagte der Advokat, „aber wir wollen uns über diese Dinge in keinen neuen Streit mehr einlassen. Gott weiß, wie unzählig viele Male sie zwischen uns und über die ganze Welt pro et contra plaidirt worden sind, so viel aber ist ausgemacht, daß die hier anwesenden Franzosen, diejenigen wenigstens, mit welchen wir Umgang haben, so entfernt davon sind, an den blutigen Handlungen ihrer jetzt herrschenden Regierung Antheil

zu haben, daß sie im Gegentheil die Gelegenheit ergriffen, sich den Verfolgungen zu entziehen, die auch ihnen schon drohten."

„Verläumdung!" brach der Großhändler aus: „sie sind ächte Republikaner, Robespierres Anhänger und Freunde."

„Ich will Ihnen nicht widersprechen, ich könnte Ihnen aber doch das Eine und das Andere erzählen, merkt' ich nicht, daß es einen Menschen in Ihren Gedanken herabsetzt, wenn er sich nicht gern wie ein unvernünftiges Vieh schlachten läßt."

Ferdinand sagte: „Ich kann doch die Ansicht nicht ganz unwahr nennen, daß es, — wenn ich es sagen darf, etwas Unedles hat, sein Vaterland in der Not zu verlassen. Sähe man seinen Geburtsort belagert und brennend, bliebe man daraussen? Würde man sich nicht lieber in die Flammen stürzen, als seine eigne geringe Person retten? Würde man seinen Freund in der Not verlassen?"

„Ja," versetzte der Advokat: „falls mein Freund von Sinnen wäre und mich umbringen wollte, so ginge ich ihm ganz sicherlich aus dem Wege."

„Nein, nein," sagte der Großhändler, „All das ist gewiß mit unsern werten Franzosen der Fall nicht; im Gegentheil, vor Kurzem war ich zugegen, wie ei=

ner von unsern berühmten Freiheitsmännern in ihrer Gegenwart sagte, daß Grouvelle nicht genug Energie besitze, daß er die Republik nicht würdig genug repräsentire; und die, welche von seinen Landsleuten da waren, schwiegen still oder räumten die Wahrheit ein."

„Hm!" sagte der Advokat: „So viel behaupte ich wenigstens, daß wenn man auch eigentlich nicht so ganz sagen kann, er repräsentire die Republik, so repräsentirt er doch die französische Nazion würdig von ihrer liebenswürdigen Seite, und wir sollten es der Republik Dank wissen, daß sie uns einen Mann von diesem Schlage, und keinen aus ihrem wilden Centrum geschickt hat."

Ferdinand sagte: „Ich will nicht alle Handlungen einer so strengen Regierung vertheidigen, aber kräftige Verhaltungsmaßregeln waren in diesem armen, außen vor Feinden und innen vor Verräthern zitternden Lande doch so höchst nothwendig. Es ist, wenn ich nicht irre, von Grouvelle selbst gesagt worden: „„Man gibt uns Gift, und verurtheilt uns nachher, weil wir Gegengift nehmen."" O! wie sollte es nicht jedes edle Herz entflammen mit anzusehen, was dieses Volk gelitten und gethan hat? Welches Schauspiel ist erhebender als ein Volk zu sehen, das für seine Freiheit kämpft? Wer kann in

einem solchen Augenblick Werth auf sein Leben setzen? Glücklich Derjenige, der seinen letzten Tropfen Blut unter der dreifarbigen Fahne vergießt."

„Nein, das ist zu viel!" brach der Justizrat aus: „Seinen eignen Sohn so reden zu hören!" Er erhob sich mit solcher Heftigkeit, daß er seinen Sessel umwarf. Madame Waller ergriff ihn beim Arm und führte ihn in ein anstoßendes Zimmer hinein. Der Advokat ging ihnen nach, der Großhändler erhob sich, er näherte sich Ferdinand, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Du bist ein braver Junge! Aus dir könnte was Besseres werden als so ein Rabulist, der auf Commando Weiß zu Schwarz und Wahrheit zur Lüge macht."

„„Ach, lieber Onkel! Wollte Gott der Vater dächte wie Sie! Wollte Gott daß ich den sieben Mal verwünschten juridischen Nonsens in's Feuer werfen und in der lebenden Welt rasche Begebenheiten eingreifen und dieses Leben auf's Spiel setzen dürfte, um ein wirkliches zu gewinnen!""

„Ja, ja," brach der Großhändler aus, „wer weiß, was noch geschehen kann, auch bei uns! Auch unsere Zeit kommt wohl noch!"

Claudine, die Nichte des Großhändlers, hatte still bei ihrer Arbeit in einer Fenstervertiefung gesessen,

hatte jedoch auf das Gespräch der übrigen Gesellschaft mit gespannter Aufmerksamkeit Acht gegeben. Sie näherte sich jetzt und sagte zu Ferdinand: „Hör', ist es denn wahr, was einer von deinen Freunden mir anvertraut hat, daß du ein paar hübsche Gedichte geschrieben hast, größtentheils über die französische Revoluzion, über das Schicksal Frankreichs von früheren Tagen, von seiner Heldin vor Alters, von **Jeanne d'Arc**?"

„Still," sagte Ferdinand, „laß um Gottes Willen meinen Herrn Papa nichts davon hören."

„Aber du wirst sie mir doch vorlesen? Das schlägst du mir nicht ab. Mein Herz schlägt vor Entzücken, sobald ich schöne, begeisterte Gedichte höre oder lese. Ein Gedicht von **Jeanne d'Arc**! meiner eignen Heldin! O! daß ich, wie sie, in den Krieg ziehn, Helm und Schwert tragen und irgend einem Helden der Freiheit folgen dürfte — dir z. B." fügte sie mit leiser Stimme hinzu, während ein hohes Purpurrot ihr die Wangen färbte.

Der Großhändler schlug seinen Arm um sie: „Du bist ein herrlich Mädchen! Du bist nicht umsonst meine Nichte, es fließt edles Blut in deinen Adern! Wollte G o t t, daß alle unsre Weiber dir glichen, so stünde es anders mit unserm Lande! — Aber, du, Ferdinand!

hast du so hübsche Gedichte geschrieben, warum giebst du sie denn nicht heraus, sondern setzest dein Licht unter ein Schaff?"

„Gott bewahre, lieber Onkel! Was würde mein Vater sagen?"

„Na! ja so! dann bist du ja um kein Härchen besser, als die, die du vorhin erst getadelt hast, weil sie ihr Vaterland in der Noth verließen; du willst also kein Scherflein beisteuern zu der guten Sache, aus Furcht, dein Herr Papa möchte ein paar Tage brummen, oder dir vielleicht Geld zu deiner Schneiderrechnung verweigern? Sieh, so sind sie, diese jungen Helden der Freiheit!"

„Es ist etwas Wahres an dem, was Sie, lieber Onkel! mir eben sagen, indessen — — — eines Vaters Wille."

„Passiar! darüber ist man jetzt bereits hinaus. Diese Familienbande! auf die blasen wir in unseren aufgeklärten Zeiten. Wenn mein Sohn groß wird, so sind wir, vorausgesetzt, daß wir uns mit einander vertragen, Kameraden, aber können wir das nicht, so geht jeder seiner Wege. Seine Freiheit soll er haben. Was siehst du mich so an, Claudine?"

„„Werde nicht böse, bester Onkel! aber dann müßtest du dich, bis er groß wird, in dieser Hinsicht sehr

ändern, denn jetzt bist du so strenge gegen ihn, daß die Tante oft darüber hat weinen müssen, obgleich sie nur seine Stiefmutter ist.""

„Ach was! Tante! sie ist ja wie Küsters Geske, sie kann eines guten Worts wegen weinen, und sie heult über den großen Buben, als wäre sie zweimal seine eigene Mutter. Aber lebe wohl! Ich gehe zu den Franzosen hin, ich habe etwas abzumachen mit ihnen. Adieu, Ferdinand! Uebrigens will ich dich jetzt zum zehnten Mal ersuchen, dein Sie fahren zu lassen. Wenn wir uns das nächste Mal sehen, sagst du Du zu deinem Onkel, so wie Claudine; ihr habe ich die altmodischen Manieren schon abgewöhnt, die für unsre Zeiten nicht mehr passen! — — — Ja, ich weiß wohl, daß es deinem Vater nicht recht ist, wenn du zu mir Du sagst, ich aber will nicht haben, daß du Sie zu mir sagst, und — das geht mich an."

Mit diesen Worten ging er zur Thüre hinaus. Als die zwei jungen Leute nun allein waren, sagte Ferdinand mit lautem Lachen: „„Ach, daß ich Helm und Schwert tragen und irgend einem Helden der Freiheit folgen dürfte! z. B. Dir!"" — „Mir! Ja, ich danke schönstens! ihr falschen Frauenzimmer! Ich weiß recht gut, wen du meinst."

„„Ach, Dummheiten! Wen sollte ich meinen?““

„Soll ich dir seinen Namen nennen? Ist der bloße Klang seines Namens dir schon eine süße Musik? nun, es ist auch wirklich ein recht wohlklingender, immer schöner, als **Trois oeufs** oder **Deux sous** oder ähnlich.“

„„O, Ferdinand! ich bitte dich!““

„Ei, du lieber Herrgott! ich glaube wirklich beinahe, die Thränen kommen dir in die Augen. Es steht doch recht schlimm mit dir. Na, meine süße Claudine! sei nicht bös! Du sollst einen aufrichtigen Vertrauten, einen wahren und verschwiegenen **Postillon d'amour** haben an mir. Ich gehe durch's Feuer für dich und den wackern Lusard. Weißt du wohl, daß ich für diesen kühnen jungen Mann bereits die wärmste Freundschaft fühle, der, um unter dem Banner der Republik zu streiten, Alles verließ? Ich sage es Jedermann, der es nur immer hören will, laut: Charles Lusard ist ein Meisterwerk der Natur, männlich und klug, wie er schön ist. Er sieht aus wie ein Heros der Vorzeit, wie ein Römer und hat auch die Gesinnung von einem ächten Römer. Wie Brutus hat er sich nicht bedacht, zwischen einem Menschen und dem Vaterland zu wählen.“

„„Was meinst du? Einem Menschen?““

„Ja, siehst du, er ist aus einem sehr vornehmen, adeligen Geschlechte, ist aber vater- und mutterlos, ohne eigen Vermögen. Sein reicher Oheim, welcher ihn erzogen hat, und dessen einziger Erbe er war, wanderte während der Revoluzion aus, und befahl ihm, entweder mit ihm zu gehen, oder enterbt und verstoßen zu werden von allen seinen Verwandten, die insgesammt Emigranten sind. Lusard wählte das Letztere und nahm als gemeiner Soldat Dienste bei der Armee. Er war mit bei den Feldzügen in Deutschland, schwang sich zum Kapitän und Adjutanten bei dem General Custine auf, und folgte ihm wieder nach Paris, als derselbe angeklagt wurde. Aber das traurige Schicksal des Generals*), das Lusard für unverdient hält, erschütterte ihn in so hohem Grade, daß er sehr krank ward, und als er endlich sich erholte, suchte er Gelegenheit, eine kurze Reise zu machen. Die Regierung sandte ihn mit Depeschen nach Copenhagen. Unter uns gesagt, ergreift er vielleicht auch die Gelegenheit, insgeheim Einiges von seinem schon erwähnten Oheim zu erfahren, welcher

*) Man zieh ihn, mit dem Feinde im Einverständnisse zu sein, und zwar sicherlich mit Unrecht; er sank, unter lauten Betheuerungen der Unschuld, am 29. August 1793 der Guillotine zum Opfer.

auf Jütland wohnt, wo er ein Gut käuflich an sich gebracht hat."

„„Aber von wem weißt du dieses Alles von Lusard? Hat er es dir selber erzählt?""

„Nein! ich weiß es durch den kleinen Doctor Aubry, der mit den Commissairen hierhergekommen ist. Der Mann hat eine seltene Offenherzigkeit; man würde nicht glauben, daß er früher ein Geistlicher war, wenn man die Tonsur nicht sähe, mit der er heute noch einhergeht."

„„Geht Lusard wohl wiederum zur Armee?""

„Ja, gewiß, Claudine! Du siehst ja ganz betrübt aus darüber. Du wendest dich unwillig von mir ab. Höre, meine beste Freundin! warum verstellst du dich vor mir, deinem brüderlichen Freunde? Ich preise dich hoch dafür, daß du Charles Lusard liebst; denn du liebst ihn, das weiß ich, und es wäre sogar abgeschmackt, wenn du mit einem solchen Menschen umgehn und dich von ihm anbeten lassen könntest, ohne mit ganzer Seele an ihm zu hängen. Zweifelst du an seiner Liebe? Auf Ehre und Seligkeit, er ist sterblich in dich verliebt. Neulich sagte er mir's selbst, als wir mit einander von da weggingen. **Je suis fou de cet enfant**, sprach er, und dann äußerte er mit einem gewissen wehmüthigen Ernst, daß Liebesglück doch einem armen Soldaten nicht be-

schieden sei, der nur um Ruhm oder Tod werben dürfe. Ich antwortete ihm jedoch, daß das Loos, von einem Manne, wie er, geliebt zu werden, schon soviel Glück und Ehre sei, daß schon eine bloße Erinnerung dran hinlänglich sein müsse, das Leben von einem Frauenzimmer auszufüllen, welches das Herrliche zu lieben und zu schätzen wisse, denn es gebe nur Wenige, die sich in ihrem trivialen Alltagsleben an einer solchen Erinnerung noch erheben könnten."

Claudine schwieg, aber sie war indessen ganz nahe zu Ferdinand getreten. Sie hielt seine Hand fest in der ihrigen, ohne sich dessen recht bewußt zu sein, und sah zu ihm empor mit Augen, die wie Sterne flammten.

Es kamen jetzt die andern Drei aus dem nächsten Zimmer. Der Justizrath rüstete sich wegzugehen, und sagte zu Ferdinand: „Geh' mit mir zu meinem Schwager, zu Commerzienraths hin, dort wollen wir heut Abend bleiben."

Ferdinand zuckte die Achseln. „„Ach, lieber Vater! Verschonen sie mich mit der Langweile. Ich habe mich außerdem schon wo anders hin versagt.""

„Da haben wirs wieder! Das ist auch wiederum so eine Frucht von unseren aufgeklärten Zeiten! Wenn mein Vater selig zu mir sagte: „„Geh' da,

oder dort hin,"" so mußte ich gehen, wenn ich auch vor Sehnsucht fast verging, wo andershin zu kommen."

„„Aber waren Sie bei dergleichen Gelegenheiten froh und dankbar gegen ihn?""

„Nein beim Teufel! Ich war toll, freilich! mit der Zeit hat man aber doch sein Guts von Zwang und Leid in seiner Jugend. Ja, geh nur hin, wo Du willst, und laß deinen Alten allein gehn."

Ferdinand ging mit ihm und sagte im Vorbeigehn zu Claudinen: „Sieh, fürs Erste muß ich jetzt doch mit ihm gehen. Der Onkel mag sagen, was er will, man kann sich, so gerne man auch wollte, von den eingewurzelten Vorurtheilen nicht ganz losmachen. Aber, nicht wahr? morgen werden wir Ersatz für die Verdrießlichkeiten so manches Tages haben?"

Sie gingen nunmehr, und Claudine schlich sich auf ihr Zimmer hinauf, um allein in der seligen Gewisheit zu schwelgen, mit der Ferdinands Worte ihre, bis jetzt genährten Zweifel, verjagt hatten.

Inzwischen war der Advokat mit Madame Waller allein in den untern Gemächern. Er drückte ihre beiden Hände an seine Lippen und sagte: „Lebewohl! ich muß gehn, und wie gewöhnlich muß ich mich mit eines kurzen Augenblickes Glück für den peinlichen Zwang vieler Stunden trösten. So will es mein Schicksal in

der letztern Zeit. Für jetzt also leben Sie wol! denken Sie auch ein wenig an Ihren armen Freund!"

„„Ach, Dalund! Sie betrüben mich mit Ihren fort und fort tristen Mienen und Worten. Was soll ich denn thun?""

„Ja, was soll ich denn thun? Mir Ihr allzu theures Bild aus dem Herzen reißen? Wollen Sie Dieß vielleicht haben?"

„„Ich brauche Ihnen nicht zu antworten. Sie kommen doch morgen?""

„Ich muß wohl, — denn obgleich ich vorherweiß, daß es mir schmerzlich genug sein wird, Sie in der berauschenden Atmosfäre zu sehen, welche hier herrschend wird um Sie, so will ich es doch lieber mit meinen eignen Sinnen sehn und hören, als gehn und es mir in der Fantasie vorstellen. Aber lassen Sie mich fortgehn, eh ich noch mehr Narrheiten hersage."

Mit diesen Worten drückte er ihre Hand an seine Brust und eilte hinweg. Mit einem tiefen Seufzer sah sie ihm nach, und blieb, wie in tiefe Gedanken verloren, unbeweglich stehen, mit einmal aber riß sie sich los, rief nach den Dienstboten und beschäftigte sich eifrig, indem sie Befehle ertheilte und selbst mit theilnahm an den häuslichen Vorbereitungen zu der festlichen Gesellschaft, die Tags darauf Statt finden sollte.

Ziemlich spät am Abende, als die beiden Damen des Hauses allein beisammensaßen, kam der Großhändler nach Hause. Er sah äußerst vergnügt aus und zog ein Packet hervor, legte es auf den Tisch und sagte: „Was meint ihr wohl, daß ich hier an euch Damen habe? Es ist Putz, spornstreichs von Paris, Geschenke von unseren französischen Freunden, welche sie euch durch mich zusenden, und die ihr unter euch theilen könnt, wie ihr wollt."

Claudine griff hastig nach dem Packete und breitete mit den lautesten Ausbrüchen der Freude Bänder, Seidenkleider, und einen Gürtel mit Goldfransen aus, Alles in glänzender, französisch-nazionaler Dreifarbe. Madame Waller betrachtete diese Sachen mit schrecklicher Verlegenheit, während Claudine Stück für Stück an ihr Gesicht hielt und mitunter in den Spiegel sah.

„Nun, theile die Sachen jetzt mit Claudinen," sagte der Großhändler, „und natürlich müßt ihr euch morgen damit putzen."

Mit einer gewissen Angst erwiederte seine Gattin: „Nein, lieber Waller. Ich trage wahrlich nicht das Geringste von diesen Dingen. Es passt nicht, den trikoloren Staat uns zu verehren, ohne vorher zu fragen, ob wir damit gehn wollen oder nicht.

„Was soll das wiederum bedeuten?" brach der

Großhändler aufgebracht aus: „Fürchtest du dich vor den Aristokraten, und schämst dich der guten Sache?"

„„Nein, nein, aber es macht Aufsehen, diese Farben zu tragen. Alle sehn dem Frauenzimmer nach, das mit denselben angestiegen kommt, und was hat auch eigentlich eine Frau, oder ein Mädchen in Dänemark mit ihnen zu schaffen? Zu was Ende soll sie eine politische Farbe tragen? Was kümmert sie wol die Politik?""

Der Großhändler schlug seine Hände über dem Kopf zusammen. „Hat man je so etwas gehört! Schämst du dich nicht, einzugestehen, jene großen Anliegenheiten der Welt seien Etwas, womit du Nichts zu schaffen habest? einzugestehen, du seiest so egoistisch, oder so einfältig, daß dich nur dein liebes Selbst bekümmert? Sieh einmal das Mädchen da an das dich beschämt! Sie hat Enthusiasmus für das Große und Gute."

Claudine warf erschrocken die Bänder und alles das Uebrige von sich, und schlich sich in ein Winkelchen des Zimmers, wo sie ganz verblüfft stehen blieb.

Frau Waller sagte kalt: „Es sei nun wie es wolle mit meiner Selbstsucht und meinen andern Fehlern. Nur mit dem französischen Putz verschone mich gefälligst. Ich habe die Franzosen, die in unser Haus

kommen, recht lieb, und obgleich ich ihrer Sprache nicht ganz mächtig bin, seh' ich sie doch gern, aber ihre Geschenke trag' ich nicht."

Der Großhändler schlug zornig auf den Tisch: „Aber ich will, daß du sie trägst. Ich bin doch Herr, mein' ich, in meinem Hause. Morgen will ich euch Beide mit den Geschenken sehn, welche die höflichen Franzosen so artig waren euch zu schicken. Ich wollte wahrlich nicht wünschen, daß sie Zeugen bei diesem Auftritt wären!"

„Ich aber wollte," versetzte Madame Waller, „daß wir bei diesem Auftritt die höflichen Franzosen zu Zeugen hätten! Ich freute mich darüber, daß du seit deinem Umgange mit ihnen einen besseren Ton angenommen, heute Abend hat aber die Natur den Damm der Erziehung gewaltig durchbrochen."

„Ja, ja," sagte der Großhändler mit einer plötzlichen Sordine in seiner schreienden Stimme: „Ja, versteht sich allerdings — — — die Zeiten fordern ja eine gewisse — — — ja, versteht sich allerdings, gegen eine Dame — — — ja, theilt nun den Putz nach Belieben mit einander! — — — Ich muß einmal ins Comptoir."

Er ging, und Claudine lief alsbald auf ihre Tante zu, nahm sie bei der Hand, und sprach: „O, liebe

Tante, seien Sie doch nicht böse auf mich. Ich konnte nicht anders, als mich über die Sachen freuen, die Onkel uns brachte. Mir wär' es im Traume nicht eingefallen, daß es Veranlassung zu einem solchen Verdruße sein könnte, oder, daß es sogar was Böses wäre, diese Farben zu tragen."

Madam Waller streichelte ihr die Wange und sagte freundlich: „Nein, Kindchen! Es ist durchaus nichts Böses in dem, was du sagst, oder denkest, aber was diese so viel besprochenen Farben anlangt, so möcht' ich doch nicht, daß du sie vielleicht in Gesellschaft, oder wo anders, als hier zu Haus, trügst. Morgen, freilich! müssen wir allerdings was davon tragen, um nicht in Unannehmlichkeiten zu gerathen. Ich werde schon Einiges von diesen Bändern so anzubringen verstehen, daß es gerade nicht auffällt. Diese Rolle Band nehme ich; das Uebrige ist Alles dein; gebrauche es aber, wie ich gesagt habe."

„Das soll Alles mein Eigenthum sein?" rief Claudine voll Freuden: „Dieser schöne Gürtel! diese Kleider! diese Bänder! Alles? O, Dank, beste Tante! Du bist so gut! Ach, ich bin so glücklich in deinem Hause! Die köstlichen Vergnügungen all, nach denen ich alle meine — Tage umsonst geseufzt: Bälle, Theater und so viel Anderes noch, ich habe es reich-

lich bei dir genossen, und dennoch wiegt alle die Herrlichkeit die angenehmen Gesellschaften hier zu Hause nicht auf. Ich weine mir die Augen aus, wenn ich von hier fort muß, wenn Tante Malfred im Frühjahr von ihrer Reise heimkehrt, und ich wiederum zu ihr zurück soll. Sie ist so strenge und abgeschmackt."

„Du mußt dich aber doch erinnern, meine liebe Claudine, daß du ihr sehr vielen Dank schuldig bist! Verwaist von Vater und Mutter, kamst du in ihr Haus. Sie hat dich zu einer nicht gewöhnlichen Vollkommenheit herangebildet; nur wenige Mädchen können sich einer solchen Erziehung, wie du, rühmen."

„„Wüßtest du aber nur, wie gar wenig Freude ich doch bei ihr genossen, wie so oft ichs hören mußte, wie viel Ausgaben ihr meine Erziehung kostete, daß ich nur ein arm, unbedeutend Mademoisellchen sei, daß ich mir nach ihrem Tode Nichts erwarten dürfte, denn sie hätte kein Vermögen. Als ob ich je an dergleichen nur dächte! Und dann die Toteneinsamkeit im Hause! Da sitzen wir die langen Winterabende beisammen, ohne einmal den Mund aufzuthun, ich mit meiner Arbeit oder mit einem Buche, sie, indem sie Karten schlägt, oder auch über die Zeitungen sanft einschläft. Dann sitzt sie mit ihrem kleinen Möpschen auf dem Schooße, welches ganz abscheulich schnarcht, dann geb'

ich ihm manchmal einen kleinen Schlag auf seine dumme Schnauze, dann winselt das verzärtelte Thier auf, dann erwacht die Tante und schilt mich aus. Ja, das sind wirklich köstliche Abende!""

„Aber du könntest es ja auch lassen, den Hund jedesmal zu schlagen."

„„Ach nein! Es ist eben mein einziges Vergnügen. Aber da sind außerdem noch tausend andre Dinge. Jede Stunde des Tages werde ich gescholten ob meines Leichtsinns. Alles Unheil, das in den teutschen und däuischen Zeitungen aufgezählt wird, soll ich mir jedesmal zu Herzen nehmen. Wenn sie in Frankreich Könige und Prinzen und andere mir fremde Menschen guillotiniren, so soll ich heulen und weinen, und das ganze französische Land verfluchen. Ich kümmerte mich damals sehr wenig um ihren Haß gegen die Republikaner, aber — jetzt — — —""

Sie hielt mit einem Mal inne, und da zum Glück der Großhändler ins Zimmer trat, brauchte sie den Nachsatz ihrer Rede nicht zu vollenden. Man begab sich zum Abendtisch. Die beiden Gatten schienen auf beiden Seiten an einer gewissen Verlegenheit zu leiden. Claudinens fröhliche Gegenwart kam sehr recht. Ihr Ohm unterhielt sich scherzend mit ihr, und sagte mit Nachdruck, er könne nicht begreifen, wie er und seine

Bekannten ihre belebende Anwesenheit zu entbehren im Stande sein sollten.

Am nächsten Tage kam die eingeladene Gesellschaft zusammen, die, der viel besprochenen Ausländer nicht zu gedenken, deren Anzahl gerade in diesem Augenblick durch mehrere Durchreisende vermehrt war, aus Notabilitäten von Schriftstellern, Gelehrten, Künstlern und Anderen von verschiedenem Fach, aber von demselben politischen Glaubensbekenntnisse, bestand. Madame Waller, die der Mode jener Zeit gemäß einen kleinen, weißen, mit bunten Figuren durchwebten Flor um ihr blondes Haar geschlungen trug, hatte auf eine so schlaue Art einige tricolore Bänder dazwischen anzubringen gewußt, daß man erst bei näherer Betrachtung auf sie aufmerksam ward. Der Großhändler war indessen nicht faul, Alles darauf aufmerksam zu machen, und nun sammelten die Herren, die dänischen und französischen, sich um die hübsche Dame und bemühten sich, ihr um die Wette zu sagen, was man zu jener Zeit Schönheiten zu nennen pflegte. Derjenige von den französischen Commissairen, von welchem diese Geschenke sich eigentlich herschrieben, näherte sich inzwischen bescheiden und bat für seine Kühnheit um Verzeihung. „Von derlei Sachen," sprach er, „schickte man uns Eins und das Andere von Paris zu. Wir

zeigten solche Herrn Waller, und auf sein freundliches Wort wagten wir es, sie den Damen zu präsentiren, mehr als Kuriosität denn Etwas, wovon wir hofften, daß sie uns die Ehre anthun würden, es öffentlich zu tragen."

Der Großhändler sagte darauf, der Sprechende äußere sich wie ein Herr vom „l'ancien **régime**" und nicht wie ein Republikaner.

In diesem Augenblick trat Claudine ein, und sämmtliche Umstehenden stockten in ihrem Gespräche bei dem Anblicke ihrer Schönheit. Das tricolore Tuch umwehte ihr braunes Haar, und die hohen Farben an diesem hoben ganz besonders der dunkeln Locken Glanz, die blendend weiße Stirn und die regelmäßigen, schwarzen Augenbrauen. Um ihr weißes Kleid hatte sie den dreifarbigen Gürtel liegen, und weil er lang war, so war er zweimal um ihren Leib geschlungen, und auf der einen Seite wieder in einen Knoten zusammengeschürzt, wodurch ihre feine Taille sich mehr zu ihrem Vortheil zeigte, als es die gewöhnliche Mode dieser Zeit zuließ. Alle Herrn brachten ihr ihren Tribut von Bewunderung und Schmeichelei dar. Einer sagte, daß sie, auf solche Art ausgestattet, die Göttin der Freiheit bei den republikanischen Festzügen vorstellen und die Streiter für dieselbe begeistern könnte. Minister Grouvelle, dessen

Stärke in epigrammatischen Erwiederungen und Impromptüs bei den wenigen noch Lebenden, die ihn, als er sich in unserm Land aufhielt, gekannt*), in frischem Andenken stehen wird, antwortete mit jenem ihm eigenthümlichen feinen Lächeln: „Wol würde Mademoiselle Claudine im Stande sein, als Göttin der Freiheit

---

*) Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, eine kleine Probe von diesem seinem Talente aus dem Gedächtnis hier abzuschreiben, so, wie sie damals mit beigefügter Uebersetzung in einer kleinen dänischen Sammlung von Gedichten gedruckt zu lesen war, die bis auf den Namen jetzt vergessen ist. Dies wirkliche Impromptü ist während eines Spaziergangs in einem Garten entstanden, bei welchem eine Dame Grouvelle ersucht haben soll, ihr eine passende Inschrift zu einer kleinen Statue zu sagen, welche dort aufgestellt war, und die ein nacktes Kind vorstellte, das ein Herz in seiner Hand hatte, worauf er ihr auf der Stelle diese folgenden paar Zeilen angab:

N'offrant, qu'un cœur à la beauté,
Nu, comme la vérité,
Sans armes comme l'innocence,
Sans ailes comme la constance,
Tel fut l'amour dans l'âge d'or,
On ne le trouve plus, mais on le cherche encor.

Teutsch:

Ein Herz nur weihend der Schönheit Macht,
Nackt, wie die hehre Wahrheit lacht,
So waffenlos wie Unschuld ist,
Und flügelbloß wie Treue zu jeder Frist,
So war die Liebe in goldener Zeit,
Noch sucht man sie, doch ist sie, ach! so weit. —

für die Freiheit zu begeistern, aber sie würde ihr die Individuen zu gleicher Zeit abtrünnig machen."

Das junge Mädchen fühlte sich über alle Maaßen glücklich bei aller dieser Huldigung, und als man bald nachher zu Tische ging, erhielt sie ihren Platz neben Herrn Lusard, der sie mit aller der feinen, graziösen Galanterie unterhielt, die der Republik zum Trotze noch immer an den ritterlichen Ton gegen Damen Ludwig des Vierzehnten erinnerte, und die so ihre rechte Heimat in den schwebenden Nuancen der Sprache hat. Lusard vereinte indessen mit diesem verführerischen Elemente noch eine Art melancholischen Anstriches, der auf eine gewisse Tiefe der Leidenschaft und bedeutungsvolle Erinnerungen zu deuten schien, und so erlebte Claudine einen von den Momenten im Leben, in welchen die glänzenden Genien der Jugend, der Schönheit und Liebe den Becher mit Rosen kränzen, die keine Dornen zu haben scheinen.

In unserer Zeit wundern wir uns, wenn wir eine Darstellung der gesellschaftlichen Zusammenkünfte hören oder lesen, welche damals stattfanden. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie sich eine solche Freiheit in Umgang und Aeusserungen, ein so lebhaftes sich der Laune des Augenblicks Hingeben mit einem so feinen, so anständigen und doch in der

Hauptsache von Allem, was verletzend für den Einzelnen hätte sein können, so fernen Tone vereinigen ließ, was doch unterschiedliche noch existirende, sowol mündliche als schriftliche, Berichte beweisen. Es ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß eine gewisse oft Aergerniß bietende Rücksichtslosigkeit in Rede und Schrift, wenn man auf religiöse und sittliche Materien kam, zur Tagesordnung gehörte, aber dieses Unwesen trat in den besseren Kreisen der Gesellschaft nicht so schroff hervor, es hüllte sich in den Schleier des Witzes, des Epigramms ein, und überzuckerte seinen bittern Kern dadurch, wobei zugleich die Bemerkung gemacht werden mag, daß die Lustigkeit und das Komische das Anstößliche mildern, welches erst recht unausstehlich wird, wenn es eine sentimentale und heldenmüthige Maske annimmt; eine Meinung übrigens, welche unser jetziges, besonders das theaterbesuchende, Publikum nicht zu theilen scheint. Die Gesellschaft die sich an jenem Tage an der Tafel des Großhändlers Waller befand, war in der That, im Ganzen genommen, so, daß die alten Griechen, von ihren Symposien herkommend, sie nicht zu schlecht gefunden haben würden. Die launigsten Einfälle, die feinsten Artigkeiten, die ernstesten Gegenstände, treffend und doch leicht behandelt, wechselten unter den heiteren Gästen ab. Jeder schien für

diese Stunden des Lebens Bürde abgeworfen zu haben und auf einmal zu vergessen, und doppelt seine Individualität zu genießen. Als die sehr luxuriöse Mahlzeit vorbei war, ersuchte der Herr des Hauses die anwesenden französischen Gäste, die Gesellschaft durch das Absingen etlicher von ihren Nationalliedern zu erfreuen. Sie willigten sogleich ein, und Duveyrier, damals seinen eigentlichen und ruhmvollen Namen unter dem Taufnamen Honoré verbergend, begann als Vorsänger mit seiner klaren, starken Stimme die in der Geschichte und der Kunst jedenfalls unsterbliche **Marseillaise***)

*) Für die dem Französischen Fernerstehenden oder die dieser so berühmten Nationalhymne noch nicht Kundigen sei hier die teutsche Uebersetzung derselben, wie sie in O. L. B. Wolffs trefflichem Hausschatze der Volkspoesie („Sammlung der vorzüglichsten und eigenthümlichsten Volkslieder aller Länder und Zeiten u. s. w." Leipzig, bei Otto Wigand, 1846) S. 479 ff. steht, mitgetheilt:

Die Marseiller Hymne.

„Auf, auf zum Kampf, o! Frankreichs Söhne,
Die Freiheit ruft zur heißen Schlacht,
Nicht länger frevelnd uns verhöhne,
Nicht länger uns Tyrannenmacht! —
Hört, Brüder! hört, in allen Gauen
Brüllt Mord, brüllt der Wuth Rachelust;
In des Gatten Armen, an der theuern Mutter Brust.
Sie würgen unsre Kinder, Frauen.
Zu den Waffen seid bereit!
Auf, rottet euch mit Muth!

vorzutragen. Die übrigen Landsleute fielen im Chor ein, und ihr „Aux armes, citoyens!“ klang wie eine begeisternde Aufforderung zu Kampf und Sieg.

Marsch, marsch! Marsch, marsch, marsch!
Tränkt Feld und Flur mit schwarzem Feindesblut!“
(Original: „Formez vos bataillons,
Marchez, marchez,
Qu'un sang impur abreuve vos sillons.“)

„Was will der Haufen der Söldnerknechte,
Zu Frankreichs Untergang geweiht? —
Für unsre alten Volkesrechte
Seht uns zum heldlichen Tod bereit!
Ha! Schmach, im eigenen Vaterland,
Uns Schmach, Franzosen! uns nur Hohn;
Als unsrer tapfern Thaten Lohn
Erwarten uns nur Sklavenbande!
(Original: „C'est nous qu'on ose méditer
De rendre à l'antique esclavage.“)
Zu den Waffen seid bereit! u. s. w.“

„Erbebt, Tyrannen! und ihr, Wichte,
Erkauft, bezahlt mit fremdem Gold,
Erbebt dem nahenden Gerichte;
Mit Blut verzinst sich Sündensold!
Ein Volk, auf Sterben und auf Leben,
Zieht muthig gegen euch in den Krieg,
Und fällt ein Held für den Sieg:
Seht tausend neue sich erheben!
(Original: „La terre en produit de nouveaux.“)
Zu den Waffen seid bereit! u. s. w.“

„Der Eintracht Band seht uns umschlingen,
Vereint, stehn wir einer halben Welt;
Kein Feind vermag uns zu bezwingen,
Im Knaben schon reift uns der Held!

Wunderbar ergreifend klang der letzte Vers, der im Chor, in langsamem Tempo, einem Chorale gleich gesungen ward, und besonders rührend war es, diese Männer, die alle mehr oder weniger in dem Unglück des Vaterlandes gelitten hatten und noch litten, mit einer Innigkeit, die man andächtig hätte heißen können, jenes „**Amour sacré de la patrie,**“ anstimmen zu hören, woran sich so manche schreckliche, und doch erhabne Erinnerung knüpfte, z. B. die Hinrichtung der Girondisten, von welchen zuletzt nur noch einer übrig war, um diesen letzten Vers der Hymne zu Ende zu

---

Seit, Franken, einig; Brüder alle,
Bald dann endet jeder Krieg,
Mit Ruhm gekrönt, der Freiheit Sieg,
Dann länger nicht der Ruf erschalle:
„Zu den Waffen seit bereit! u. s. w.“

„Du, heilige Vaterlandsliebe,
(Original: „Amour sacré de la patrie.“)
Entflamme, stähle unsern Muth,
Wir huldigen dir in edlem Triebe,
O! segne unsre Kampfesgluth.
Stehe schirmend uns bei in der Schlacht;
Bewähren laß sich deine Macht
Zur Feindesschmach im hehren Streite!
(Original: „Que tes ennemis expirans
Voient ton triomphe et notre gloire.“)
Zu den Waffen seit bereit! —
Auf, rottet euch mit Muth!
Marsch, marsch! Marsch, marsch, marsch!
Tränkt Feld und Flur mit schwarzem Feindesblut!“

singen, ehe er seinen Unglücksgenossen in den gewaltsamen Tod hinein folgte. —

Auf des Großhändlers Befehl war ein Pianoforte in den Speisesaal gebracht worden, und gern kam Claudine dem Verlangen entgegen, den Gesang auf diesem Instrument zu begleiten. Als das Lied von Marseille vorüber war, stand Lusard vom Tische auf und zog den ganz neuen, in Paris soeben herausgekommenen „Chant de Victoire" von Chenier hervor. Er legte ihn auf das Notenpult vor Claudinen hin, indem er zugleich am Instrumente Platz nahm. Sie spielte hurtig das Heft durch, und nun scholl aus der von Begeisterung glühenden Brust der Republikaner dies herrliche Freiheitslied, das, was poetischen Werth angeht, ganz gewis über der Marseillaise steht, und wol eine bessere Schlußzeile in seinem Refrain verdiente, als das allzu wilde: „Périssent les rois!" Noch heut wird diese mit der Republik gestorbne, prächtige Siegshymne, woferne man sie durch irgend einen seltenen Fall antrifft, Jeden hinreißen, dessen Seele der Macht der Poesie und der Töne offen steht; um wie viel größer mußte erst ihre Wirkung in jener Periode und in einem Kreise gewesen sein wie der hier besprochene, wo die Singenden die Zuhörer begeisterten, und der Enthusiasmus dieser wieder die

Singenden entflammte? Eine fast zauberhafte Wirkung brachte die Strofe hervor, die von dem französischen Kriegsschiffe **Le Vengeur** handelt. Der pompöse Anfangsvers:

> „Lève-toi! Sors des mers profondes,
> Cadavre fumant du Vengeur!“*)

schon führt den Gedanken zum finstern Abgrunde hinunter; und wenn es dann heißt:

> „D'où partent ces cris déchirans?
> Quelles sont ces voix magnanimes?
> Les voix des braves expirans
> Qui chantent du fond des abîmes!**)

und der Chor dann einfällt: „**Vive la Republique!**“ so meint man diese tapfern Sterbenden zu hören, die, indem sie mit ihrem Schiffe versinken, die Luft erfüllen mit diesen ihren Abschiedsworten.

Alle waren hingerissen, aber Niemand mehr, als die zwei jugendlichen Gemüter Ferdinand und Clau=

---

*) Teutsch:

> Herauf! Tauch' auf aus der Fluten Schlunde,
> Des „Vengeur“ rauchendes Schiffeswrak!

**) Teutsch:

> Woher, woher dies Wehgeschrei? —
> Wer singet diesen Männerchor?
> Es ist der hohen Helden Reih',
> Die aus dem Abgrund ruft empor.

dine. Das leichterregbare Mädchen konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, und als der Gesang zu Ende war, ergriff Lusard ihre Hand, drückte sie heimlich an seine Brust, und sagte leise: „Ein intimer Jugendfreund und Verwandter von mir war auch mit auf dem „„Vengeur““. Ich lasse Ihre Thränen ihm gelten, und als Perlen auf die Stelle in der Tiefe fallen, wo er ruht.“

„„Ein Freund von Ihnen!““ brach Claudine in schmerzlichem Ton aus: „„o mein Gott!““

„Beklagen Sie ihn nicht! er starb einen prächtigen Tod.“

„„Aber seine Verwandten und Freunde, denen er theuer war, sie müssen seinen Verlust doch betrauern!““

„Ja, auch dies Glück ward ihm noch zu Theil. Es giebt Welche die ihn immer noch beweinen.“

„„Nennen Sie es ein Glück, denen, die man liebt, Trauer zu verursachen?““

„Ja, so egoistisch ist der Mensch! Vielleicht, ja wahrscheinlich, weiß man gar nichts davon, wenn man tot ist, aber ich gestehe, daß es mir selbst in der Todesstunde ein süßer Gedanke sein würde, wenn Sie zum Beispiel mich beweinten.“

„„Sie würden sich in diesem Gedanken sicherlich nicht täuschen.““

„Wollen Sie mir versprechen zu weinen, wenn Sie die Nachricht von meinem Tod erhalten?“

„„Gott verhüte daß Sie in Ihrer Jugend und Kraft sterben sollten! Wie kommen Sie nur auf solche Sachen?““

Lusard lachte. „Worauf fällt man nicht Alles, wenn man eben eine liebenswürdige Dame zu interessiren wünscht? Ich möchte mir das Ansehn geben, von Ahnungen heimgesucht zu werden, gleichwie Turenne, Heinrich der Vierte und andere berühmte Männer.“

Der Großhändler unterbrach dies Gespräch. Er rief sie zur Tafel zurück, um noch ein Glas Champagner auf die Wolfahrt und den Sieg der Republik zu leeren, worauf man sich erhob, und die Gesellschaft sich zerstreute in die anderen Gemächer.

Tags darauf sagte der Advokat zu Madam Waller: „Dasjenige, dem man ungerne entgegen sieht, das wendet sich oft zu unserm Besten, wenn es kommt. Es war mir gar nicht recht, daß Claudinchen diesen Sommer im Hause hier zubringen und eine stäte Suivante von meines Herzens Primadonna sein sollte. Aber, theils muß ich das gute Mädchen loben, weil sie sich in meiner Gesellschaft langeweilt, und sobald ich komme, die erste beste Gelegenheit zu gehen er-

greift; es muß eine ihr selber kaum bewußte Empfindung sein, die ihrer jungen Unerfahrenheit den Weg zeigt. Sie erweist mir indessen außerdem den unbezahlbaren Dienst, so stark mit den Herren zu coquettiren, die hierher kommen, daß ihre Gegenwart doch ein kleiner Damm wenigstens ist für den Flutenschwall von Galanterie, der sonst alle meine Seelenruhe rein fort schwemmen würde."

„Ihre Seelenruhe," versetzte Madam Waller, „schien mir, Gott sei Dank, in unsrer gestrigen Gesellschaft nicht angegriffen gewesen zu sein. Sie waren ja außerordentlich guter Laune."

„Ich bin ja kein junger Bursche mehr, ich mußte mich ja doch zu beherrschen verstehen, — aber Sie dürfen mirs glauben, daß ich es mehr als einmal nötig hatte. Sie mögen sagen was Sie wollen, diese Franzosen besitzen ein ganz eigen Talent, den Damen zu gefallen. Sie haben Etwas in ihren Augen, in ihrer Stimme, ja selbst in ihrer Sprache — — — Nicht umsonst sagt jene alte Parabel, daß der Teufel bei Evas Verführung französisch sprach, denn schon seit das Paradies durch dieselbe verloren ging, hat diese Sprache eine fast dämonische Macht über alle Evastöchter."

„„„Diese Sprache, die ich leider nur halbentheils verstehe?“““

„Leider? Sie seufzen ordentlich darüber!“

„„„Ach, Dalund! wenn ich seufzen sollte, so müßte es über diese Eifersucht sein, womit Sie sich selbst und mich ewig quälen. Hegen Sie Mistrauen zu mir? Habe ich Ihre Achtung verloren, weil ich so schwach war eine Liebe zu erwiedern, die wol jedenfalls strafwürdig ist?“““

„Was sagen Sie? Strafwürdig! Kommen wir immer wieder auf diese Gewissensskrupel da zurück? O! Eleonore, haben Sie vergessen daß ich Sie liebte, als Sie ein Kind noch waren beinah; daß Sie mein Stillschweigen unrichtig deuteten, daß Sie Ihre Hand während meiner Abwesenheit an einen andern Mann vergaben und so mein ganzes Leben mir verdarben? Waren Sie mir nun keinen kleinen Trost, keinen Ersatz schuldig für die Treue so langer Jahre, für eine Liebe wie die meinige? Habe ich je Ihre Güte misbraucht? Ist unser vertrautes Verhältnis nicht ein Geheimnis, um das nur wir beide wissen? Was lasen wir letzthin? Wie lauteten seine Worte, die Worte des französischen Filosofen und Menschenkenners? „„Ein Weib gehört keinem Anderen zu als dem, den sie liebt; mögen nun zwischen ihnen Ehemann, Vater, Rang,

Geburt, was immer stehen, es ist Alles zusammen ungültig."" Und hat er nicht Recht? Ist die Seele etwa unfrei? Können menschliche Gesetze den Geist in Banden schlagen?"

„„Ach, es klingt dieses sicher Alles recht hübsch und verständig, ich selber sage mirs oft, aber dennoch ist Etwas in mir, welches diesen Vernunftgründen Trotz bietet, welches mir Vorwürfe macht und mich auf eine Art ängstigt, wie ich es früher nicht kannte. Nur der einzige Gedanke ist mir ein Trost, daß ich vor diesem meinem Verhältnisse mit Ihnen im Grunde schlechter war, denn jetzt. Wie so Viele von meiner Bekanntschaft, lief ich allen leeren Vergnügungen nach; mein höchstes Glück bestand darin, recht den Hof gemacht zu bekommen; so war ich hinlänglich zufrieden; mein Putz war mir das Wichtigste von Allem. Der Umgang mit Ihnen hat mich veredelt, Sie haben mich gelehrt, an etwas Besserm Geschmack zu finden, ja ernstlich meine Pflichten zu erfüllen. Ich darf mir nun selber sagen, daß ich mein Hauswesen ordentlich besorge, daß ich Wallers Sohne eine gute Mutter bin, daß ich weit mehr nachgiebig und sanftmütig bin gegen Waller selbst, und gegen Jedermann dienstwillig im Umgange.""

„Und dennoch machen Sie sich Vorwürfe, Liebenswürdigste der Sterblichen?"

„„Ja, just jetzt, nachdem mir ein Licht aufgegangen, das mir in meiner versäumten Jugendzeit nicht geschienen hat, eben jetzt ist es mir oft, als ob eine innere Stimme mir zuflüsterte, daß ich doch eigentlich auf verbotnen Wegen gehe.““

„Theure Eleonore! Sie machen mich auf einmal glücklich und unglücklich. Würden Sie vielleicht wünschen, daß ich unser Verhältnis abbräche, daß Sie mich nie mehr zu Gesichte bekämen?“

„„Ach, nein! Ich würde einer Blume gleich verwelken, die keine Sonne hat, wenn Ihr Anblick und die Gewisheit Ihrer Liebe und Ergebenheit mich nicht belebten. Gott möge mir verzeihen! Ich bitte ihn täglich darum — — — Sie lächeln! Ach, Sie verstehen mich nicht — — — Es ist mir unmöglich ganz wegzuwerfen, was mir seit der frühsten Kindheit eingeprägt ward, was zugleich mit mir aufgewachsen ist, und gerade in dieser meiner späteren und besseren Zeit sind mir alle diese Gedanken noch näher gerückt. Ich weiß nicht, wie, aber ich kann sie nicht entfernen.““

„Das sollen Sie auch durchaus nicht, es steht Ihnen ganz allerliebst.“ —

In diesem Augenblick kam der Großhändler mit zweien seiner Freunde nach Hause, die beide sowie

der Advokat mit der Familie zu Mittag speisen sollten. Die Eintretenden machten alle Drei ein so auffallend besondres Gesicht, daß sowol die Hausfrau als Claudine, die in demselben Augenblick eintrat, stutzten und kaum zu fragen wagten. Sie hatten auch keine Zeit dazu, denn der Großhändler brach sogleich aus: „Habt ihr die gräßliche Neuigkeit schon gehört? Robespierre ist gefallen! Denkt einmal wie schrecklich! Er ist guillotinirt. Was sagen Sie dazu, Dalund?"

„„Ach, ich sage daß die Guillotine und er so intim mit einander geworden waren, daß es nicht anders als vorauszusehen war, daß sie ihn selbst einmal in die Arme schließen würde.""

„Ist es möglich daß ich solche Worte von Ihnen hören muß? Aber was soll man sagen, wenn sogar die Republikaner selbst — — — o! ich schäme mich beinahe es zu erzählen. Ich lief zu ihnen hinaus, ich dachte sie in der größten Verzweiflung zu finden, aber davon war nichts zu entdecken; und als ich meine Furcht darüber äußerte, daß nun natürlich die Zeit der kräftigen Maaßregeln vorüber sei, antwortete — ja, ich will ihn unserer alten Freundschaft zu Liebe nicht nennen, aber er antwortete, die Franzosen wären keine so rohe und wilde Nazion, daß es nötig wäre, sie mit einer solchen Unmenschlichkeit zu regieren. Ich

wurde so böse, daß ich auf der Stelle meinen Hut nahm und ging."

„Wer er auch war, der diese Worte sagte, ich kann ihm durchaus nicht Unrecht geben," sagte der Advokat: „denn nicht die französische Nazion, sondern ihre Hefe war es, die gerast hat unter dem Regiment der Jakobiner, und nicht zum Spaß nehmen diese Abwesenden an jedem Posttag die Zeitung in der Angst in die Hand, darin Nachricht zu erhalten, daß ein Freund, ein ihnen nahe Verwandter als Opfer der Guillotine gefallen sei."

„O! in Zeiten wie die unsrigen muß ein Patriot sich hinaussetzen können über das Unglück, das seine Person angeht, und nur denken an das öffentliche. Ich habe übrigens was von dem jungen Lusard gehört, was gut ist, was ich wirklich loben muß."

„Was ist es, lieber Onkel?" fragte Claudine.

„Für den Augenblick bleibt es noch ein Geheimnis, du erfährst es aber wohl, wenn es Zeit ist."

Claudine sah sichtbar vergnügt aus bei den Worten des Onkels, eine frohe Ahnung schien in ihr aufzusteigen, und ihre innere Zufriedenheit brach in hohe Flammen der Freude aus, als der Großhändler ein Etui hervorzog, es öffnete und es ihr mit den Worten reichte: „Sieh, was ich dir zum Dank für gestern

geben will, weil du so liebenswürdig warst und ich Ehr' einlegte mit meiner Nichte. Sieh, diesen glänzenden Stern sollst du haben, um ihn an der Schleife deines trikoloren Tuchs festzumachen, und diese Ohrringe da passen dazu."

Mit beinahe kindischer Freude flog Claudine auf ihr Zimmer hinauf, schlang das dreifarbige Tuch um ihre Locken, befestigte den Stern über ihrer weißen Stirn, und setzte sich die Ohrringe ein. Sie betrachtete ihr Bild mit unendlichem Wolgefallen im Spiegel, und indem sie im Stillen für sich wiederholte: „Welch' schöne Tage sind doch das! Ich weiß gar nicht, wo ich hin soll vor lauter Freude und Seligkeit!" — eilte sie zur Gesellschaft hinunter und setzte sich zu Tische mit Augen, die prächtiger funkelten als die köstlichsten Gesteine der Erde.

Auf der Straße an der Küste besaß der Großhändler ein Landhaus. Jede Woche brachte die Familie hier einige wenige Tage zu, jedoch selten mehr als von Sonnabend bis Montag Abend, und der Herr des Hauses blieb in der Regel nicht einmal so lang. Eines Dienstags in der Frühe kam Ferdinand und sprach lange unter vier Augen mit seinem Onkel, der sogleich ausging, und als er wieder heimkam, zu seiner Frau sagte: „Es ist hübsches Wetter, und es

wäre mir angenehm, wenn wir uns heut Abend auf unser Landhaus hinausbegäben, und für's Erste bis übermorgen dorten blieben. Sobald ich meiner heutigen Abrechnung quitt bin, fahr' ich mit."

Es war schon später Abend, als man am Landhause anlangte, das unweit eines Fischerdorfes lag. Die Frauenzimmer bemerkten, daß der Großhändler was Besonderes vorhaben müsse. Er ging in Begleitung des Bedienten zu den Fischern hinab, gab ihnen Geld und besah sich etliche kleinere Böte, und als er wieder heim kam, that er Fragen an seine Frau über häusliche Einrichtungen, ohne daß man im Geringsten begreifen konnte, in welcher Absicht. Kurz vor dem Schlafengehn ging er nochmals ans Ufer hinaus, sah nach dem Winde und äußerte einige Muthmaßungen, wie sich das Wetter am nächsten Tag machen würde. Umsonst fragte Frau Waller, was denn so Ungewöhnliches los wäre. Der Großhändler lächelte und schwieg. Sie ängstigte sich im Stillen über alles dies. Claudine tröstete sie und sagte: „Glaub mir nur, das Ganze ist was Angenehmes, womit Onkel uns überraschen will. Ich freue mich darüber. Es ahnt mir, daß wir morgen einen glücklichen Tag haben werden."

Am nächsten Morgen, als die Damen beim Kaffee saßen, und auf den Großhändler warteten, der bereits

in aller Frühe ausgegangen war, kam dieser endlich und sagte: „Nun muß ich euch in das kleine Geheimnis einweihen, um dessentwillen ich mit euch herauszog. Unser Lusard und ein Emigrant sind hinter einander gekommen in einer kleinen Ehrensache; Jener sprach nämlich kürzlich an irgend einem öffentlichen Ort beleidigend von der französischen Republik und Armee, und da kamen sie in Streit und forderten einander. Soeben sind sie mit den Sekundanten in einem kleinen Fischerkahn von hier abgefahren, um auf Hveen*) ihre Sache mit einander abzumachen. Ferdinand ist Lusard's Sekundant. Sie haben auch einen Chirurgen natürlich mit sich."

„Also ein Duell!" brach die Frau aus; „abscheulich!"

„„Nein, prächtig; es ist ein notwendiges Uebel zu unsern Zeiten. Fällt Lusard, so stirbt er in seinem Berufe, indem er sein Vaterland, den verdammten Emigranten gegenüber, in Schutz nimmt, fällt dagegen der Andere, so ist es meine Absicht, Lusard zu verbergen, bis wir ihn fortzubringen im Stande sind, denn wie die Sachen stehen, darf und kann er seinen Minister nicht um Schutz ansprechen. Sorgt also da-

*) Eine Insel im Sunde.

für, daß ein paar Zimmer oben bereit sind um ihn aufzunehmen, wenn es nötig sein sollte.“

Claudine, deren frohe Ahnungen so ausgingen, war kaum im Stande sich zu erheben, und das Zimmer zu verlassen. Mit zitternden Knieen eilte sie auf ihr Stübchen hinauf, und warf sich auf einen Sessel. Das Fenster ging in den Garten hinaus, das Zimmer stieß aber an ein anderes, von dem man die Aussicht nach dem Strande hatte. Sie dachte daran, hineinzugehen und über das Meer nach dem verhaßten Eilande zu schauen, wo in eben diesem Augenblicke das verwegene Spiel um Leben und Tod gespielt werden sollte! Sie trat matt an die Thüre und öffnete sie, machte sie jedoch gleich wiederum zu und ging auf ihren Platz zurück. Sie besaß nicht den Muth hinauszuschauen nach dem bedeutungsvollen, gespensterweißen schroffen Felsen. Sie bebte bei dem Gedanken, das Boot sich dessen Küste nähern zu sehen. Jetzt erst fühlte sie daß sie den jungen Fremdling liebte, der, wie es auch gehen mochte, nun einmal für sie verloren zu sein schien. — „Nun verstehe ich seine Worte an jenem Abend nach dem Gesange. Er ahnte seinen Tod! O Gott! laß ihm doch sein liebes Leben noch! Laß ihn siegen über den Unmenschen, der zielen wollen kann nach einem solchen Herzen! O könnte ich mich

doch nur dazwischen werfen, um den Stoß mit meiner Brust aufzufangen, welcher der seinigen zugedacht war! Wo soll ich in meiner Seelenangst hinfliehen?"

Sie sprang auf und warf sich auf ihre Kniee, sie faltete die Hände, streckte sie hoch über ihrem Haupte aus und begann zu beten; aber ihre Hände und Augen senkten sich zur Erde. „O! mein Gott, könnte ich doch noch beten wie damals, als meine Eltern krank lagen! Da konnte ich doch weinen, da konnte ich beten. Aber jetzt! Ach, was soll ich glauben? Lebt denn ein Vater im Himmel? Ist Gott nicht so fern von uns armen Menschen? Die Unschuldigsten und Besten leiden und sterben, ohne daß ihr Jammer nur irgend eine Macht im Himmel und auf Erden rührt. Mußten nicht auch meine Eltern sterben, obgleich ich damals so inbrünstig für sie betete? Nein, es gibt keine Zuflucht mehr als im Tod! Ja, das ist Trost! Stirbt Lusard, so kann ich gleichfalls sterben." —

Sie warf sich mit dem Gesichte auf den Boden, erhob sich wiederum, ging unruhig auf und ab und sank endlich auf den Sessel zurück. So brachte das arme Mädchen bleich und zitternd mehre Stunden zu, deren Leiden sich besser denken als beschreiben lassen. Eine gewisse Emsigkeit der Beschäftigungen im Hause, und die Unruhe des Herzens, die die Theilnahme an

dem jungen Hausfreund dem Hausherrn und der Hausfrau eingab, war die Ursache daß man sich nicht weiter um Claudine kümmerte. Endlich hörte sie ihren Onkel in das anstoßende Zimmer kommen, das Fenster öffnen und zu Jemanden, den sie an der Stimme für den Bedienten erkannte, sagen: „Hier durch das Fernrohr kann ich sie kommen sehen.“ — Und nach einer Pause brach er aus: „Ich sehe zwei Böte. Das eine davon nimmt den Weg hierher. Der Wind ist gut. Sie können bald hiersein. — — — Ich kann Ferdinand im Boote stehen sehen, aber von Lusard sehe ich nichts. Tod und Pein! Da liegt Einer auf dem Boden des Fahrzeuges! Sollte er gefallen sein? Lauf', was du kannst, nach dem Landungsplatz hinunter; ich komme auf der Stelle nach.“ — Dieses Gespräch, das in abgebrochenen Perioden der unglücklichen Claudine ans Ohr schlug, wurde mit einem Herzklopfen vernommen, das sie einer Ohnmacht nah brachte. Plötzlich fühlte sie sich von einer eignen Kraft ergriffen, sie sprang auf und lief noch schneller als der eilende Bediente zur Brücke hinab, von deren äußerster Endspitze sie mit starren Augen dem sich nähernden Boote folgte, in dem, wie man nunmehr deutlich sah, ein Mann lag, zugedeckt mit einem Mantel, während ein anderer (Claudine erkannte in ihm einen Arzt wieder)

ihm auf des Bootes Boden zur Seite saß, und Ferdinand wie fest genagelt, die Augen gleichsam fragend auf das Angesicht des Letztern heftend, dastand. Claudine war in einem jener Momente, worin der Mensch sein Dasein vergessen zu haben scheint, und in einer Spannung, die, indem sie alle Gefühle übertäubt, bewirkt, daß man den Schmerz nicht mit dem rechten Bewußtsein empfindet. Das Boot war nun nahe am Landungsplatz. Der Großhändler nebst Dienstleuten, und Fischer kamen auf die Brücke. Sie drängten die arme Claudine beiseite, ohne weiter auf sie Acht zu geben.

Der Großhändler rief Ferdinand zu: „Ist er tot?"

„Nein, aber verwundet!"

Das Boot legte endlich an, und Ferdinand sagte zu seinem Onkel: „Wir bringen ihn zu Ihnen hieher, anstatt nach dem Friedrichsspitale, wie es anfangs unsre Absicht war. Er wollte so ungerne ins Hospital, er wollte durchaus in sein Logis, wo er es auf keine Weise gut haben kann. Der Doctor meinte auch, der nächste Ort wäre der beste, weil er großen Blutverlust erlitten hat und außerdem — — —"

Der Großhändler unterbrach ihn: „Mache nicht so viel Aufhebens! Alles ist zu seiner Aufnahme in Bereitschaft."

Mit größter Vorsicht ward nun der Kranke ins

Haus hineingetragen, begleitet und gefolgt von einem ganzen Schwarm Anwesender. Claudine ging schweigend und blaß mit den Uebrigen, Ferdinand näherte sich ihr, legte ihren Arm in den seinigen und flüsterte ihr ins Ohr: „Du hier! Arme Claudine! Glaub' mir, ich habe während der ganzen traurigen Geschichte an dich gedacht.“

Während nun der Arzt und die andern Männer mit dem Verwundeten beschäftigt waren, schloß sich Claudine in ihr Zimmer ein, und suchte sich zu fassen. Es war also doch noch ein Funken Leben, also doch auch Hoffnung da. Der Geliebte war unter einem Dache mit ihr, das war ihrem Herzen ein großer Trost.

Nun klopfte es an ihre Thüre und Ferdinand trat mit einem lächelnden Gesichte ein. „Gott sei Dank!“ rief er, „die Wunde ist nicht tötlich. Unser guter Doctor hat die beste Hoffnung. Unser Pazient soll nur Ruhe und Pflege haben. Ich eilte hieher, um dir diese gute Nachricht zu überbringen.“

Da brach Claudine in Thränen aus, sie faltete die Hände und rief: „O Gott! Dank, Dank sei dir!“ Ganz unmittelbar kam dieser Ausbruch aus ihrem vollen Herzen, und trotz ihren obenerwähnten Aeußerungen mußte sie sich, ihrer selber halb unbewußt, beugen vor dem Gedanken an eine gnädige Vorsehung,

einem Gedanken, von welchem doch kein Zeitalter und kein Mensch sich ganz losreißen kann.

Als die Familie nun nach der Bewegung, die dieser Vorfall hervorgerufen, etwas zur Ruhe kam, wurde man endlich nach einem langen Hin- und Herstreiten einig über die Verhaltungsmaaßregeln, die ergriffen werden sollten für des kranken Gastes Pflege. Dem Großhändler war es unmöglich, und Frau Waller wollte nicht länger von der Stadt wegbleiben. Sie entschuldigte sich mit der Haushaltung, die ihre Gegenwart erheischte, und schlug vor die Hausjungfer zu schicken, ein ältliches und höchst zuverlässiges Frauenzimmer, um alles Nöthige zu besorgen. Claudine verlangte mit den inständigsten und schönsten Bitten, bleiben und die Aufsicht über die Verpflegung des Kranken haben zu dürfen. Ihre Tante widersetzte sich ihrem Wunsche, der Großhändler indessen fand so viel Gefallen an ihrer, wie er es eben nannte, heldenmütigen Denkungsart, daß er gerne seine Zustimmung gab, besonders als Ferdinand der jungen Freundin Wunsch unterstützte, und sich gleichfalls anbot, so lange bei Lusard zu bleiben, bis er sich auf dem Wege der Besserung befände. Er hatte dem Arzt bereits zugesagt, in der kommenden Nacht bei dem Kranken wachen zu wollen. Man wurde nun darüber einig,

die erwähnte Hausjungfer zugleich mit einer Wachfrau aus der Stadt zu schicken, wohin sich die Herrschaft des Hauses noch desselben Nachmittags begab, um sogleich die besagten Leute sowol als auch das eine oder das andere in diesem Fall etwa nötige Requisit zu senden. Claudine blieb nun, zu ihrer großen Zufriedenheit, zurück, und ihrem Dringen nachgebend, führte sie Ferdinand auf einen Augenblick an das Bette des Kranken. Als Lusard sie bemerkte, streckte er beide Hände nach ihr aus, und sagte mit matter Stimme: „Ist es möglich? Sind Sie es wirklich selber? Wie bin ich doch glücklich! Gesegnet sei meines Gegners Degen!“

Claudine fand kaum Zeit darauf zu antworten; Ferdinand nämlich, über die Aufregung erschrocken, in welche seine Unvorsichtigkeit den Kranken gebracht, führte sie auf der Stelle aus dem Zimmer hinaus, und sie durfte sich die nächsten Tage dem Kranken nicht nähern, außer, wenn er schlief, und selbst da war ihr nichts weiter vergönnt, als bei der halbgeöffneten Thür hineinzugucken. Sehr erschrack sie daher, als Ferdinand einmal mitten in der Nacht, als sie schon zu Bett war, plötzlich in ihr Schlafzimmer trat und sie bat, aufzustehen und zu Lusard hinein zu kommen. Das Wundfieber war ziemlich heftig, und in seiner heißen Fieberfantasie rief der Leidende fortwäh-

rend nach ihr. Sein unruhiger Fiebertraum gaukelte ihm, Vergangenheit und Gegenwart vermischend, vor, Claudine befände sich vor dem Revoluzionstribunale und sollte am nächsten Morgen mit seinem früheren General auf das Schaffot steigen. Seine Angst erreichte einen solchen Grad, daß er sich aus dem Bett stürzen wollte, und Ferdinand sah keinen Ausweg, als den Versuch zu machen, was Claudinens Gegenwart auszurichten im Stande sei. Der Pazient erkannte sie sogleich, er ergriff mit einem lauten Ausbruche der Freude ihre Hand; er war augenblicklich beruhigt und legte sich still nieder, jedoch ihre Hand fortwährend so fest in der seinen haltend, daß sie nicht die geringste Bewegung um sie herauszuziehen machen konnte, ohne dadurch den Schlummer zu stören, worin er lag, und die Liebende blieb mit inniger Zufriedenheit, ohne sich zu rühren, bis spät am Morgen am Lager sitzen. In sein Anschauen versunken saß sie da, und betrachtete dieses edle, blasse Angesicht, und bemerkte die besorgte Hausjungfer, welche indessen gekommen war, um ihr eine Tasse Kaffee zu bringen, erst, als diese sie anredete und bedauerte, daß man ihrem jungen Fräulein die Nachtruhe entzogen.

Sie betrachtete jetzt den Kranken, der so ruhig zu schlummern schien, daß Claudine errötend ihre Hand

aus der seinigen frei zu machen wagte. „Ach, du guter Herrgott!“ sagte die ältliche Hausjungfer: „Es ist doch eine rechte Sünde, so einen schönen Menschen so elendig daliegen zu sehen! Es sind doch recht schlechte Zeiten, in denen wir leben!“

„Ja, ist er nicht schön?“ sagte Claudine; „finden Sie nicht auch, liebe Jungfer Susanne, daß er so, wie er da liegt, dem hübschen Kupfer zu Hause im Wohnzimmer gleich sieht, welches den schlafenden Endymion vorstellt?“

„Das Bild habe ich mir wahrhaftig nie genauer angeschaut, ich dachte aber, wie ich so stand, und den armen jungen Mann da ansah, daß er — — Gott verzeihe mir's! ich meine nichts Böses damit! aber mir scheint, daß, wie er so daliegt mit seinem schwarzen Haar und dem gekräuselten Backenbart, er unserm lieben Heiland gleicht, wie er in der großen Bilderbibel conterfeit ist, da wo er im Schiff liegt und schläft.“

Von dieser Stunde an leuchtete es sowol dem Arzte, als der übrigen Umgebung ein, daß Claudinens Nähe wie ein heilender Talisman auf den Kranken wirkte, mit dessen Besserung es nach Verlauf einer kurzen Zeit ungewöhnlich schnell vorwärts ging. Der Großhändler kam öfter als gewöhnlich auf das Land-

haus hinaus, und auch Madam Waller kam öfters und machte dem Pazienten von Zeit zu Zeit einen kleinen Besuch. Ferdinand hielt sich so lange ganz draußen auf, bis Lusard das Krankenbett zu verlassen und herumzugehen im Stande war; dann zog er auf einen oder auf zwei Tage fort, kam aber in der Regel wieder zurück.

Nun wollte Frau Waller Claudinen mit sich nach Hause haben. „Mein liebes Kind!" sprach sie, „es schickt sich nicht, daß du bei diesem jungen Mann heraußen bleibst, der deiner nun nicht länger bedarf." — Claudine aber setzte sich dagegen und versicherte, Lusard sei bei weitem noch nicht ganz hergestellt, Convenienz und Gerede der Leute dürften keinen Menschen abhalten zu thun, was gut und recht sei, Lusard reiste ja ohnehin bald nach Hause nach Frankreich, und wollte sich nur so weit erholen, um seine Reise antreten zu können.

Frau Waller wandte ein, bis dies geschehn könnte, dürfte noch eine längere Zeit hingehen. „Aber Tante!" sagte Claudine, und ließ ihre großen Augen mit einem wehmütigen Ausdrucke auf Frau Waller ruhen: „Bedenke, daß wir ihn dann vielleicht nie wieder sehen."

Die Thränen rannen ihr bei diesen Worten die Wangen herab. Die Tante sah mitleidig auf sie, seufzte

aus tiefstem Herzen auf, strich dem jungen Mädchen mit der Hand über das glühende Angesicht und sagte mit leiser Stimme: „Ach, meine arme Claudine! Ich habe nicht das Herz dich zu betrüben, aber möge Gott verhüten, daß ich dich auf mein Gewissen bekomme zu meinen andern Sünden!"

Claudine, seelenvergnügt, der Gefahr so entronnen zu sein, welche ihr drohte, konnte nicht unterlassen, diese kleine Begebenheit zu erzählen, als sie des Abends allein mit Ferdinand und Lusard im Zimmer des Letzteren zusammen war. Sie sprach mit Wärme von der Güte ihrer Tante, ihrem liebenden Herzen, das allezeit durch den Kummer Anderer gerührt ward, und führte hiezu mit Verwunderung die letzte Replik derselben an, als etwas ihr in dem Munde einer so vortrefflichen Frau Unerklärbares.

Ferdinand lächelte auf eine eigne hinterhaltige Art: „Daß sie eine ganz vortreffliche Frau ist, von einem frommen und liebenden, ächt weiblichen Gemüte, das ist auch meine Meinung, was sie aber meinte mit dieser ihrer Aeußerung, das ist mir doch sehr klar; ich weiß wol, was ihr ihr Gewissen belastet. Du brauchst mich nicht so erschrocken anzusehen, Claudine! Denn diese Sünde, die sie so schrecklich ängstigt, ist so groß, — daß ich eine solche Sünde, ich für meinen

Theil wenigstens, wie man sagt, auf einem Stück Butterbrod verspeisen würde. Sie hat einen Liebhaber, das ist die ganze Sache."

„„Einen Liebhaber!"" rief Claudine aus: „„Wer sollte denn das sein um Gottes Willen?""

„Wer sollte es anders sein als Advokat Dalund! Glaubst du's nicht? Du lieber Himmel! Du bist wirklich zu unschuldig für ein Mädchen, das bereits ins achtzehnte Jahr geht."

„„Es ist unmöglich! Pfui! es ist garstig so Etwas nur zu denken.""

„So, ist es garstig? Ich habe den Onkel sehr gern, aber glaubst du dem ungeachtet, daß ich die Tante deßwegen weniger gern habe? Im Gegentheil! Siehst du, ich bin meine sechs und zwanzig Jahre alt; es sind jetzt sieben Jahre, daß sie mit dem Onkel Hochzeit hielt. Da war ich bereits alt genug, um Augen im Kopfe zu haben. Sie war damals ein Mädchen von ungefähr zwei und zwanzig Jahren; Dalund war ihre erste Liebe und sie hatte drei Jahre auf ihn gewartet. Er war in die weite Welt hinausgereist und ließ nichts von sich hören. So freite der Onkel um sie und sie nahm ihn. Aber ich kann dich versichern, daß sie damals und in den ersten drei Jahren nach der Vermählung ein, was man sagt, gefallsüchtiges, eitles

Gänschen war. Nachher kam dies Verhältnis mit ihrem alten Liebhaber. Es ist ein Mann von Verstand und Bildung, und nun würdest du die Tante nicht wieder erkennen, wenn du sie vor vier, fünf Jahren gekannt hättest, so liebenswürdig ist sie geworden."

„Ja," sagte Lusard, „es ist wirklich eine einnehmende Frau. Sie sieht aus, wie man die Göttin Ceres abbildet, mit den reichen blonden Haaren, der vollen Figur, dem milden Ausdruck in dem hübschen Gesichte."

„Ich kann, ohne eben zu übertreiben, versichern," sagte Ferdinand, „daß sie auch diesen schönen Ausdruck des Gesichtes erst mit der übrigen Besserung erhalten hat."

„Ja, ja!" brach Lusard aus: „Wahre Liebe ist die Zaubermacht, welche Verstand, Schönheit und Tugend verleiht."

Claudine schüttelte mit dem Kopfe: „Aber eine verheiratete Frau! Die Heiligkeit der Ehe!"

„Nun! fängst du jetzt auch das alte und abgedroschene Lied an, das schon lang mit so vielem Andern zu Grab geleiert ist? Die Heiligkeit der Ehe! Ja, das ist eine schöne Heiligkeit, wenn zwei Menschen, die einander nicht leiden können, in einer Verbindung mit einander leben sollen, die nur das herz-

lichste Gefallen an einander, die wärmste Liebe zu einer nicht für beide Theile unausstehlichen zu machen im Stande ist. Und diejenigen dagegen, die von Liebe für einander erglühen, dürfen sich nicht nähern, wenn nicht ein Geistlicher sie copulirt und zu ihnen gesagt hat: „„Von heute an sollt ihr Eheleute sein!““ Und obgleich Leiden und Kummer im Ueberfluß auf diesem Ehestand ruhn, und nur Liebe und sympathetische Ansichten es auch ermöglichen, diese Leiden mit Manier zu ertragen; und wenn ihr euch auch tausendmal darüber ärgert, daß ihr an einander gekettet seid: so sollt ihr doch thun, als ob ihr über eure Gefangenschaft froh wäret, — das ist mehr, als von einem gefangenen Geschöpfe nur verlangt wird; das hat doch das Recht zu brüllen und in seinem Käfig herumzufahren vor Ungeduld und Zorn; aber was euch arme Menschen anbelangt, so soll es bleiben wie es einmal ist, ohne daß Jemand trennen kann, was Gottes Hand zusammengefügt hat: als ob der Herr der Natur Etwas mit der Natur so im Widerspruch stehendes, so Unvereinbares mit den Gefühlen, die er selbst in das menschliche Herz gepflanzt hat, nur wollen könnte.“

„Aber,“ sagte Lusard, „dieses sogenannte unzertrennliche Band ist ja jetzt nicht mehr unauflöslich,

wenigstens in Frankreich nicht. Bei uns ist es leicht wieder zu zertrennen."

„Ja," versetzte Ferdinand, „der Himmel sei gepriesen für jegliches Band, von dem die arme Menschheit losgemacht wird, und dies ist wohl eines der schwersten, aber diese Loslösung ist noch nicht sanktionirt von unseren, ja wol nicht einmal von euern Sitten, und diese Scheidung ist auch nicht angenehm."

„Aber, was soll man denn thun?" fragte Lusard.

„Man soll," erwiederte Ferdinand, „wie die wahren Liebenden der Vorzeit, Heloise und Abälard, so begeistert von den Vorzügen des Geliebten sein, daß man alle Bande verschmäht, welche der Freiheit Schranken setzen. Was ist Liebe ohne Freiheit? Was gibt mir Gewisheit für die Liebe, wenn der Geliebte nicht mit mir brechen kann, ohne vorher Umstände zu machen? Was ist süßer in einem solchen Liebesverhältnis, als eben das Geheimnis desselben? Ist die Liebe nicht heilig? Und wird das Heilige nicht profanirt durch fremde, neugierige Augen?"

„Das ist Alles ganz in der Ordnung," brach Lusard aus: „Glücklich, wem eine Heloise zu Theil wird! dennoch ließe sich Vieles gegen Ihre Theorie einwenden. Wir armen Sterblichen sind der voll-

kommenen Freiheit nicht fähig. Blut und Leben geben wir hin für sie, aber — —"

Er unterbrach sich selber, Claudine und er sahen auf einander hin mit unbeschreiblichen, bedeutungsvollen Blicken.

Es war in den ersten Tagen des Monats, welcher in unserm Clima sehr oft der allerschönste im ganzen Jahre ist, und nicht selten für einen nicht freundlichen Sommer Ersatz gibt. Durch seinen klaren und milden Himmel, durch seinen eigenthümlichen aromatischen Duft, durch die Abwechslung der Farben, womit er die Blätter der Bäume schmückt, durch den Sternenglanz seiner Nächte, verdiente der September wol noch mehr als die Frühlingsmonate, die Jahreszeit der Liebe genannt zu werden. So kam er auch Lusard und Claudinen vor. Er war fünf und zwanzig, sie kaum achtzehn Jahre alt. Er hatte die erste Leidenschaft entzündet in ihrem jungen Herzen, so wie man auch wol sagen konnte, was er ihr wiederholt vorsagte, daß sie seine erste Liebe, und — fügte er hinzu, was er sicher fühlte, auch seine letzte war. Allein und sich selbst überlassen, hielten sie sich den ganzen Tag in dem hübschen Garten auf, wandelten Arm in Arm am Ufer des Meeres auf und ab, und sahn den Mond und die Sterne ihre Stralen auf dem Spiegel der Flut sich brechen,

deren Wellen, mit sanftem Plätschern, ihre verliebten Gespräche mit melodischen Taktschlägen zu begleiten schienen.

In dieser schönen Zeit kam Ferdinand eines Abends in einer sehr frohen Stimmung. Er verehrte Claudinen ein Büchlein und sagte: „Du sollst die Erste sein der ich diese **primula veris** meiner Muse darbringe. Du siehst, daß ich meinem Gelüste uud der Aufmunterung meiner Freunde, mein Glück als Schriftsteller zu versuchen, nicht zu wiederstehen im Stande war. Meine Lieder mögen nun hinausfliegen in die Welt; ob man sie werthschätzen wird wie Lerchen, oder ob man sie wie Sperlinge verachten wird, wird die Zukunft zeigen."

Claudine dankte freudig; fragte aber etwas furchtsam: „aber was sagt dein Vater dazu?"

„„Ja, das wird auch die Zukunft lehren, und die Zeit ist nicht sehr fern, denn in ein paar Tagen wird das Buch durch den Buchhändler versendet, und zwar mit meinem Namen auf dem Titelblatt, denn mit oder ohne, es ist gehüpft wie gesprungen.""

Lusard, den man vom Inhalt dieses Gespräches in Kenntnis setzte, bedauerte sehr die Gedichte seines Freundes nicht zu verstehen. Ferdinand lächelte und sagte: „Ich wußte vorher daß du mit dieser Klage

kommen würdest, und unternahm es daher, dir ein Gedichtchen zu übersetzen, das sich gerade an unser Gespräch von neulich über das Glück der freien Liebe anschließt. Aber du mußt meine Fehler gegen die Sprache mit meinem guten Willen dir zu gefallen, entschuldigen."

Claudine wollte ihres Freunds und Vetters Eintritt in den Sängerkreis des Parnasses durch ein Fest feiern. Sie ließ den Abendtisch in einem Lusthaus im Garten, um welches sich Weinranken, die noch von der Fülle der Trauben strotzten, und noch blühende Caprifolien schlangen, decken. Mit raschen Händen wand sie Blumenkränze, womit sie den gedeckten Tisch schmückte, auf dem ruhig in der Stille der Nacht die Lichter brannten, während der Mond seine bläulichen Lichtstralen auf den Tisch und die Blumen hinwarf, wie um das irdische Kerzenlicht zu beschämen, und der Planet Venus hoch am Himmel mit zitternder Bewegung neugierig durch die Blätter der Laube schaute. Unter belebten und heiteren Gesprächen nahm die kleine Gesellschaft ihr Mahl ein, gegen dessen Ende Ferdinand sein Gedicht vorlas, das in so guten französischen Versen verfaßt war, als es von einem Ausländer nur zu verlangen war, und dem er ein paar Schlußstrofen beigefügt hatte, die sich auf Charles

Lusard bezogen. Diese waren eigentlich das Schönste vom ganzen Gedichte; sie athmeten ein Jugendfeuer, eine Herzlichkeit und Feinheit, die Jedermann ansprechen mußten, und die die zwei Zuhörer ganz hinrissen. Lusard bog sich zu dem Verfasser hinüber, schloß ihn in seine Arme, dankte ihm mit Thränen in den Augen, bat um das kleine Gedicht, legte es in seine Brieftasche, und versicherte ihn, daß es ihn nie, weder im Leben noch im Tode, verlassen würde.

Claudine ergriff einen von den Blumenkränzen, setzte ihn Ferdinand auf, und sagte scherzend: „Wir müssen den Dichter krönen. Es sollte freilich ein Lorberkranz sein."

„Nein," rief Ferdinand aus, „ein Blumenkranz paßt sich besser für einen jungen Sänger. Des Lorbers dunkles, feierliches Ehrenzeichen geziemt mir noch nicht. Das kommt mehr unserm tapfern Freunde zu, der hier sitzt; aber in Ermanglung desselben wollen wir ihm den andern Kranz geben. Sieh, wie hübsch ihm die bunten Blumen um sein dunkles, lockiges Haar stehen!"

„Ach!" seufzte Lusard: „nur ungern schlingen sich die Blumen um ein Soldatenhaupt; der Soldat muß sie niedertreten auf seinem mühsamen Weg, und zur Strafe wird ihm kein Blumenkranz zu Theil."

„Doch wenn er heimkehrt zu seinem Herde,“ antwortete Claudine.

Mit von Entzücken leuchtenden Augen brach Lusard aus: „Von der Hand der Liebe und der Schönheit! Ja, darauf wollen wir hoffen! Was ist das doch für ein glücklicher Abend heute! Es ist, als feierten wir ein Freudenfest in den schönen Tagen Griechenlands. Die Luft ist mild, das Weinlaub rankt sich rings um unsere Laube. Unsere Häupter sind mit Blumen bekränzt. Ja, es sind Götter hier zugegen. Als Libazion zu Föbus Ehren, des Vaters der Dichtkunst, gieße ich hiemit meinen Becher Wein auf die Erde.“

Claudine rief begeistert: „Und ich den meinigen zu Ehren der milden Luna, die dorten zu uns hereinblickt.“

„Und ich,“ brach Ferdinand aus, „weihe den meinigen dem kleinen Gotte Amor, seine Mutter thront dort oben am Himmel und betrachtet uns.“

Es war spät geworden. Ferdinand stand auf um nach Hause zu gehen. Auf einmal sagte er: „Potztausend! Ich habe ganz vergessen, daß der Onkel mir einen Brief mitgegeben hat, welchen er erhalten, welcher aber dich angehen soll, Claudine, und den du lesen solltest.“

Claudine griff hastig nach ihm, und sprach: „Er ist aus Teutschland von Tante Malfred.“ Sie las ihn mit sichtbarer Unruhe durch, rief aber darnach aus: „Viktoria! Nun, der Tag ist in Wahrheit ein glücklicher! Tante bittet den Onkel, mich den Winter über noch bei sich zu behalten, indem sie beschlossen hat, sich für die Zukunft im Mecklenburgischen niederzulassen, wohin ich bis zum nächsten Frühjahr, sobald sie sich erst eingerichtet hat, auch kommen soll. Nun Gott sei Dank! Es ist noch lange bis zum Frühjahr.“

„Ich sollte dir auch melden,“ sagte Ferdinand, „daß Onkel und Tante morgen mit einem teutschen Herrn, einem jungen Kaufmanne, welcher den Brief mitgebracht hat, herauskommen; der Herr soll dich persönlich von Tante Malfred grüßen, die denn, Gott sei Dank! nicht meine Tante ist, da sie deiner Mutter Schwester ist.“

Ferdinand stieg nun zu Pferde, und die Liebenden begleiteten ihn ein Stück Wegs und wandelten dann einsam längs dem vom Mond beglänzten Gestade heim.

Auf einen besonders vergnügten Abend folgt selten ein glücklicher Tag. Die Familie von der Stadt brachte eine kleine Gesellschaft mit, und außer dem erwähnten

Kaufmanne aus Teutschland kamen mehrere von den französischen Hausfreunden mit, die ihrem kranken Landsmann in der letzten Zeit abwechselnd Besuche gemacht. Lusard war längst wieder vollkommen hergestellt, aber es fiel dem jungen Liebenden allzuschwer, sich loszureißen von dem Paradies der Liebe, in welchem er lebte. Vor seinem eignen Gewissen und vor der Welt entschuldigte er sich damit, daß er erst auf Antwort auf ein paar Briefe warten wolle, ehe er im Stande sei, seine Abreise zu bestimmen. Nun überbrachte ihm der französische Legazionssecretär einen Brief, und der Großhändler einen andern, deren Inhalt ihn sichtbar zu verstimmen schien. Vor dem Mittagstische ging die Gesellschaft in dem Garten herum. Der französische Minister nahm Lusard bei Seite und ging in einer Allee auf und ab mit ihm. Claudine, die indessen den teutschen Kaufmann unterhielt, ging absichtlich dieselbe Allee auf und ab, so daß sie fortwährend den beiden andern Herrn begegnete, aus deren Mienen und Bewegungen sie ängstlich den Gegenstand des Gespräches derselben zu errathen versuchte.

Bei Tische saß sie in der Nähe Lusards und ihres Onkels, und ihre bange Ahnung ward zur Gewisheit, als der junge Franzose sein Glas ergriff, und, sich an den Großhändler hinwendend, sagte: „Lassen Sie

mich Ihnen danken für die glückliche Zeit, die Ihre allzu große Güte mir auf diesem schönen Ort zu verleben vergönnte, auf diesem Orte, den ich leider jetzt verlassen muß, wo aber meine Gedanken stäts verweilen, und wohin alle meine Wünsche mich zurückführen."

Der Großhändler antwortete verbindlich, und als Lusard äußerte, daß er in ein paar Tagen in die Stadt zurückziehen, und die nächste Woche seine Reise antreten wolle, lud der gastfreundliche Wirth ihn zu einer kleinen Abschiedsgesellschaft am Tage vor seiner Abreise ein. Die beiden Liebenden sahn einander schweigend an, mit einem Ausdruck, der nur von Frau Waller bemerkt wurde. Sie seufzte tief auf und empfand einen Schmerz, als ob ihr guter Engel ihr einen bittern Vorwurf zuflüsterte.

Spätabends, als die Gesellschaft sich entfernt hatte, und die Liebenden allein waren, schloß Lusard seine Geliebte mit tiefer Wehmut in die Arme. „O! meine Claudine," brach er aus: „Niemals habe ich empfunden, was ich in diesem Augenblick empfinde. Dich zu verlassen muß schwerer sein, als das Leben selber zu verlassen."

Sie weinten Beide, und nachdem sich ihr trauriges Herz durch den lindernden Thränenstrom erleichtert,

sagte Lusard: „Laß uns in unsere geliebte Laube gehn und ruhig mit einander zu sprechen suchen. Hör' mich an, meine Claudine! Wir wußten es ja Beide, daß ich nicht würde hier bleiben können. Pflicht und Ehre rufen mich. Aber meine große Schuld gegen dich lastet schwer auf meinem Herzen. Nicht stark genug, meine Leidenschaft zu beherrschen, habe ich mich in dein unschuldiges Herz eingeschmeichelt, um vielleicht dein ganzes schönes Leben zu verderben. Es ist nicht das erste Mal heute, daß diese Gedanken in meinem Herzen erwachen, und wie leichtsinnig ich auch handelte, so hatte ich doch einen Plan gefaßt zum Troste für uns Beide. Du weißt, daß ich einen Onkel habe, der meines Vaters Bruder ist, der während der Revoluzion emigrirt ist, und der sich nachher in einer der dänischen Provinzen niedergelassen hat. Die Politik hat jedes Band zwischen uns entzweigerissen; aber obgleich es mich nie reuen wird auf einer andern Sinne der Partei zu stehen als er, so thut es mir doch leid auf einem beinahe feindlichen Fuß mit einem Manne zu stehen, den ich trotz unserer verschiedenen Ansichten in hohem Grade verehre und liebe, einem Manne, der mir meine Kindheit erheitert und meine erste Jugend geleitet hat. Nun dachte ich: die Macht der Jakobiner ist doch gewis durch Robespierres Fall gebrochen; mein bedräng-

tes Vaterland wird wie ich hoffe wieder frei athmen können. Nun gilt es nur, die Feinde zu besiegen, die dem Lande von außen drohen, und das war ja von jeher meine Bestimmung. Ich habe deshalb an meinen Onkel geschrieben, habe ihm Alles gesagt, was ich dir jetzt sage und ihn von ganzem Herzen gebeten, sich wieder mit mir zu versöhnen. Ich hatte hiebei im Sinne ihm, im Falle er mir verziehe, mein Verhältnis zu dir anzuvertrauen und ihn zu ersuchen, dich in seinem Hause aufzunehmen und dich mir zu bewahren, bis das Kriegesglück mir einen so ehrenvollen Rang erworben haben würde, daß es mir möglich wäre, meinen besten Schatz heimzuholen und von seinen Händen zu empfangen. Er ist gut und hatte stets Nachsicht mit meinen Thorheiten bewiesen. Aber lies selbst, was er mir schreibt!"

Der Brief war ungefähr von folgendem Inhalte: Daß **Le Duc de Montalbert** keinen **Citoyen Charles Lusard** kenne; daß er einen Brudersohn verloren, den er mit Wohlthaten überhäuft hätte; daß wenn **Citoyen Charles Lusard** diesen jungen Mann zufällig kennen sollte, er ihm sagen solle, daß sobald er wieder den edeln Namen und die loyale Denkungsart seiner Väter annähme, die dreifarbige Cokarde mit Füßen trete und für den König und sein eigenes adliges Wappen

in den Kampf zöge, würde **Le Duc de Montalbert** ihn als einen lieben Sohn aufnehmen, aber jedem Republikaner, welcher es wagen würde, seinen ländlichen Aufenthaltsort zu betreten, würden seine Jagdhunde den Weg aus seinem Hofe weisen.

„Kann ich ihm Folge leisten, Claudine?“ fragte Lusard, als sie ihm schweigend den Brief darreichte. Tadelst du mich etwa, wenn ich bekenne daß trotz meiner Verzweiflung darüber, daß ich dich jetzt zu verlassen genöthigt bin, in meinem Herzen doch ein brennendes Verlangen lebt, mich mit meinen tapfern Waffenbrüdern zu vereinigen, eine heiße Lust, den berühmten Anführern zu folgen, deren Namen schon jetzt über das erstaunte Europa tönen? Verzeihst du mir daß auch ich mein Blatt aus ihrem Lorberkranz verlange?“

„Ach, Lusard!“ brach Claudine aus: „Glaube nicht daß ich dich zurückzuhalten suchen würde, wenn ich es auch wirklich könnte. Nein, deine Ehre ist mir heilig. Sei nicht traurig um meinetwillen! Sag nicht, du habest mir die ganze Lebenszeit verdorben. Nein, es möge kommen was da wolle, der Gedanke daß du mich geliebt hast, die Erinnerung an die Tage der Liebe, wird mir das stolze Bewußtsein verleihen, das mich in meiner noch übrigen Lebenszeit aufrecht-

erhalten wird, wenn ich auch in noch so geringen Verhältnissen sein, und noch so viel Unbille erleiden sollte von Anderen. Wenn ich wieder mit Tante Malfred alleinsitze, werde ich mich nicht mehr über unsere schweigsamen, todten Abende beklagen, denn Dein Bild, die Hoffnung dich wieder zu sehen, wird mir Gesellschaft leisten. Unser Freund Ferdinand sagte einmal: Nur wenige Frauenzimmer haben in ihrem trivialen Alltagsleben solch eine schöne Erinnerung, um sich dadurch zu erheben."

„Meine Geliebte! mein holdes Weibchen! Du entzückst mich! Du gibst mir Trost und frische Hoffnung ein. Ja, es kann nicht mehr lange dauern, bis unsere tapfern Heere uns den Frieden erkämpft haben. Bin ich alsdann noch am Leben, so komme ich ungesäumt nach Dänemark, und hole meine liebenswürdige Frau nach der glücklichen, freien Heimath heim. Aber, ach! meine Freundin! es können Jahre hingehen, ehe der glückliche Tag erscheint, und wenn ich dann zurückkomme und dich in eines Andern Armen finde, was wird dann aus mir Armen werden? Der junge Teutsche z. B., der heut hier war, der dich mit Augen ansah, welche ich wol verstand. Deine Familie wird ihr Ansehen bei dir zu brauchen wissen, und — —"

„O, schweig, Lusard! Niemals, niemals werde

ich einem Andern angehören. Ich werde mit Hoffnung und geduldig deiner harren, und sollten auch meine Haare bis dahin bleichen."

Es ging Claudinen wie es einem Jeden geht, der an der Seite des geliebten Gegenstandes klagt, denselben bald verlassen zu müssen. Eine doppelte Zärtlichkeit, ein Aussprechen der innigsten Hingebung gibt dem Augenblicke eine Süße, die die Zukunft in den Hintergrund drängt, und das Herz stärkt. Der geliebte Gegenstand ist noch gegenwärtig. Der Unterschied zwischen der Abschiedsstunde und der Abwesenheit ist nicht unähnlich dem zwischen Krankheit und Tod. Lusard und Claudine sagten einander an dem Tage Lebewohl, an welchem der Erstere das Gartenhaus verlassen sollte, von dem auch Claudine noch am Abende desselben Tages von ihrem Onkel und ihrer Tante abgeholt ward. Die Liebenden hatten mit einander verabredet, ihre geheime Verbindung vor Allen, außer vor Ferdinand geheim zu halten, welcher es übernahm, die Briefe zu besorgen, die sie, soweit es die Umstände erlaubten, mit einander zu wechseln sich gegenseitig versprachen. Sie fanden einen Trost in dem Gedanken, daß sie sich noch einmal sehen würden vor Charles Lusards Abreise, nämlich bei der Abschiedsgesellschaft, welche der Großhändler in ein paar Tagen dem fort=

reisenden Freund geben wollte; als aber diese Gesellschaft Statt fand, fühlten sie sich Beide so beklommen von dem Zwange, den sie sich anthun mußten, ihre Stimmung zu verbergen, daß sie diese letzte Zusammenkunft nur mit Mühe zu überstehen im Stande waren. Bei ihrem mehrstündigen Zusammensein war es ihnen ganz unmöglich gewesen, einander auch nur Ein unbemerktes Wort zu sagen. Als Lusard seine Landsleute sich Abends zum Fortgehen anschicken sah, näherte er sich herzlich dankend dem Herrn und der Frau des Hauses und konnte seine Rührung nicht verbergen. Hierauf wandte er sich an Claudinen, die in einiger Entfernung da stand; sie war blaß im Gesichte und stützte sich mit der Hand auf einen Tisch. Lusard wollte reden, vermochte es aber nicht. Er nahm sie bei der Hand. Schweigend sahen sie einander an. Plötzlich bückte er sich, wie um etwas auf dem Fußboden Liegendes aufzuheben, er kniete mit einem Fuß nieder, und, nur bemerkt von Claudinen, ergriff er einen Zipfel von ihrem Kleide, preßte den Saum desselben an seine Lippen, und eilte rasch zur Thüre hinaus, während das inniglich betrübte Mädchen schnell an's Fenster trat, um in der Dunkelheit noch einmal seinen Schatten zu sehen, und den Schall seines Fußtrittes zu hören.

Nur wenige Tage waren seit diesem Abende ver-

flossen, als der Justizrath eines Tages in größter Aufregung in den Familienkreis seines Bruders trat, und in den heftigsten Ausdrücken sich beklagte, sein Sohn hätte mit einer Frechheit, die ihres Gleichen suchte, ihn und sich selbst in Schmach und Unglück gestürzt. Ferdinand's schon erwähntes Buch war nämlich jetzt erschienen, und hatte seinen Vater im höchsten Grade erschreckt und aufgebracht. Von dieser kleinen Gedichtsammlung, die damals ein großes Aufsehen erregte, konnte man freilich sagen, daß es ein sehr jugendliches Werk wäre, welches in die Welt hinauszusenden, mehr Leichtsinn als Gesetztheit erfordre, indem es die Ideen, welche jene Zeit von Sittlichkeit und Freiheit hatte, auffallend rücksichtlos und frei aussprach. Da diese Ideen indessen bei einer großen Partei nicht geringen Anklang fanden, und die Gedichte überdies ein nicht ganz gewöhnliches Talentchen verriethen, erregte das kleine Buch viel Aufsehen, und ward weit über Verdienst gepriesen und getadelt; und als der Justizrath wie ein Rasender zu dem Buchhändler gefahren kam, um den Verkauf des Buches wo möglich zu hintertreiben, war es bereits fast ganz abgesetzt.

Ein Streit, der ernst zu werden drohte, erhob sich nun zwischen den Brüdern. Der Großhändler

nahm Ferdinand in Schutz, aber der Justizrat bestand darauf, sein Sohn, dem er den Namen eines „verlorenen“ und „entarteten“ beilegte, habe sich durch dieses Buch seine ganze Zukunft verdorben, ein gescheidter und hochstehender Mann habe ihn versichert, es handelte sich schon darum, den Verfasser gerichtlich zu belangen. „Aber die Schande,“ setzte der Vater hinzu, „die will ich nicht erleben. Ich habe außer ihm noch zwei Kinder, ich will nicht, daß sie büßen für ihres Bruders Sünden. Ich habe ihm dies gesagt; ich zahle ihm sein Mütterliches aus, es ist nicht viel, aber doch genug um fortzureisen und ein Jahr davon zu leben; so mag er denn sein Glück suchen in dem verfluchten Babylon, das er als ein Paradies betrachtet und mag sehen, wie gut es dort ist.“

„„Habe ich so Etwas schon gehört? Hast du es ihm selber gesagt? Und was gab er dir für eine Antwort?““

„Er freute sich sehr darüber, und wünschte je eher je lieber seinen Ranzen zu schnüren.“

Gesagt — gethan. Ferdinand war bald reisefertig, der Großhändler verehrte ihm eine anständige Summe Geldes, und mit Empfehlungsbriefen und Creditiven versehen, voll Hoffnung und Reiselust, nahm er Abschied von den ihm zunächst Stehenden; Claudine war

aber so betrübt und er selbst so gerührt, als er derselben Lebewol sagte, daß die Abschiedsscene den Großhändler in seiner Vermutung bestärkte, daß diese Beiden sich liebten.

Späterhin erkannte man auch, daß ein Gram an Claudinens sonst so heiterm Gemüte nagte, und es war rührend die Selbstbeherrschung mit anzusehen, womit sie sich vergebens anstrengte, ihre wahre Gemütsstimmung zu verbergen. Nach und nach schien ihre Gesundheit darunter zu leiden, und ihre frische Schönheit in einem ganz erstaunlichen Grad abzunehmen. Sie suchte die Einsamkeit und nahm nur mit merklicher Abneigung an den Vergnügungen und Gesellschaften Theil, jenen ausgenommen, welche im Hause Statt fanden, und wo sie hoffen konnte, Jemand von Lusards Landsleuten zu treffen und die eine oder die andere kleine Nachricht von ihm zu erhaschen. Von Paris hatte er ihr ein Briefchen gesandt, aber dieser Brief, der den Einschluß eines andern an den Großhändler bildete, und wie eben dieser, Danksagungen für die ihm erwiesene Güte enthielt, war mit jener Vorsicht geschrieben, die natürlich bei einem Briefe notwendig war, der offen und noch dazu auf diese Weise gesandt ward. Ferdinand hatte später an die Nächstangehörigen geschrieben und in einem Briefe an

Claudinen ihr einen von Lusard geschickt, der am Abend vor seiner Abreise zur Sambre= und Maas=Armee, bei der er eine Anstellung erhalten, geschrieben wurde. Diese Zeilen athmeten die wärmste Liebe und belebten des Mädchens Sehnsucht wieder für einige Zeit, bald aber wurde ihr fortwährend schwindender Seelen= und Körper=zustand wieder sichtbar und auffallend. Der Großhändler ärgerte sich sehr über sie und täglich mußte sie von ihm hören, daß sie ein andrer Mensch geworden sei, daß er nicht wie früher Freude und Ehre von ihr habe, was Alles nicht dazu beitrug sie zu ermuntern. Man hatte einen Arzt um Rath gefragt, aber dieser schien unsicher, worin ihre Krankheit denn eigentlich bestände, und da sie, der Arzneien ungewohnt, gegen diese einen großen Widerwillen hatte, so hielt es die gute Frau Waller für das Rathsamste, dem Arzt, welcher ein Freund des Hauses war, unter vier Augen zu vertrauen, daß Claudinens Krankheit in der Seele liege, und mit Heilmitteln nur für den Körper nicht gehoben werden könne. Der Arzt, wie alle Andern im Hause, Madam Waller ausgenommen, schrieb diese Krankheit des Gemütes Ferdinand zu und tadelte ihn, ein Mädchen verlassen zu haben, das ohne ihn nicht leben könne.

Vergebens bestrebte sich Frau Waller, Claudine

zu zerstreuen, sie nahm sich beständig vor mit ihr über ihre Herzensangelegenheit zu sprechen, so oft sie aber davon anzufangen im Begriffe stand, konnte sie die Worte, die die Geschichte einleiten sollten, nicht über die Lippen bringen. Sie sagte bei sich selber: Wie soll ich das junge Mädchen lehren, die Macht der Leidenschaft beherrschen, ich, die ich mich selber vor ihrer Macht gebeugt? Ach! wenn ich sie ansehe, fühle ich zu spät mein Unrecht gegen sie. Ich hätte unser Gartenhaus nicht verlassen sollen, als ich unsern kranken Gast dort zu empfangen genöthigt war. Ich hätte mich seiner Verpflegung annehmen, und das junge Mädchen nach der Stadt zurückschicken, oder es wenigstens unter Aufsicht halten sollen. Waller verlangte eigentlich, ich sollte draußen bleiben, allein ich durfte nicht. Und aus welchem Grunde? Aus Furcht vor Dalunds Eifersucht. Ja, ich fühle es, ein solches Verhältnis, das uns so unschuldig und menschlich verzeihlich scheint, greift so vielfach und unvoraussichtlich in unser Thun und Lassen ein, daß die Ruhe des Gewissens nur schwer damit bestehen kann. Gott verzeihe mir! Ich werde mich nie mehr hindern lassen das zu thun, was ich für meine Pflicht ansehe.

Das Schicksal schien Madam Waller sehr bald beim Wort nehmen zu wollen; denn nicht lange vor Weih-

nachten sagte eines Tags der Großhändler zu seiner Gattin: „Du wirst wol gemerkt haben, daß ich seit einiger Zeit verdammt schlecht gelaunt bin; aber du mußt wissen, daß ich mich in einer gewissen Spekulazion mit einem Hause in Amsterdam verwickelt habe, derentwegen ich Todesangst ausstehe. Doch kann Alles noch gut werden, besonders wenn mir dein Bruder, der in dem Lande dort ansäßig ist, behülflich sein und sich mit mir in diese Affaire einlassen will."

Er erklärte ihr nun den Zusammenhang, so gut sich dies thun ließ: „Es ist nothwendig daß ich je eher je lieber selbst nach Amsterdam abreise, aber du weißt wol, daß dein Bruder, den ich übrigens liebe und achte, nicht gern, was man sagt, aus einer Schüssel mit mir ißt. Dich dagegen trägt er auf den Händen, und sagt immer er könnte dir Nichts abschlagen. Es wird daher wenig nützen, wenn ich allein reise, sondern du mußt dich entschließen mitzureisen."

„„Ich! jetzt reisen, mitten im Winter?""

„Ja, es ist wahr, es ist eine schlechte Jahreszeit zum Reisen, aber noch ist der Winter nicht strenge, ich werde Alles thun, um es dir so bequem und behaglich, als nur immer möglich, einzurichten, und du mußt bedenken daß diese Reise unser Glück gilt. Nun, Kindchen! Du sagst ja, es versteht sich wol von selber?"

„„Ja,““ antwortete sie betrübt, erinnerte sich aber des obigen Gelübdes.

Als Claudine des nächsten Abends zu der Zeit kam, zu welcher die Familie gewöhnlich zusammen kam, traf sie den Hausfreund Dalund, der lange allein mit Frau Waller zusammengewesen war. Es war deutlich zu sehen, daß Letztere geweint hatte, und Ersterer sehr verstimmt war. Claudine erinnerte sich jenes Gespräches mit Ferdinand, und sagte bei sich selber: Sie ist ganz verweint. Ja, sie weiß was heimliche Liebesqual und Trennung zu sagen haben. Ach! vielleicht dürfte ich mich der Liebenswürdigen anvertrauen! In ihr würde ich gewis keinen zu strengen Richter finden! Könnte ich es nur aussprechen, was mir wie Zentnerlast auf dem armen Herzen liegt!

Am nächsten Tage, einem Sonntage, war Frau Waller ganz früh ausgegangen. Als sie heim kam, sagte sie zu Claudine: „Du erräthst nicht, wo ich war. Lache nicht und erzähle es Niemanden, aber ich war in der Kirche. Ich versichre dich, liebe Claudine, daß ich mich wahrhaft getröstet und gestärkt dadurch fühle. Es thut mir leid, daß ich dir nicht den Vorschlag machte mich zu begleiten. Aber ich meinte allein gehn, und so abgesondert als möglich sitzen zu müssen. Verzeihe mir für diesmal!“

„„Gern, liebe Tante! Ich weiß nicht — — aber ich denke daß mir der Prediger nicht viel mehr gesagt haben würde, als was ich mir selbst sagen könnte.““

„Ja, so reden jetzt die sogenannten aufgeklärten Leute, aber ich wage es kaum zu sagen, daß dies eine Sache ist, wovon sie Nichts verstehen, ich meine eine Sache, von der sie keine Ahnung haben: wie es zu Herzen und zur Seele geht, Gedanken, die man dunkel wol auch einmal gehabt — aber auch nur dunkel, diese Gedanken klarer, schöner aussprechen zu hören, ja sie auch nur von einem Andern aussprechen zu hören; das bekräftigt sie, das gibt ihnen Stärke, und wieviel mehr an einem solchen Orte, auf eine solche Art! Es gibt doch Dinge im Leben, die man nicht den Mut hat irgend einem Menschen zu sagen, und da ist es als ob uns eine innere Sehnsucht mit Macht zu den stillen Orten hintriebe, die einem uns unsichtbaren Freund geheiligt sind, der uns schwache Menschen nicht verläßt und nicht verdammt. Ich war gestern Abend so betrübt, diese Reise, die wir da machen sollen, erfüllte mich mit Bangigkeit, diese Reise kam mir so beschwerlich, so gefährlich vor. Es war, als ob eine dunkle Ahnung mir sagte, ich würde die süße Heimat nicht wieder sehn; und als ich in die Kirche hinein kam, und die Töne der Orgel hörte, da mußte

ich so recht von Herzen weinen; allein es war nicht aus Traurigkeit: eine eigne Empfindung drang sich mir auf, mir war als wäre ich dieser Welt und all ihrer Verwirrung enthoben. Der Prediger sprach von dem stillen Troste, den es giebt, seine Pflichten zu erfüllen; ich wandte diese Worte auf mich selbst und die Reise an, die mir so im höchsten Grad unwillkommen ist, und mir schien, daß der Segen über mein Vorhaben gesprochen ward."

Betrübt sagte Claudine: „Und ich! was soll denn alsdann aus mir werden, wenn du fortgehst?"

„Du bleibst hier, meine liebe Claudine, bei unsrer alten, treuen Susanne. Es wäre mir lieb gewesen, hätte mein armer Stiefsohn Christian hier zu Hause bei dir bleiben dürfen, aber sein Vater will ihn durchaus bei seinem Lehrer in Kost geben. Ich habe sehr viel an dich gedacht und gehe schon lange mit dem Entschlusse um, den Versuch zu machen, dich für den nächsten Winter von Tante Malfred zurückzubekommen, und es sodann so abzumachen, daß wir dich für die Folgezeit ganz bei uns behalten. Bis zum Frühjahre mußt du freilich wieder zu deiner Tante hinüberreisen, um sie nicht böse zu machen; aber bis dahin läßt sich ja noch viel besprechen; denn in einem Monat, oder höchstens in zweien werde ich sicher wieder zu

Hause sein. Pflege deine Gesundheit recht indessen, und suche dich zu erheitern."

Mit inniger Freundlichkeit, erhöht durch einen schönen Ausdruck von Verschämtheit, leitete Frau Waller nun ein vertrautes Gespräch mit Claudinen ein. Ihr Zartgefühl ersparte dem jungen Mädchen das Geständnis ihrer Herzensangelegenheit. „Ich weiß," sprach sie, „ich weiß warum du traurig bist: du liebst Charles Lusard, und er dich." Claudinens Herz erschloß sich diesem milden Troste, welcher ihr angeboten ward. Sie sprach von ihrer Liebe, von ihrer Sehnsucht, und unter vielen Thränen von ihrer Angst wegen des Abwesenden, von dem sie so lange nichts gehört hatte, von der Angst, die sie für sein Leben hatte, von der Angst, vielleicht schon von ihm vergessen zu sein. Die gute Tante tröstete sie, was das Letztere anbetraf mit dem Lärm und der Verwirrung des Krieges, die allen Briefwechsel erschwerten und oft unmöglich machten; sie versprach während ihrer Abwesenheit an Claudinen zu schreiben, und sich alle Mühe zu geben, um Nachricht von Lusard zu bekommen. Aber so aufrichtig und vertraulich auch dieses Gespräch war, so war doch noch ein wichtiger Punkt übrig, welchen zu berühren, keiner von beiden Theilen über sich zu gewinnen vermochte. So unschuldig Clau-

dine auch zweifelsohne war, so fühlte sie doch in der letztern Zeit eine gewisse Bangigkeit, die sie nicht den Mut hatte mit den Gedanken zu verfolgen. Auch Frau Waller hatte oft mit Schrecken an die möglichen Folgen des Aufenthaltes der beiden jungen Liebenden in dem Landhaus gedacht. Aber weder die Tante, noch die Niece getrauten sich eine so delicate Angelegenheit zu berühren. Auf der einen Seite die Furcht, vielleicht zu beleidigen, und auf der andern tiefe Schaam, band beiden die Zunge. Sie trösteten sich mit einem baldigen Wiedersehn, und da es mit Claudinens Gesundheit in der letzten Zeit besser stand, fanden sie sich hiedurch auch einigermaßen beruhigt.

Ein Labetrunk für die ängstliche Claudine stand indessen schon in der Nähe, denn gleich den Abend darauf gab der Großhändler seinen Freunden zum Abschiede ein kleines Gastmahl, und bei diesem sprachen die Republikaner von den glücklichen Nachrichten, die von den siegreichen Fortschritten der Armee in Holland, welche unter der Anführung Pichegrus stand, einliefen, und erzählten bei diesem Anlaß, daß ihr gemeinsamer Freund Lusard unter denen sei, die im Rapport des Generals mit Auszeichnung genannt seien, und daß er zugleich wieder avancirt sei um ein paar Grade. Claudine unterließ nicht in der Freude ihres

Herzens zu fragen, ob nicht vielleicht ein Briefchen von ihm mit eingelaufen sei, aber es wurde sogleich als etwas, unter diesen Umständen fast Unmögliches, verneint. Von Ferdinand dagegen liefen in denselben Tagen Briefe ein. Er schien schon Etwas von dem hohen Feuer der Begeisterung, von den kühnen Hoffnungen verloren zu haben, womit er nach dem gallischen Land gekommen war, dagegen sprach er aber mit großer Wärme von einem jungen Genfer, dessen Bekanntschaft er in Paris gemacht hatte. Schon in den letzten Tagen des Jahres trat nun der Großhändler mit seiner Frau seine Reise an und Claudine, merklich belebt durch die letzten Nachrichten von dem Geliebten, sah sie ziemlich ruhig und in der Hoffnung sie, ihrem Versprechen zufolge, bald wiederum heimkommen zu sehen, abreisen.

Ihre Rückkunft zog sich indessen sehr in die Länge. Die Pläne des Großhändlers erfreuten sich des glücklichsten Erfolges, dagegen traf ihn aber das Unglück, daß er durch einen unvorsichtigen Sprung aus einem Wagen das Bein brach. Obgleich die Sache nicht gefährlich war, hatte er doch etwas zu leiden, besonders von einer sehr mächtigen Ungeduld. Die fromme Eleonore pflegte ihn Tag und Nacht mit der größten Treue. In ihren Briefen an Claudinen beklagte sie sich

niemals, aber die tiefste Sehnsucht leuchtete aus ihnen hervor. So war man schon am Ende des Märzmonats, ohne daß es möglich war, die Abreise von Amsterdam zu bestimmen. Die arme Claudine war der Verzweiflung nah. Verschlossen und einsam auf ihrem Zimmer, ohne allen Rath und alle Stütze, von dem schrecklichen Argwohne verfolgt daß Lusard, von welchem man gar nichts mehr hörte, vielleicht todt oder untreu sei, schien sie sich selbst verlassen von Himmel und Erde. Endlich faßte sie den einzigen gescheidten Entschluß, der unter diesen Umständen zu fassen möglich war: Sie schrieb einen Brief an Madam Waller, und vertraute ihr Alles an, sich ganz ihrer Güte hingebend, entschlossen, ihrem Willen als dem einzigen Leitsterne in dem Dunkel zu folgen, das ihr die Zukunft drohend umhüllte. Zu spät — so schrieb sie, fühlte sie nunmehr, wie sehr sie sich gegen ein Haus vergangen, in dem sie eine so liebreiche Aufnahme fand, und dem sie jetzt eine schwere Last ward. „Ach" fügte sie hinzu, „in meiner gränzenlosen Begeisterung für den schönen, geliebten herrlichen Mann, war ich stolz darauf ihm anzugehören, seiner Liebe unbedingt ein jedes Opfer zu bringen, mit jedem nur möglichen Band an ihn gebunden zu sein. In meiner jungen Unerfahrenheit, in meinem Leichtsinn dachte ich nicht an die schrecklichen

Folgen, die jetzt nicht nur mich, nicht allein die paar Menschen, die an meinem Schicksal Theil nehmen, sondern auch ein unglückliches Wesen treffen, dessen Dasein mich mit Angst und Schmerz erfüllt. Meine beste Hoffnung ist die, daß Gott uns Beide aus einer Welt wegnehmen wird, die keine Nachsicht mit uns haben wird. Gott im Himmel wird uns nicht verstoßen, und du, liebe Tante, du wirst es auch nicht. Sei barmherzig wie er und nimm dich deiner unglücklichen Claudine an."

Diesen Brief der deutlich die zitternde Hand erkennen ließ, womit er geschrieben war, trug Claudine selber auf die Post, um gewis zu sein daß er sicher besorgt würde, und ein Schimmer von Hoffnung und Beruhigung drang erquickend in ihr geängstigtes Herz. Die ältliche Haushälterin, die die Stellung wol begriff, worin sich ihr junges Fräulein befand, versuchte es ein paarmal, die schwierige Materie auf's Tapet zu bringen, aber Claudine, die in der jugendlichen Illusion lebte, ihren Zustand verbergen zu können, ließ sich nicht mit ihr ein. Die gute Hausjungfer Susanne griff denn gleich Claudinen zu dem Mittel, an Frau Waller zu schreiben, und so verschoben sie jeden weitern Entschluß bis auf die Antwort und die ersehnte Zurückkunft der Hausfrau. Indeß zählte man die

Tage der kostbaren Zeit, aber ehe man noch eine Antwort von den Abwesenden erwartete, kam, wie ein Bild aus einem schweren Traum, Justizrat Waller, mit einem Gesicht, das gleich eine Hiobspost vermuten ließ, und mit allerlei Umschweifen, welche die ängstliche Erwartung nur noch höher spannten, sprach er endlich die traurige Neuigkeit aus, daß die hübsche gute Frau Waller todt sei. Eine Krankheit von ein paar Tagen war genug gewesen, dies anscheinend so jugendlich blühende Leben zu endigen. Diese höchst unerwartete Neuigkeit ward sowol von Bekannten als Unbekannten mit der größten Theilnahme vernommen, und verursachte einen tiefen Schmerz in dem Kreise, welcher der Verlornen näher oder ferner stand. Claudine war ganz betäubt von diesem harten Schlage, und ein paar Tage lang saß sie sprachlos und ohne alle Bewegung da, zum Schrecken der getreuen Susanne, die sich vergebens bestrebte, sie dieser Schlaffheit zu entreißen. Eines Morgens erhielt sie ein Billet von Advokat Dalund. In wenigen Worten sagte er ihr Lebewol, indem er im Begriffe sei, eine Reise ins Ausland zu machen, und daher seine Geschäfte auf unbestimmte Zeit einem seiner Herrn Collegen anvertraut habe. Ohne sich näher auf das Vorgefallene einzulassen, fügte er blos folgende Worte hinzu: „Ich

verlasse Sie, liebe Claudine, mit vielen lieben Erinnerungen und den herzlichsten Glückwünschen für Ihre Zukunft. Wann und ob wir uns überhaupt wiedersehn, oder wohin mein Weg geht, weiß ich in diesem Augenblick selbst nicht. Glücklich, wen kein Familienband und kein eingepflanztes, leidiges Vorurtheil von dem Entschlusse zurückhält, diese ganze jämmerliche Welt mutig zu verlassen!"

Man könnte wirklich, ohne zu weit zu gehen, behaupten, daß die arme Claudine beinahe den Ideen zum Opfer fiel, die damals gäng und gäbe waren. Von Ferdinands Gesprächen und Gedichten an, bis zu diesen so ganz zusammenhanglos hingeworfenen Worten, hatte Alles sich gleichsam mit ihrer eigenen, schwärmerischen Erregtheit vereinigt, um sie im günstigsten Momente der Macht der Geister des Abgrunds zu überantworten, die so gerne dem Besten und dem Schönsten auf der Spur sind. Nachdem sie Obiges gelesen, verlor sie sich tief in Gedanken. Sie sprach bei sich selbst: Dalund ist unglücklich, er hat den Gegenstand verloren, an dem sein Herz hing. Auch ich habe den meinigen verloren. Allein ihm steht die weite Welt offen, er ist der Not, er ist der Schande vor den Menschen nicht überlassen wie ich. Er hat noch eine Mutter, einen Bruder und eine

Schwester; ich habe Niemand, auf der weiten Erde Niemand. Meine Freundin, die einzige die ich hatte, ist todt, für ewig dahin, und — o Gott! mein Brief! Jetzt erst denke ich daran, wo ist mein Brief? In wessen Hände ist er gefallen? Nein, ich kann nimmer leben! Was stände mir im Wege, diese ganze jämmerliche Welt entschlossen zu verlassen? Keine Fessel hält mich! Beinah ein halbes Jahr ist vergangen, ohne daß Lusard von sich hat hören lassen. Wie kann ihn der Krieg so sehr hindern? Und wenn ich in tausend Kriegen wäre, ich würde wol Mittel finden, ihn an mich und meine Treue zu erinnern. Nein, er ist todt, — — oder er hat mich vergessen. Nein, nein! das hat er nicht! Er ist todt! Und was hält mich zurück ihm nachzufolgen? Was hält mich zurück ihm das Pfand seiner Liebe zu bringen? Kein eingepflanztes leidiges Vorurtheil soll mich zurückhalten. Die Edelsten und Unschuldigsten, sie haben einen freiwilligen Tod gewählt, und ihn der Schande und dem Zwange und der Verachtung der Welt vorgezogen. Wenn ein Gott ist, sollte er diese Großmenschen verstoßen? Nein, ich bebe nicht vor seinem Urtheil. Wenn mein Tod nicht sein Wille wäre, so hätte er mir eine Retterhand gesendet.

Der Uebergang von einer schlaffen Stimmung zur Exaltazion, worin sich Claudine nunmehr befand, kam ihr als die Folge von einer größern Einigkeit mit sich selbst vor. Sie nahm sich vor, den nächsten Morgen nicht mehr erleben zu wollen. Sie sprach bei sich: Oft, wenn ich über das Meer hinaussah, fiel es mir ein, wie natürlich die mythologische Vorstellung ist, daß wir auf dem Wege von dieser Welt zu einer andern über die Wogen ziehen. Wir lassen uns wie Kinder auf ihnen wiegen, die, nachdem sie geweint haben, beschwichtigt werden sollen, sie kühlen gleichsam das heiße Herz ab, singen uns mit monotonem Wiegengesange in den Schlaf, bringen uns nach jenem Gestade hinüber, ohne Blutvergießen, ohne die Qualen des tückischen Gifts. Das ist der Tod, welchen ich mir erwählen will. Mit einem raschen Sprung will ich mich in Charons Nachen werfen; und schickt der unfreundliche Strand meinen armen Leib wieder auf die Erde herauf, welcher ich entfliehen will, und verrät er den Menschen mein Geheimnis, gleichviel! ihre schlimme Nachrede schlägt nicht an mein Ohr und ich verachte dieselbe.

Claudine verwandte den übrigen Theil des Tages dazu, alle ihre Kleinigkeiten in Ordnung zu bringen, so wie die meisten von ihren Papieren durchzugehn

und zu verbrennen. Ein Herzchen von Crystall, worin eine Locke von Lusards Haaren und eine jener Blumen sich befand, welche auf französisch pensées heißen, und die er der Geliebten beim Abschiede und auf dem Landhause draußen gegeben, machte sie von ihrem Busen los, woran sie es immer trug, und befestigte es mit ein paar Reihen von Schnüren, die sie fest um ihren Hals zusammenknüpfte, aus Furcht dieses Kleinod im Tode zu verlieren; und als der Tag sich zu neigen anfing, nahm sie Schleier und Mantel und lenkte ihre Schritte nach einem einsamen Platz in der Nähe des Kallebodstrandes vor dem Westthor draußen. Sie trat hinter ein paar Stöße von Balken, und ermattet und mutlos ließ sie sich auf einem der hier liegenden Baustämme nieder; sie suchte sich zu fassen und sich die Stimmung wieder zurückzurufen, in welcher sie hiehergegangen war. Entsetzen vor dem Tode und Lebensverzweiflung kämpften schrecklich im Gemüte der Unglücklichen. Der Mond spiegelte sich in den fast unhörbar rollenden Wellen des Meeres, auf dem Leuchtfeuer in der Ferne zu sehen waren. Die Schönheit des Lenzabends erhöhte nur den tiefen Schmerz Claudinens. Zur Erde hin gebogen, hielt sie beide Hände vor die Augen, wie um die Schönheit der Natur nicht zu sehen, der ihr so wol

bekannten verwandten Natur, die sie zu verlassen im Begriffe stand.

Da hörte sie sich plötzlich beim Namen nennen, und als sie in die Höhe schaute, stand die alte Hausjungfer Susanne, die Hände faltend, vor ihr und sagte mit einer sanftern Stimme, als ihr sonst zu Gebote zu stehen pflegte: „Mein Gott und Herr! Fräulein Claudine! was haben Sie im Sinne? Ich habe schon lange Angst um Sie ausgestanden, und heute glaubte ich Unrat zu merken, und darum bin ich Ihnen den ganzen Weg von Hause her nachgegangen. Ich meine es so gut mit Ihnen, verschließen Sie doch Ihr Herz nicht so vor unserm Herrgott und vor den Menschen! Behüte der Himmel! Was haben Sie im Sinne! Der liebe Himmel selbst hat mich vielleicht zu Ihrer Rettung hergeführt.“

Diese letzten Worte, die einen innern Zusammenhang mit dem obenangeführten Gedanken Claudinens zu haben schienen, daß ihr Gott, wenn ihr Tod nicht sein Wille wäre, Jemanden zur Rettung senden würde, fielen ihr sonderbar aufs Herz. Sie brach in heiße Thränen aus. Susanne nahm neben ihr Platz, schlang einen ihrer Arme um sie und suchte sich mit liebreichem Wort einen Eingang in ihr Herz zu eröffnen. „Gott verzeihe mir!“ sprach sie, „die Feinde Gottes

und der Menschen möchten uns gerne zu dem Aeußersten verführen, und es war mir schrecklich bange, Sie möchten durch dies abscheuliche Wasser Ihrem und noch einer Seele Leben hier ein Ende machen."

„Ja, Susanne!" antwortete Claudine, „ich hielt es für das Beste zu sterben, das Beste für mich und das Beste für — — — Ach! was sollen wir zwei Armen hier auf Erden?"

„Du lieber Heiland! Ach, mein liebes Kind, haben Sie Ihr Christenthum so vergessen? Die Welt ist freilich gottlos jetzt, aber Ihr Herr Vater und Ihre Frau Mutter selig haben Sie doch sicher, wie Sie noch ein kleines Kind waren, Ihr Vaterunser beten lehren. Für was sollten Sie sich das Leben nehmen? Es geht Ihnen nicht schlechter als tausend Andern. Seien Sie versichert, daß Geschichten verheimlicht und allmählig vergessen werden, die tausendmal schrecklicher sind. Ich habe mir meinen Theil gedacht, wie Sie auf dem Landhaus draussen mit dem jungen Herrn alleinblieben. Ich war auf meine Herrschaft deswegen im Herzen oft böse. Gott vergebe mir meine Sünde! Es hieß, er sei krank. Ja, schön krank! Indessen geschehen ist geschehen, und es kann noch Alles gut werden. Ich habe mir das Ganze schon zusammengelegt. Seien Sie vernünftig, geben

Sie sich hübsch zufrieden und hören Sie, was ich Ihnen jetzt sagen will. Ich habe ein Geschwisterkind, eine freundliche, ordentliche und rechtschaffene Frau; bei dieser sollen Sie, wenn die Zeit kommt, Wohnung und Pflege und Alles aufs Beste finden, und es wird kein Hahn danach krähen, was wir thun. Sie und ich werden sehen, daß wir eine brave und honnette Frau herschaffen, die das unschuldige Kind aufnehmen kann, und die ganze Sache ist wie ungeschehn. Jetzt gehn Sie hübsch mit mir heim, und dann bedenken wir das Nähere, wie wir es am besten mit einander einrichten. Aber fassen Sie nur Zutrauen zu Gott. Seine Hilfe ist nahe, wenn alle Hoffnung fern ist. Wer weiß! Herr Lusard kann wiederkommen, ehe wir noch daran denken und Alles in Ordnung bringen."

Hat der Mensch einen Schmerz ausgestanden (der wol mit einem einsamen Gefängnis zu vergleichen sein möchte), in ihm irgend eine Angst, oder einen Kummer in sein Herz zu verschließen, den man nie hat laut werden lassen, von dem man glaubt, daß kein Auge ihn schaue, und vor dessen Entdeckung man zittert: so ist es einer von jenen vielen Widersprüchen, die des Menschen Seele beherbergt, sich erleichtert zu fühlen, wenn man auf irgend einen Mitwissenden stößt: so ist es einer von jenen vielen Widersprüchen,

die in der Seele des Menschen leben, daß es einem einen unbeschreiblichen Trost gewährt, wenn man das, was einem so entsetzlich, so unerhört scheint, mit einer Art Leichtigkeit behandeln hört. So oft hört man die Leute sagen, gewöhnliche, triviale Trostgründe, die brauche man nicht erst von Andern zu hören, die könne sich Jeder, der da Lust habe, selber sagen. Aber wenn diejenigen, die so Etwas sagen, sich jemals ganz vom Schicksale, oder noch schlimmer durch eigenes Verschulden, zerschlagen gefühlt hätten, so würden sie den unendlichen Unterschied erkennen, der zwischen solchen Worten ist, die wir uns selbst in der Stunde der Trübsal sagen, und zwischen solchen, die ein Anderer uns vorsagt, der unsre Lage mit Besonnenheit überschaut. Diese gewöhnlichen, trivialen Aussprüche enthalten gar oft einen ganz gesunden Sinn, — wie beinah Alles, was man „Volksweisheit" zu nennen pflegt; wolgemeint ausgesprochen, wird ihnen ein eigner Segen zu Theil, und die Hoffnung die uns in unsern Gesprächen mit uns selber nur als ein Irrlicht erscheint, erhält gleichsam Fleisch und Blut, wenn eines Andern Hände sie uns zuführen."

Claudine sah das Wahre an dieser meiner Behauptung ein. Zum ersten Male seit Monden lag ihre zitternde Hand in der eines andern Wolwollenden, und

ein mildes Wort erreichte ihr Ohr. Sie ging mit heim, Arm in Arm mit der Hausjungfer Susanne, und als sie bei herannahender Nacht allein in ihrem traulichen Zimmerchen war, das sie mit dem Entschlusse verlassen hatte, es niemals mehr zu betreten, kam sie sich selbst vor, als wäre sie vom Tode zu einem neuen Sein auferwacht, und zum ersten Male seit Jahren warf sie sich demütig und reuevoll vor Gottes Antlitz nieder, dankte ihm für ihre Rettung und gab ihrer Zukunft Schicksal in seine Hände. Von nun an saß sie, freilich bekümmert, aber stille und geduldig, eifrig mit den Arbeiten beschäftigt, die die Vorsorge für den nahebevorstehenden Zeitpunkt heischte. Susanne brachte Alles, was vonnöten war, mit einer Emsigkeit in Ordnung, die ihr großes Vergnügen zu machen schien. Die obenerwähnten glänzenden Schmucksachen, Geschenke des Großhändlers in den Tagen der Freude, nebst mehrern kleinern Luxusartikeln von geringerem Werth, verwandelte Susanne in baar Geld, und das geringe Kapital wies sich als vollkommen ausreichend für alle nötigen Ausgaben in der ersten Zeit. Vor den Leuten im Hause hieß es, Fräulein Claudine reise zu ihrer Tante in Teutschland, ihre Sachen wurden eingepackt, und Susanne wußte an dem Abende, welcher die leidende Claudine nach dem für sie bestimmten Zufluchts-

ort brachte, auf eine so geschickte Art jeden Zeugen fern zu halten, daß am nächsten Morgen kein Mensch daran zweifelte, das Fräulein sei jedenfalls, ehe man es sich versah, von der fremden Herrschaft, mit der sie wie es hieß reisen sollte, abgeholt worden.

Als die Morgensonne an diesem Tage in das kleine, trauliche Kämmerchen hineinschien, in dem Claudine in einem Bette, weiß wie Schnee, lag, küßten ihre rötlichen Strahlen, wie zum Gruß auf dieser Erde, einen kleinen Knaben im Arme der jungen Mutter. Nie geahnte Gefühle durchströmten das Herz Claudinens. Entzücken, Wehmut, eine neue, bisher nicht gekannte, unnennbare, Alles überwiegende Liebe war ihrem innern Sinn aufgegangen und mit Schrecken dachte sie schon daran, daß die Umstände ihr dieses Kleinod, dessen so ganz unschätzbaren Werth sie sich in ihrer frühern, unglücklichen Gemütsstimmung gar nicht vorgestellt, bald rauben würden. Es war indessen ein so seliger Augenblick. Sie sah mit frohem Staunen hernieder auf ihren kleinen Sohn, suchte in seinem kleinen Gesichtchen des geliebten Vaters Züge zu erkennen, und bedeckte seine Händchen mit ihren Küssen.

Die Frau, in deren simpelm, aber sehr behaglichem kleinen Hause sich Claudine jetzt befand, war eine arme Schiffmannswittwe, Namens Madam Lyng, die von

ihrem frühern Wolstande her noch dieses Häuschen hatte, welches sie bewohnte und wovon sie etliche Zimmerchen vermietete. Sie hatte schon Vielerlei durchgemacht im Leben und war eine von den nie hochgenug geschätzten Personen, bei denen Güte und Sanftmut des Herzens au die Stelle der Erziehung, der Bildung treten, und die die Erinnerung selbst überstandenen Leids und erlittenen Unrechts Feinheit im Umgang lehrt, wie ihre äußre Stellung im Leben auch immer sein möge. Mit ungeheuchelter Theilnahme nahm sie die junge Kranke auf, pflegte sie mit der größten Zartheit, und nie kam auch nur die unbedeutendste neugierige Frage, nie die geringste undelikate Anspielung über ihre Lippen.

Man hatte die Abrede getroffen, daß Claudine sich einen Monat lang bei dieser Wittwe aufhalte, bei welcher sie sich so wol befand, daß sie diesen ihren Zufluchtsort gar nie verlassen zu müssen wünschte, und sich oft fast über die Schnelligkeit betrübte, womit ihre Gesundheit und ihre Kräfte wiederkehrten. Susanne, die sie fortwährend besuchte, brachte mehrmals die Frau mit, die sie zur Pflegemutter des kleinen Kindes ausersehn, Frau Lyng aber, die die schmerzliche Empfindung gewahrte, die der Anblick dieser Person bei Claudinen hervorrief, erklärte Su-

sannen, daß das Kind der Mutter nicht genommen werden dürfe, so lang sich diese in ihrem Hause aufhielte.

Die dritte Woche von diesem Monate war beinahe verstrichen, als Susanne eines Tages sehr eilfertig gelaufen kam und Briefe brachte, die desselben Morgens sowol an sie selber, als an Claudinen gekommen waren. Dieser klopfte das Herz, als sie auf der Adresse des einen die Hand ihres Onkels, auf der Adresse des andern die Hand der Tante Malfred wiedererkannte. Der Großhändler gab seiner Nichte die Nachricht, daß jener oben erwähnte Brief an seine verstorbne Frau ein paar Tage nach deren Tode angekommen sei, und daß er sowol diesen Brief als einen andern von Susannen aufgemacht und gelesen habe, weit entfernt davon zu ahnen, daß einer von beiden ein Geheimnis enthalten könnte, am wenigsten aber eines der Art, als er zu seinem Kummer und zu seiner höchsten Ueberraschung aus beiden Briefen ersehen. Er wolle sich enthalten, — schrieb er, Claudinen Vorwürfe zu machen, glaube aber mit Recht verlangen zu können, daß sie nun ganz den Maaßregeln nachleben werde, die er in seinem Briefe an Susannen genauer detaillirt und für deren strenge Befolgung er die alte Magd verantwortlich gemacht habe. Von

Tante Malfred habe er einen Brief erhalten, und ein anderer von ähnlichem Inhalte werde wol schon in Claudinens Händen sein, und sie werde aus demselben erfahren haben was sie nun zu thun habe, und werde es ihrem guten Schicksale Dank wissen, das ihr ein so prächtiges Hülfsmittel in die Hand lege, die Schmach wiederum gut zu machen, die sie sich selbst und ihrer Familie angethan.

In Tante Malfreds Brief gab diese strenge Dame der Pflegetochter zu verstehen, sich je eher je lieber nach ihrem neuen Wohnorte in Mecklenburg zu begeben, wo ein großes nud unvorhergesehenes Glück sie erwarte. Aus inliegendem Briefe werde sie ersehen, wovon die Rede wäre, und — fügte die Tante hinzu, wie unglaublich viel Thorheit auch jetzt in der Welt sei, so wäre es doch wol undenkbar, daß ein Mädchen ganz ohne alles Vermögen und ohne alle Aussichten für die Zukunft solch ein Glück von sich stoßen sollte. Leider habe sie zu spät erfahren, daß sie sich während ihres Aufenthalts in Kopenhagen in einem höchst verderblichen Umgangskreis befunden, wenn ihr aber die Narrheit den leichtsinnigen Kopf so toll gemacht hätte, daß sie einen Antrag wie diesen nicht annähme, womit sie in inliegendem Brief beehrt werde, so würde die Tante sie nicht mehr als ihre Nichte

anerkennen. Mit Schrecken rieth Claudine den Inhalt dieses, dem Briefe der Tante Malfred beigeschlossenen, Schreibens. Es war nämlich ein förmlicher Freiersbrief von dem schon erwähnten teutschen Kaufmann, der letzten Sommer einen Tag auf dem Landhause zugebracht, und dessen Blicke und Benehmen voll Verliebtheit dem jungen Mädchen nicht entgangen waren.

Susanne ließ der geängstigten Claudine kaum Zeit, diese Briefe zu durchlaufen, sondern bat sie mit emsiger Unruhe, die Zuschrift zu lesen, welche an sie selbst gerichtet war, und von deren hoher Wichtigkeit sie nicht genug zu sagen wußte. In der That war dieses Schreiben für die arme Claudine besonders von Wichtigkeit; denn der Großhändler trug Susannen in demselben, unter der Androhung des gänzlichen Verlustes seiner Gunst und ihrer Stelle in seinem Hause, auf, dafür Sorge zu tragen, daß Claudinens Verfehlen ein Geheimnis vor der Welt bleibe, und machte sie verantwortlich, daß das Kind auf der Stelle in die Hände von Leuten komme, wo man von seinem Dasein nichts erführe, daß die Mutter aber, sobald es ihr Gesundheitszustand nur irgendwie zuließe, ohne Säumnis nach Mecklenburg befördert werde. Die Ausgaben die bei dem Anlasse von Nöten wären, könne sie bis zu seiner Rückkunft, welche nahe bevorstehe,

auf seinem Comptoir erheben. Er sprach den Wunsch aus, daß Claudine womöglich schon fort sein möchte, ehe er sein Haus wiedersehe, das ihm jetzt ohnedies traurig genug sei. Es läugnete nicht, daß er im höchsten Grade auf die nichtsnütze Niece bös sei, und noch mehr auf den leichtsinnigen Verführer derselben, welcher seine Gastfreiheit auf eine so schändliche Art misbraucht habe.

Heiße Thränen vergießend, aber ohne ein Wort zu sagen, legte Claudine den Brief zusammen und gab ihn der Hausjungfer Susanne zurück. „Ja, mein liebes Fräulein!" sagte diese, „nun sehn Sie es selbst, daß es meine Schuldigkeit erfordert, darauf zu bestehen, daß das Kind so bald als möglich zu der wackeren Frau hinkommt, die Sie gesehn haben. Ich werde sehen darauf, das verspreche ich Ihnen, und an Geld wird es uns nun nicht länger fehlen, da unser Herrgott ja für uns gesorgt hat, nachdem es uns schlecht gegangen ist. Dürfen wir nun das Kind nicht noch heute Morgen oder heute Abend holen? Nicht wahr, wir dürfen es abholen? Und wenn Sie dann nächste Woche, mit Gottes Hülfe, so wol sind, daß Sie reisen können — — —"

Frau Lyng, welche die Blicke, die todesgleich brechen-

den, bemerkte, die die ganz bleiche junge Mutter auf die Wiege ihres Sohns hinwarf, unterbrach Susanne in dem Strom ihrer Rede und erwiederte: „Nein, von der Reise kann jetzt noch keine Rede sein; die vier Wochen auf die wir mit einander accordirt haben, sind noch nicht um, und eher will ich meine kleine Dame nicht verlieren, und das Kind kriegt ihr weder heute, noch morgen und übermorgen. Es hat die Taufe noch nicht erhalten. Am Sonntag soll es in die Kirche. Ich habe selbst mit dem Geistlichen gesprochen, und er ist mir behülflich gewesen, Alles zur Geschichte Nötige anzuordnen. Mütterchen und ich werden es zur Taufe tragen, und mein Mietsmann hier unten im Hause wird Gevatter stehn, das hat er mir versprochen zu thuen, indem der Prediger einen Zeugen bei der Handlung haben will. So habe ich es abgemacht, und wenn du selber mit dabei sein willst, soll es uns freun."

„Ich möchte gerne," versetzte Susanne, „aber ich habe eben jetzt, wo ich meinen Herrn zurückerwarte, für so vielerlei Anderes zu sorgen, daß es über meine Kräfte geht. Aber daß Gott sich erbarme! Was sind das, — um es nur gerade herauszusagen, doch für lauter dumme Anordnungen, das? Soll Fräulein Clau-

dine, die so viele Bekannte hier in der Stadt hat, so in die Kirche kommen, daß Gott und alle Welt sie sehen können?"

„Ja, Gott, das einmal sicher, aber alle Welt nicht, denn in die Kirche kommen nicht Viele, und der Prediger der mir ein lieber Gönner ist, hat uns eine Stunde gleich nach dem Gottesdienst angesetzt, wo keine Seele da sein wird, außer einem kleinen Kind bloß, mit dem kein Mensch kommt, als seine Eltern, und diese kennen wir nicht, so daß wir in dieser Hinsicht ganz ruhig sein können."

„„Nah, und noch obendrein soll ein fremder Mann Gevatter stehen?""

„Ja, mein alter Mietsmann," versetzte Madame Lyng lachend: „Der wird nicht viel Leute mehr verraten. Er ist so schwerhörig und kurzsichtig, daß er nicht wird sehen können, wer gerade gegenüber von ihm sitzt im Wagen. Er würde unser Dämchen, nicht wiedererkennen, und wenn es seinen Kopf kosten sollte. Uebrigens ist er eine gute Seele, und durchaus nicht neugierig."

Mit bedenklichem Gesichte und den Kopf schüttelnd, sagte Susanne: „Ja, der liebe Herrgott verzeihe dir wenn du mich unglücklich machst! Der Herr Großhändler kann kommen, ehe man etwas davon weiß, ich kann

meinem guten Herrn nichts vorlügen, dem ich so viele Jahre treu und redlich gedient habe. Aber in Gottes Namen! Also nach dem Sonntage, dann reden wir mit einander darüber."

„Nein, die Woche soll zu Ende gehen, ehe du von dem Kinde sprechen darfst."

„„Die ganze Woche? Herr Gott, Grethe! wie kannst du so thöricht reden? Nah, Adieu! Ich habe wirklich mehr zu thun, als hier zu stehen und mich zu ärgern."" "

Mit herzlicher Theilnahme betrachtete die gute Madame Lyng die Niedergeschlagenheit, die nach diesem Gespräche in dem ganzen Wesen Claudinens sich aussprach. Sie suchte sie durch ihre liebende Besorgtheit, ihr sichtbares Wolwollen zu erheitern, wußte aber kein Mittel, das trübe Schicksal abzuwenden, welches der jungen Mutter drohte; selbst das jüngst angewendete listige Scheinmittel: nämlich etwas Zeit zu gewinnen, schien sich bald nicht mehr als ersprießlich erweisen zu wollen.

So vergingen einige Tage, und der Sonntag Morgen kam, an dem das Kind zur Taufe kommen sollte. Die Frühlingssonne schien so warm in das kleine Zimmer, daß Frau Lyng ein Fenster in dem größeren, anstoßenden Gemache aufmachte, und die

Thüre zu demselben aufstehen ließ. Man war eben fertig mit dem Aufputze des Knäbleins, und Madame Lyng legte es Claudinen in die Arme und sagte: „Ich habe schon mehrmals meine Ahnungen, ein eigenes Vorgefühl bei dergleichen feierlichen Gelegenheiten wie die empfunden, der wir soeben entgegengehen, und als Gewisheit beinahe schwebt es mir vor, daß dies süße Bübchen da, wie es auch immer gehen mag, Ihr Glück und Ihre Freude werden wird auf der Welt."

Es klopfte indessen stark an der äußersten Thür draussen. Frau Lyng stellte die Schirmwand vor die Zimmerthür, die sie offen stehen ließ. Claudine benützte ihr Alleinsein, indem sie sich ihren Gefühlen überließ, sie drückte ihren Sohn an ihr Herz, das ihr beinahe zerspringen wollte, und erleichterte es dadurch daß sie ihren Thränen freien Lauf ließ. Nur mit zerstreutem Sinn hatte sie darauf Acht gegeben, daß ein Besuch zu Madame Lyng gekommen war und daß sich alsbald eine Frauenzimmerstimme aus dem nächsten Zimmer vernehmen ließ, dessen Thür offen stand. Endlich wurde sie aufmerksam, und zwar durch einen auffallend erhöhten Ton der sonst so leisen Stimme der Hausfrau: „Was? Nun, da haben Sie mir einen lieben Gruß mitgebracht. Es ist lang, recht lang her,

seit ich von meiner guten Christiane was erfahren, die mir nie aus dem Gedächtnis gekommen ist."

„„Ja, auch sie hat Sie im Andenken behalten. Es war in unsern guten Tagen, als wir mit einander beisammen waren, sagt sie: als die schlechten kamen, mußten wir aus einander.""

„Es freut mich, daß Sie sie besucht haben. Lebt sie noch auf ihrem Dorfe?"

„„Ja, sie hat noch immer ihr altes, niedliches Wohnhäuschen, und es sieht gar zu sauber und traulich bei ihr aus; man wäre wahrlich gern alle seine Lebtage dort.""

„Aber lebt sie denn so ganz mutterseelenallein für sich?"

„„Ja, mit einem kleinen Bauernmädchen, das bei ihr dient und dem sie Unterricht gegeben hat.""

„Meine Gedanken," sagte Madam Lyng, „waren manchen Tag bei unserer guten Christiane, ich habe mich schon oft darüber verwundert, wie sie sich so lange Jahre auf dem Lande draußen durchzubringen im Stande war."

„„Ja, sehn Sie, die Bauern in der Umgegend dort sind wohlhabend. Und wenn die was auf Putz und dergleichen ausgaben, so war kein Mensch der sich nicht an Madame Christiane wandte, wie sie sie zu

nennen pflegen, oder auch Madam Nissen, wie die Vornehmen sie heißen, denn sie ward auch von dem kleinen Städtchen in der Nähe, und von den Herrnhöfen in der Umgegend beschäftigt. Sie führte stäts eine feine Hand, machte alle Schneiderarbeiten und lieferte Corsettchen und Hauben, und ich weiß nicht was, auch gab sie Mädchen aus dem Dorfe und vom Herrnhofe Unterricht in Handarbeiten. Der Ort ist ja so weit entlegen von Kopenhagen, daß die lieben Leute Gott danken, einen Menschen wie Madame Christiane in der Nähe zu haben. Ja, bis jetzt ist es immer noch gut gegangen, jetzt fängt sie aber ernstlich für die Zukunft zu fürchten an, da es weder mit ihren Augen, noch mit den Kräften mehr recht fort will. Sie möchte gern ein anständiges, jüngeres Frauenzimmer in Compagnie mit ihr, die ihr helfen könnte. Wo wäre aber so eines zu finden, das fragt sich. Madame Christiane ist wirklich ein gebildetes Frauenzimmer, sie hat beinahe was Vornehmes in ihrem ganzen Wesen.""

„O!" sagte Madam Lyng: „Sie hätten sie sehen sollen in unsern guten Tagen, wie sie sie nennt. Sie war das hübscheste und äußerlich netteste Mädchen, das man nur sehen konnte. Wer hätte gedacht, daß ihr Schicksal so schlecht werden würde!"

„„Ja, du lieber Himmel! Sie sind abscheulich umgegangen mit ihr, als sie noch jung war. Er verheiratete sich ja vor ihrer Nase mit einer Andern, der abscheuliche Mensch, der sie so um ihr Vertrauen betrogen. Aber recht hatte sie, daß sie den Tag vor der Hochzeit wegging. Ich möchte sehen wer bei der Mama von einem solchen Junker noch Gesellschafterin sein möchte. Sie ging dann zu ihrer Muhme, der Ehefrau vom Pächter, die ihr mit Rat und That half und es ihr möglich machte, sich für sich selbst in dem Dorf dort niederlassen zu können, nachdem sie mit ihrem Bübchen niedergekommen war. Aber ich schwätze da für nichts. Sie wissen das Alles eben so gut als ich.''"

„Nein, von ihren nähern Umständen weiß ich nur Ungefähres. Lebt ihr Sohn? Und wo ist er jetzt?"

„„Ach, der ist bei unserm Herrgott seit etwa zwanzig Jahren schon. Er starb, als er nicht älter als anderthalb Jahr alt war, und wissen Sie, was sie sagt? Von allem ihrem Unglück, sagt sie, rechne sie das für das härteste, ihren Buben verloren zu haben. Das ist ja eigentlich ungescheidt, denn du lieber Himmel! so ein uneheliches Kind das keinen Vater hat, und das seine Mutter doch genötigt sein kann, Fremden zu überlassen. — — —''"

Bei dieser Wendung des Gespräches stand Frau Lyng rasch auf, und stieß die Thüre von dem Zimmerchen Claudinens zu, und als sich die Fremde bald darauf entfernte, kam sie eilfertig wiederum ins Zimmer, holte Mutter und Kind, und brachte sie in die Kalesche hinunter, welche vor der Hausthüre hielt, und worin der erwähnte alte Mann schon saß, und aussah als ob er halb im Schlafe läge.

Beim Eintritte in die große, fast ganz menschenleere Kirche fühlte sich Claudine wunderbar ergriffen. Es waren nunmehr vier Jahre, daß sie als Nachtmahlskind in der Kirche stand, und mit Ausnahme des Morgens, an dem sie, ein paar Tage nach der Confirmazion, zum Tisch des Herrn ging, war sie nicht mehr in die hehren Hallen gekommen bis heute, wo sie, ach! eine verlassene, arme Mutter, ihr vaterloses Kind zur Taufe brachte. In dem Kirchstuhle, wo sich die Gevattersleute ein paar Minuten aufhielten, saßen auch die von Madame Lyng erwähnten Ehleute, der geringern Volksklasse angehörend, mit ihrem Kinde. „Ach," seufzte Claudine in ihrem stillen Herzen, „wie sind diese Eltern doch glücklich! Wol trägt ihr Aussehen das Gepräge, das Plage und Widerwärtigkeit dem Menschen mit Furchen auf die Stirn zeichnen, wahrscheinlich kehren sie zu einer nie-

dern Wohnung zurück, wo sie nichts Festliches erwartet, aber sie bringen ihr Kind nach ihrem eigenen Haus, wo es ihnen Niemand rauben darf."

Der Kirchendiener gab das Zeichen, daß der Prediger auf sie warte, und die kleine Versammlung trat hinaus, und stellte sich im Halbkreise um den Geistlichen auf, einen alten Mann in Silberhaaren, welcher seinen sanften Blick auf der verschämten jungen Mutter ruhn ließ. Seine Stimme fing jetzt voll Klang die hohen Räume zu durchhallen an. Die Worte und Ceremonien, die bei der heiligen Taufhandlung in Anwendung zu kommen pflegen, waren alle Claudinen so gut wie unbekannt. Sie sprachen sie auf eine eigne und ihr selbst unerklärliche Art an. Das herrliche Evangelium von Jesus, der die kleinen Kindlein in die Arme nimmt, und ihnen seinen Segen gibt, ergriff sie so herzinnig, daß sie nicht im Stande war sich der Thränen zu erwehren, die wie Thautropfen auf das Kind in ihren Armen fielen. Sie nannte ihren Sohn Charles, nach seinem Vater, und das Bild des verlornen Geliebten stand rein, und ohne Zweifel an seine Treue vor ihr.

Als sie heim kam, warf sie sich in Madame Lyngs Arme. Ihre Wangen glühten. Die wackere ältere Freundin sah mit Verwunderung auf sie. „Sie

kommen mir ganz verwandelt vor," sprach sie. — „Ja, das bin ich," versetzte Claudine; „O meine theure Freundin! Sie, die Sie die Einzige auf Erden sind, welcher ich mich vertrauen darf, o haben Sie Mitleid mit mir! Ich kann mein Kind unmöglich weggeben! Ich kann es nicht! Ich muß es auch nicht! Ach wenn Sie wüßten was in mir vorgegangen ist bei der hehren Handlung, wovon wir kommen! Ja, meine liebe Tante, Eleonore Waller, hatte wirklich Recht. In der Kirche stillem Heiligthum ist ein Freund, der uns nicht im Stich läßt in der Stunde der Trübsal. So lebendig bildete ich mir ein, eine von jenen Frauen zu sein, die ihr Kind bekümmert dem Heiland brachten, daß die welche ihn umgaben, die arme Mutter nicht vorließen zu ihm: er selber aber rief sie mit seiner sanften Stimme, und nahm das Kindlein in die starken Arme. Eine selige Empfindung fuhr mir bei dem Gedanken durch das Herz, daß ich ihm meinen Sohn weihete, die Bezeichnung mit dem Kreuze auf seinem kleinen Gesichtchen und seinem Herzchen war mir ein Zeichen, daß der liebe Meister und Herr meinen armen Knaben als sein Eigenthum annehmen wolle. Ach! nie hätte ich mir träumen lassen, daß ich noch Augenblicke wie der erleben würde. Aber in meiner Seele sagte ich: „„Jesus,

Herr! du hast mein Kind in deine Arme genommen: in meinem Geiste verspreche ich es dir, es nicht aus den meinigen zu lassen! Ich lege mir das Versprechen auf, als Mutter durch Treue zu sühnen, was ich als Jungfrau leichtsinnig verbrochen! Ich verlasse mich auf deine Hülfe!""

Die Hoffnungsfreudigkeit und Begeisterung, die Claudine in diesen ihren Aeußerungen kund gab, rührten die gute Madam Lyng tief. „Ach, mein liebes Kind!" sprach sie: „Es ist recht schön und gut, was Sie eben sagten. Aber, leider! Die Not und das Elend hier auf Erden sind sehr schwer zu ertragen. Glauben Sie meinen Worten! Ich habe sie durchgemacht! Ich wünschte wirklich, Ihnen helfen zu können, wie sollen wirs aber anfangen, Ihnen und Ihrem Sohn eine heitere Zukunft zu bereiten, da der Wille Ihrer Familie uns entgegen ist?"

„Hören Sie mich einmal an," erwiederte Claudine: „Ein Rat ward mir von oben gleichsam eingegeben. Gott ließ mich eine Stimme vernehmen, ja eine Stimme! denn meine Augen sahn nicht, aus wessen Munde sie kam, und Sie, meine liebe Freundin! können mir sicher helfen."

Sie erwähnte nun des Gespräches, dessen Zeugin sie des Vormittags ungesehn gewesen war. Jene Chri-

stiane, deren Schicksal so ziemlich ihrem eigenen glich, wünschte eine Gehülfin; diese zu werden, war ihr innigstes Verlangen. Sie sprach: „Ich verstehe mich gar wol auf allerlei Arbeiten; ich bin auch im Stande Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten. Ich werde fleißig und genügsam und Ihrer Freundin eine recht liebevolle, gute Tochter sein, wenn sie mich nur mein Kind bei mir behalten läßt und mir soviel von dem, was ich zu verdienen im Stande bin, giebt, als eine Mutter der Tochter geben würde."

Madam Lyng stimmte diesem Plane bei, der ihr für beide Theile wünschenswerth schien; nur die Furcht hatte sie dagegen einzuwenden, Susannen dadurch vielleicht zu schaden. „Dies kann Keines von uns beiden wollen," sprach sie, „und Ihre Verwandten, können Sie glauben, daß sie es gleichgültig ansehen und Sie in einer so untergeordneten Lage lassen?"

Claudine meinte, daß diese ihre Schwierigkeiten schon zu überwinden sein würden, und nach weiterer Erwägung der Sache ward man einig, wie dieselbe anzugreifen sei, und ging dann besonnen an die Ausführung. Frau Lyng schrieb noch denselben Nachmittag an die sogenannte Madame Christiane, und schon nach ein paar Tagen hatte sie eine höchst erfreulich lautende Antwort in Händen. Madame Christiane erwartete voll

Sehnsucht — so drückte sie sich in ihrem Briefe aus — ihre junge Freundin, und ein Bauer von ihrem Dorfe, der der Ueberbringer des Briefes war, hatte es übernommen, die junge Dame oder doch wenigstens ihre Sachen zu besorgen. Frau Lyng gab ihm Claudinens Koffer und einen Brief mit, dem die junge Freundin ein paar Schlußworte beigefügt hatte. Die Aufgabe war nunmehr den Plan auszuführen, ohne der Hausjungfer Susanne Unannehmlichkeiten zu verursachen. Sie mußte ihren Herrn ganz aufrichtig zu versichern im Stande sein, daß sie seinen Befehlen nachgelebt, und da sich das Gegentheil doch bald ans Licht stellen mußte, so mußte sie im Stande sein, mit gleichgutem Gewissen zu bezeugen, von Nichts zu wissen und unschuldig zu sein. Claudine kannte ihren Ohm genug, um sich drauf verlassen zu können, daß wenn er erst die Versichrung erhalten, man sei seinem Willen nachgekommen, er eine Sache, welche ihm unangenehm sei, nicht leicht öfter auf die Bahn bringen würde: so daß Susanne um das Geheimnis wol schon einige Zeit wissen konnte, ohne ihre Zuflucht zur Unwahrheit zu nehmen, um es verbergen zu können: und sie mußte dem Geheimnis gar bald auf die Spur kommen, wenn sie in dem guten Glauben, nach dem Kinde zu sehen, käme. Man wählte daher zu Claudinens Abreise einen

Tag, an dem man Susannens Zeit ganz von häuslichen Arbeiten beansprucht und sicher wußte, daß sie, um ihren lieben Herrn zu erwarten, das Haus nicht zu verlassen im Stande war, wozu sie auch in den ersten Tagen nach seiner Ankunft, wie jedenfalls vorauszusehen war, nicht kommen konnte. Madam Lyng hatte für eine kleine Retourchaise, welche halb geschlossen war, gesorgt, die Claudinen nach einem Krug bringen sollte, der eine Meile Weges von dem Dorfe, welches das Ziel ihrer Reise war, lag. Dies Dorf war nicht auf der gewöhnlichen Postroute gelegen, aber von dem Wirtshause aus, wo sie über Nacht bleiben sollte, konnte sie leichtlich eine Gelegenheit zur Weiterbeförderung nach dem Orte, der ihrer Zukunft vorbestimmt war, finden.

Den Tag vor der Abreise schrieb Claudine an ihren Onkel, stattete ihm ihren Dank ab für die Zeit, die sie in seinem Hause zugebracht, bat ihn vielmals um Verzeihung, und ohne ihre Pläne für die Zukunft weiter zu berühren, bat sie ihn, sie ansehen zu wollen, als ob sie das Grab ihrer so unvergeßlichen Tante theilte. Sie schrieb auch an Tante Malfred, lehnte mit höflichen, indessen bestimmten Worten den Heiratsantrag ab, und fügte hinzu, daß sie die Wahrheit der von der Tante oft gemachten Aeußerung, ein Mädchen

in ihrer Lage müsse sich selbst zu ernähren im Stande sein, jetzt recht lebendig empfinde, und da man ihr eine Stelle in einem sehr anständigen Haus, in einer der Provinzen, angeboten habe, so hoffe sie mit Bestimmtheit, die Tante werde ihr gestatten, diesen Weg zur Unabhängigkeit zu wählen. Der Brief schloß mit vielem Danke für den Unterricht und die Erziehung, die ihr diesen Schritt möglich machten. Dieser Brief sollte erst in Zeit einer Woche abgehen, der andere an den Onkel sollte ihm bei der Zurückkunft überreicht werden. Man hatte Alles wol überlegt und erwogen, was sich nur als zweckdienlich ansehen ließ, Claudinens Aufenthalt vor der Welt geheimzuhalten. Sie wollte ihres Vaters Familiennamen mit seinem Taufnamen vertauschen und sich so Johansen nennen, sodann sollte sie, dem Wunsche der Madame Christiane nach, sich für die Frau eines Schiffers ausgeben, der von einer Reise auf der See nicht wiedergekommen sei.

Abends kam Susanne. Man gab vor, daß Claudine am nächsten Morgen abreise, und Madame Lyng versprach das Kind nach dem bestimmten Ort besorgen zu wollen. Claudine nahm liebevoll von Susanne Abschied, erwähnte mit Rührung, wie viel sie der wolmeinenden alten Freundin Dank schuldig sei, und bat sie, einen kleinen noch übriggebliebenen Schmuck zum

Andenken an sie und an jenen Abend anzunehmen, an dem sie ihr guter Engel gewesen war. Tiefgerührt und froh nahm die alte Jungfer den Schmuck und auch das Schreiben an den Onkel mit. Erleichtert im Herzen ging sie heim, und am nächsten Morgen in aller Frühe brachte die gute Madam Lyng Claudinen unbemerkt nach dem Platze, wo der Wagen auf sie wartete, und ganz überdacht von dessen Decke rollten Mutter und Kind zum Stadtthor hinaus.

Es war ein warmer und herrlicher Junitag. Nach überstandenen körperlichen Schmerzen, nach der Angst und Sorge langer, banger Tage sich unter Gottes Himmel, dem blauen und hellen, frei und gekräftigt zu fühlen, und seinen besten Schatz aus dem Schiffbruche gerettet zu wissen, ist sicher eines der seligsten Gefühle, die uns Sterblichen in unserm armen Dasein nur zu Theil werden können. Claudine durchbebte solch eine selige Empfindung. Begierig athmete sie die frische, vom Wolgeruch des Sommertags erfüllte Luft ein. Sie fühlte sich wunderbar erheitert: sie jauchzte der Bäume lichtem Grün entgegen, und grüßte sie und die Wiese voll von blühenden Windrosen, wie Jugendfreunde aus ihrem eigenen Lenz. Die kleinen Vöglein, die nach den Nestern im Gebüsche flatterten, wo sie ihre Jungen vor jedweder räuberischen Hand versteck-

ten, schienen ihr ihr Schicksal zu theilen, und ihr mit ihrem Singen und Zwitschern Glück zu wünschen. Aber so heiter sie auch war, ward doch ein Gefühl der Bangigkeit in ihrem Herzen herrschend. Sie kam sich selbst vor wie ein flüchtender Gefangner, dem man auf der Spur ist um ihm ein Kleinod zu entreißen, das er mit sich führt. So oft eine Kutsche, Jemand zu Pferde, oder auch nur ein Vorübergehender auf der Straße sichtbar ward, bog sie sich sorgfältig in die Wagenecke, und wenn das Kind zu weinen anfing, wurde sie ängstlich drüber, und sie sah sich rings um, ob Niemand in der Nähe wäre. Ungeachtet die Reise den ganzen Tag währte, stieg sie doch nicht aus, sondern begnügte sich damit, etwas Brod und Milch zu genießen, womit Frau Lyng sie versehen hatte. Am Abende erreichte man den erwähnten Krug. Sie ließ sich ein Zimmerchen anweisen, legte ihr Kind zur Ruhe in ein Bett, das dort stand, verlangte ein frugales Abendbrod, welches sie mit jugendlichem Appetit verzehrte, und freute sich auf die Ruhe, nach der sie sich nach der langen Fahrt herzlich sehnte.

Bald darauf hörte sie einen Wagen in den Hof hereinrollen, mit großem Lärmen und Pferdegetrappel, und es dauerte nicht lange, als sie bemerkte daß ein Zimmer, welches an das ihre anstieß, aufgesperrt

werde und in dasselbe ein paar Personen träten, aus deren Stimme sie abnahm, daß es Herren seien, die Teutsch, Holländisch und Französisch bunt durcheinander redeten. Plötzlich ward zwischen ihnen eine Stimme laut, die auf Dänisch die eintretende Kellnerin befragte, welche Zimmer er und seine Gesellschaft erhielte für die Nacht. Mit Schreck erkannte Claudine die Stimme des Onkels. Um ihren Schrecken noch zu vergrößern, fing in demselben Momente ihr Kleiner zu weinen an. Sie nahm ihn eilig in ihre Arme und hielt ihn so fest, als ob schon Jemand Willens wäre ihn ihr zu entreißen.

„Wer wohnt in dem Zimmer da nebenan?“ fragte die Schreckensstimme jetzt.

„„Da wohnt eine kleine junge Frau mit ihrem Kinde.““

„Müssen wir das Kindergeschreie hören heute Nacht? Das ist ja abscheulich für die Andern! Ist nicht ein anderes Zimmerchen für die Madam zu haben? Kann man nicht hineingehn und sie ersuchen, eins von denen dafür zu nehmen, die wir nehmen sollten? Wir wollen einmal zu ihr hineinsehn! Ist sie hübsch?“

Ungeachtet sich Claudine schon vorhinein überzeugt hatte, daß die Zimmerthür zugesperrt sei, zitterte sie

dennoch vor Angst, und nach einer raschen Ueberlegung schlich sie sich zu einer andern, entgegengesetzten Thür hinaus und suchte die Küche auf, wo sie zu ein paar Fraunzimmern des Hauses sagte, sie hätte von dem Orte her, wohin sie wollte, einen Wagen erwartet, welcher sie von hier holen sollte, und es wäre ihr sehr darum zu thun, noch vor morgen ihren Bestimmungsort zu erreichen, weswegen sie sie denn bäte, ihr irgend eine Gelegenheit nach demselben zu verschaffen. Sie versicherten sie, es sei unmöglich so spät des Abends ihr Verlangen zu erfüllen; als sie aber zu fragen fortfuhr, ob nicht vielleicht ein Bauer in der Nähe wäre, den man zu bewegen vermöchte, sie für ein gut Stück Geld den nicht eben weiten Weg zu fahren, gaben sie ihr zur Antwort, daß drüben über der Wiese ein Haus läge, dessen Besitzer Reisende zu befördern pflegte, sie hätten indessen Niemanden dort hin zu schicken, da sowol ihr Hausknecht als sie selbst zu viel mit der Bedienung der ebenangekommenen fremden Herren zu thun hätten. Claudine, welche um keinen Preis unter einem Dache mit dem Ohm bleiben wollte, beschloß, den Bauernhof welchen man ihr als ganz nahe beschrieb, von der Helle der Sommernacht unterstützt, selbst aufsuchen zu wollen; und da die Leute im Wirtshause es im Grunde gerne

sahen, daß ihr Zimmer für die vornehmern Nachtgäste frei ward, bestärkten sie in ihrem Vorsatze, und man hieß eine noch nicht ganz erwachsene Magd ein Stück Wegs mit ihr gehn. Claudine schlich sich unbemerkt auf ihr Zimmer zurück, nahm ihren Kleinen, der schon schlief, und wickelte ihn vorsichtig ein, um ihn vor der Nachtluft zu schützen, nahm ein kleines Päckchen, welches sie mit sich hatte, unter den Arm, hüllte sich und das Kind in Schleier und Mantel und ging mit dem jungen Mädchen, das wacker ausschritt um bald wiederum zu Hause zu sein; und nur indem sie ihr ein gutes Trinkgeld zusagte, verhinderte Claudine sie, nicht nach den ersten hundert Schritten schon umzukehren.

Der Weg über die Wiese war nicht so kurz, als sie gehofft hatte. Es wehte eine scharfe Luft, sie gingen gegen den Wind, und die erschöpfte Claudine hielt nur angestrengt mit der Magd Schritt. Sie war müde und es wurde ihr beschwerlich, das Kind und ihr Päckchen zu schleppen. Endlich kamen sie an das Haus, die Magd sah zu dem offenen Thor hinein und sagte: „der Kettenhund ist gerade nicht da, Sie können frei über den Hof gehn. Gehn Sie nur auf die Vorderseite vom Hause zu, die da auf uns her sieht. Wenn Sie an dem Fensterchen klopfen, dort ganz nah am

Stall, so kommt der Mann, wenn er nur nicht gerade abwesend ist, schon aus seiner Kammer."

Nach diesen Worten und nachdem sie die versprochene Bezahlung erhalten, lief die Magd, was sie nur laufen konnte, zurück, und Claudine befolgte jetzt den Rat derselben und ging auf das Fenster zu, wo sie hineinsah und zwei Betten, worin ein paar Personen im Schlafe lagen, die ihr Weibsbilder und Kinder zu sein schienen, bemerkte. Sie klopfte mehrmals an an den Fensterscheiben, die Leute ließen sich aber nicht im Geringsten in ihrem Schlaf stören. Sie ging an alle Fenster hin, und gewahrte innerhalb des einen in einer kleinen Kammer zwei Knechte, die ebenfalls im Schlafe lagen. Ein wenig sanfter wagte sie auch hier anzuklopfen, ohne indessen glücklicher zu sein. Es fing jetzt ganz fein zu regnen und herunterzutropfen an und als sie, ungeduldig geworden, zum zweitenmal anklopfte, rief einer der Knechte im Schlafe in einem so rohen Tone, daß sie sich erschrocken zurückzog; und als ihr Blick in demselben Momente auf eine Scheune fiel, deren Thür aufstand, eilte sie in dieselbe. Sie lauschte bange, merkte aber bald, daß Alles stille und ruhig in den Armen des Schlafes lag. Sie untersuchte die Räumlichkeit, worin sie sich befand. Dieselbe stieß an einen Stall, in welchem Pferde

standen. Der Stallraum war von dem Verschlage, worin sie sich befand, durch ein paar Bretter wie ein Holzgatter abgesperrt; es war eigentlich eine Futterkammer, und im Winkel lag ein großer Haufen Heu und Stroh. Der erschöpften Wandrerin mit ihrem Säugling am Busen war das ein Lager, das ihr im höchsten Grade willkommen war. Sie nahm sich vor, hier den hellen Morgen zu erwarten, der ohnehin nicht mehr fern sein konnte, machte sich ihr Bett zurechte, ihr Päckchen als Kopfkissen benützend, hüllte sich und ihr Kind dicht in ihren Mantel ein, und legte sich nieder, nachdem sie die Thüre noch angelehnt, denn schließen konnte man sie nicht. Sie hatte sich vorgesetzt, auszuruhen, sich indessen sorgfältig zu hüten, auf diesem fremden und unsichern Ort einzuschlafen, und sie fand auch nicht viel Ruhe zum Schlummern, da bald ein Geräusche vernehmbar ward wie von Thieren, welche scharrten und in dem Stroh hin und wieder liefen, das über das ganze Estrich hin ausgestreut lag. Sie meinte es wären Ratten, und fürchtete sich vor diesen höchst widrigen Nachtgästen. Plötzlich fühlte sie, wie was Nasses und Kaltes an ihre Wangen kam, und fuhr erschrocken in die Höhe, beruhigte sich indessen bald, als sie einen großen Hund gewahrte, der sich ihr wedelnd und demütig einschmei-

chelnd näherte. Sie streichelte ihn, erfreut darüber ein freundliches lebendes Wesen zu erblicken. Er legte sich unten zu ihrem Lager hin, bedeckte mit seinem großen Kopf ihre kalten Füße und hielt sie ihr warm. Es that diese kleine Begebenheit der Armen, Flüchtenden, gar wol, sie hielt sich in der Hut dieses Thieres für sicherer, sie fühlte sich weniger verlassen, und ihrem Vorsatz zum Trotze schloß bald ein süßer Schlummer ihr Auge, während der Kleine gleichfalls süßruhig an der Mutterbrust schlummerte. Und so lag denn die noch vor Kurzem so allgemein beliebte, so glänzende und beneidete Claudine jetzt auf einem schlechten Strohlager, in einem elenden Verschlage, sich versteckend vor den Augen der Menschen, verlassen und ohne einen andern Schutz, als den eines Hundes, den der Zufall ihr zugeführt, und war bei all dem keineswegs unglücklich, sondern süß entschlummert war sie hier, das Herz voll Hoffnung und Liebe.

In aller Frühe kam der Besitzer des Hofes heim. Die Knechte vom Hause, die in demselben Augenblick aus ihrer Kammer traten, übernahmen den Wagen und begannen ihn abzuladen, während er selbst seine Pferde ausspannte und sie in den Stall führte. Der Hund, der seinen Herrn kommen hörte, sprang ihm entgegen und machte dadurch die Thüre des Ver-

schlages auf, wo die schlafende Claudine mit ihrem Kinde im Arme lag. Hütchen und Schleier waren ihr von ihrem Kopf herunter geglitten, und die herrlichen Haarlocken wallten um Antlitz und Schultern. Der Goldschild der Sonne, der sich gerade der schmalen Thür gegenüber aus den fernen Bergen hob, warf seine rothen Strahlen auf die Schlummernden hin, so daß sie im Dunkel der Umgebung und des Hintergrunds in einer magischen Beleuchtung zu schauen waren.

Der Bauer des Hofes, der diesen Anblick sah, stand einen Augenblick beinahe wie versteinert da. Hierauf winkte er einem von den Hausknechten zu, deutete nach dem Verschlage hin, und sagte mit leiser Stimme: „Sieh mal, Jörgen! Was meinst du? Ist es nicht als sähe man Jungfrau Maria mit dem Kinde und mit Strahlen ums Haupt, so wie sie auf dem Gemälde konterfeit ist, das droben bei Amtmanns hängt?"

„Ja," versetzte Jörgen, und faltete die Hände: „Aber zum Satan, Gott verzeihe mir, daß ich fluche — — — woher kommt denn das Weibsbild?"

Im nämlichen Augenblick kam die Bauernfrau in den Hof. Der Mann winkte ihr mit dem Finger zu, und zeigte ihr die unversehns gekommnen Gäste, und während sich die Knechte und Mägde des Hauses mit

Ausrufen des Erstaunens um sie herumsammelten, erwachte Claudine. Anfänglich sammelte sie nur mühsam ihre Gedanken, aber sie faßte sich schnell, stand rasch auf, und gab in kurzen Worten den Grund ihres Kommens und Aufenthaltes auf dem Hof an. Der Bauer und sein Weib ersuchten sie gutmütig in ihre Stube mit hineinzukommen, und an ihrem Frühstück mit theilzunehmen, welches eben bereit stand. Sie nahm die Einladung sehr freundlich an, und ließ sich zwischen ihnen und ihren Leuten, an einem großen Tische, der mit Schüsseln mit Grütze und mit Milchtöpfen vollbesetzt stand, nieder.

Die Frau bot sich an, Kaffee für sie zu bereiten, sie zog diesem indessen ein Glas frischer Milch mit Brod vor, und dieses kleine Mahl wäre ihr schmackhafter gewesen, wenn die Wirthin in ihrer Einfalt, obgleich wolmeinend und theilnehmend, sie nicht fortwährend durch Fragen in Verlegenheit gesetzt hätte. „Herrgott!" rief sie aus: „es war doch zu dumm, daß ich und unsre gute Alte, und alle Leute hier auf dem Hof so fest schliefen heute Nacht, daß wir nicht das Geringste hörten von Ihr, so daß Sie, die, wie wir wol sehen können, eine feine Dame ist, so in dem Loche drunten auf dem bloßen Stroh liegen mußte. Aber du heiliges Gotteslamm! Wie kommt

es, daß Sie so alleinig herumreist? Sie ist noch so jung, und die kleine Seele da ist doch Ihr Kind? Sie ist ja doch wol jedenfalls verheirathet? Das kann ich mir wol selber denken, denn dergleichen Fehltritte, wie unser guter Herr Pfarrer es nennt, die sollen ja unter den Vornehmen nicht im Schwang sein. Bei der gemeinen Volksklasse, wie hier bei uns heraußen auf dem Lande, ist das Ding denn nicht so arg, und die Leute sagen zwar, daß sie in Kopenhagen gar bald Alles, was Taufe und Trauung und Kirche hieße, abschaffen, aber ich sehe es ihr an, daß sie allerdings schon verheirathet ist, nicht wahr?"

Claudine erröthete, und antwortete mit leiser Stimme: „Ich war es."

„Ach, du lieber Himmel! Wo ist denn dann Ihr Mann? Sie ist doch noch keine Wittwe?"

Beklommen, gleich dem unsichern Studenten im Examen, stammelte Claudine: „Ich weiß selbst nicht, — — der Vater von meinem kleinen Knaben ist fort — — fort geblieben auf der See draußen." —

Die Frau rief laut aus: „Auf der See! Ja, Gott sei mit uns! Die hat gar manch ein Leben schon hinabgeschlungen, diese schlimme See. Es ist erst ein Jahr, daß der Sohn und der Schwiegersohn Hans Jensens — — —"

Der Mann kam jetzt und machte die Anzeige, der Wagen sei angespannt; und sehr froh, dem lästigen Examen zu entkommen, nahm Claudine mit vielem Dank Abschied von den Leuten des Bauern und setzte sich auf den Wagen, der sie an das ersehnte Ziel bringen sollte, während sie sich auf dem Wege das Misliche in ihrer Lage, die sie zu Unwahrheit und Ausflüchten nötigte, lebendig vorstellte und vergegenwärtigte. Das Drückende und Entwürdigende in der Rolle, worin sie in dem vorhergehenden Gespräche zum erstenmal im Ernst aufgetreten war, erfüllte ihr ehrliches Herz tief mit Unruhe und Beschämung, und mit klopfender Brust näherte sie sich den neuen, fremden Verhältnissen, worein sie in ein paar Augenblicken treten sollte.

Hoffnung und Zuversicht, sie müssen bei einem Menschen, der sich einsam und verlassen fühlt, gar leicht der Furcht und Verzweiflung Raum geben, wie Dunkelheit und Gespensterfurcht nur den Einsamen erschrecken. Durch eine Strecke des Waldes ging der Weg nach dem Dorf. Der Bauer kehrte sich nach Claudinen um und sagte: „Das Haus der Madame Christiane ist's, wohin wir sollen, nicht wahr? Ja, das weiß ich recht gut, wo das ist. Sie ist wolbekannt hier in der Umgegend."

Der Wagen hielt jetzt an einem kleinen, niedrigen Hause, dessen Anblick schon wolthätig auf Claudinens Herz wirkte. Weinranken schlängelten sich die Wand hinan, und umgaben die Fenster, deren blanke Scheiben im Sonnenschein glitzerten; ein Gärtchen war vor der offenen Hausthüre, an der sich zwei Rohrstühle befanden. Im Garten standen und dufteten gar hübsche Blumen und Sträucher, und in einem Winkel, unter einem großen Kastanienbaume stand ein Tisch und nebenbei eine Bank. Claudine war noch nicht aus ihrem Wagen, als sie ein Frauenzimmer aus dem Haus kommen, und sich ihr mit freundlicher Eiligkeit nähern sah. Es war Madame Christiane, die vor ihrem Gaste stand, in ihrem schlichten, saubern Anzuge, mit ihrem schon ältlichen, aber noch nicht unangenehmen, feinen Gesichte. Sie heftete die sanften, schönen Augen voll Ausdruck auf Claudinen, während sie beide Hände ihr entgegenstreckte, und ihr in einem gar lieblich klingenden Ton ein „herzliches Willkommen“ zurief. Die zwei Frauenzimmer sahn einander an, und fühlten sich beide von der unerklärlichen, seltsamen Empfindung ergriffen, die uns, wenn wir das erstemal mit einem Fremden zusammentreffen, leise zu sagen scheint, daß er uns nicht fremd ist, daß wir uns schon kennen und einander verstehen, und

die so eigene und wunderbare, wehmütige, stille Ahnung drängt sich uns auf, wir hätten schon einmal in einer reinern Präexistenz so Gutes als Böses mit einander getheilt, von der uns Alles in Vergessenheit kam, nur die Freundschaft und Liebe nicht.

Claudine war noch nicht über die Thürschwelle des Hauses, das von nun an ihre Heimat sein sollte, als sie sich schon heimisch fühlte. Eine junge, reinlich-gekleidete Bauerndirne kam sich still verneigend zum Wagen, um Päckchen und Reisezeug zu übernehmen, Christiane half Mutter und Kinde aus dem Wagen und führte sie triumfirend in ihr Haus hinein. Es war der Eintretenden als ob Friede und Freiheit von diesem stillen Zufluchtsort ihr entgegenathmeten, es war ihr wie einem Menschen, der nach einer stürmischen Seereise den Fuß wieder auf festen Boden setzt. Es war über dieses einfache Haus eine solche Ordnung, eine solche Sauberkeit und Nettigkeit verbreitet, daß man nicht in dasselbe eintreten konnte, ohne bei sich selber zu denken, hier sei gut sein. Christiane führte ihren Gast in ein räumliches und trauliches Zimmerchen, das sie eigens für sie eingerichtet. Da stand auch eine nette Wiege. Der kleine Knabe schlief. Christiane nahm ihn der Mutter aus den Armen, sie betrachtete ihn stillschweigend, drückte einen leisen Kuß

auf seine kleine Stirn und legte ihn in die Wiege. Hierauf wandte sie sich an Claudinen und sagte, während ihr ein paar große Thränen von den Wangen rannen: „Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Mischung von Freude und Wehmut ich wiederum ein Kind in diese Wiege hier lege, die ich mit meinen Thränen benetzte, als ich sie zum letztenmal benützte. Es ist lange Jahre her.“

Wo geistige Verwandtschaft Statt findet, stellt sich ein schönes und natürliches Verhältnis von selbst ein. Es währte nicht lange, als unsere zwei Freundinnen schon sympathisirten, wie Mutter und Tochter, ohne daß sie sich just selbst bemühten, solch ein Verhältnis zu Wege zu bringen. Sie waren beide im Besitze von jenem wahren guten Ton, welcher der Widerschein eines edeln, gebildeten, tiefen Innern ist, und der in Freud und Leid einer der freundlichsten Penaten ist, die den häuslichen Herd schirmen. Madame Christiane war wie neubelebt, und fühlte sich jünger und kräftiger durch das Glück, das ihr eine solche Gesellschaft gab und ihre Einsamkeit besonnte. Auch schien Claudinen in der That ein guter Engel zur Seite zu gehn. Ihre Industrie und Fertigkeit in den Arbeiten, die die Bewohner der Gegend von Madame Christiane geliefert zu bekommen langgewohnt

waren, führten dem Hause bald neue und vermehrte Kundschaften zu, und ihr ursprünglich heiterer Sinn, ihre Jugend und Schönheit, sie gewannen ihr bald das Wolwollen, wie die herzlichste Theilnahme der Leute, die sie kennen lernten. Ganz zufällig kam einmal ein reich, vermöglich Bauernmädchen, das Hochzeit machen wollte, zu ihr, um sie zu Rat darüber zu ziehen, wie ihr zukünftiges Haus für diese häusliche Festlichkeit sich am zierlichsten einrichten ließ. Claudine ging mit ihr nach Hause, und wußte das Ganze so nett einzurichten, daß die junge Braut außer sich war vor Freude, und die Hochzeitsgäste laut äußerten, sie hätten noch niemals eine Bauernstube, wie die, gesehen. Seit der Zeit fand selten eine Hochzeit oder irgend ein anderes Fest in dieser Gegend Statt, ohne daß Solche, die es eben anging, die artige und liebenswürdige Madame Johansen um Rat und Mitwirkung ersuchten. Nach und nach eröffneten sich auch noch andere Hülfsquellen des Erwerbes. Der Pfarrer hatte zwei Mädchen, die bei Madame Christiane Unterricht in weiblichen Arbeiten genossen. Als deren Eltern erfuhren, daß sie bei Claudinen auch Unterricht in Sprachen, Zeichnen und wissenschaftlichen Kenntnissen u. s. w. erhalten könnten, ergriffen sie freudig diese Gelegenheit, und als die Fortschritte die

diese Kinder machten, ruchtbar wurden, kamen der jungen, geschickten Lehrerin noch weitere Anträge von den Honorazioren in dem nahgelegenen kleinen Städtchen zu, ihren Kindern Stunden zu geben, und bald nahm Claudine an jedem Morgen acht kleine Mädchen zum Unterrichte bei sich auf, und beschäftigte sich ein paar Stunden mit dieser kleinen Schule, deren Größe sie nicht gerade vermehren wollte. So floß die Zeit hin, zwischen Arbeit und jenen reinen Genüssen, die nur der Genügsame zu schätzen weiß, getheilt. Ein solches Dasein, von Nahrungssorgen wie von Ueberfluß gleichentfernt, aber warm beschienen vom Sonnenstrahl der Liebe, ist auf jeden Fall jenes, das dem Frieden des Paradieses sich noch am ersten nähern mag. Jeder kleine Zuwachs von Genuß oder Bequemlichkeit, jedes unbedeutenden, kleinen Begehrens Erfüllung, worauf man in glänzendern häuslichen Verhältnissen kaum achten würde, ist epochemachend in einer solchen Beschränktheit des Lebens. So z. B. waren eine alte Guitarre und ein Kinderwägelchen — letzteres ein Geschenkchen der Pfarrerin, und erstere vom Schullehrer, der sie lange Jahre schon als Jugenderinnrung aufbewahrt — köstliche Geschenke für Claudinen. Wenn sie auf ihren ländlichen Wandrungen den kleinen Knaben fuhr, und ihn vor Freuden im Wägelchen aufhüpfen

und nach dem Vogel greifen sah, der über seinen Kopf flog, fühlte sie einen wahren Zuwachs in ihrem Wolsein, und ebenso des Abends, wenn sie im Schatten des Kastanienbaums, des großen und bergenden, ihre schmelzenden Töne mit der Guitarre accompagnirte, und Madame Christianen sowol, als die von der Arbeit und Anstrengung des Tags zurückkehrenden Landleute entzückte, die horchend ihren Gang einhielten.

Durch briefliche Nachrichten von Seiten der Madame Lyng ward Claudinen in Beziehung auf ihren frühern Kreis kund, daß, nachdem sie abgereist sei, Alles so gekommen und gegangen sei, wie sie es eben schon vorausgesehen. Nach einer kleinen Zeit ward der Großhändler durch Briefe, die ihm Tante Malfred sendete, von Claudinens Verschwinden unterrichtet, um das Susanne schon einige Zeit vorher wußte; aber erst nachdem aller Sturm beschwichtigt war und der ganze Vorfall vergessen zu sein schien, hatte Madame Lyng Susannens Verlangen nachgegeben und sie von dem Schicksale und dem Aufenthaltsorte des ihr noch immer höchst theuern Fräuleins unterrichtet, was zu verraten sich die getreue Hausjungfer nicht für verpflichtet hielt. Was der guten Frau Lyng unbekannt war, und was Claudinen nicht zur Kenntnis kam, war indessen der Umstand, daß der

Großhändler gleich in den ersten Tagen nach der Rückkunft, und während er noch in dem guten Glauben stand, seine Befehle, in Beziehung auf seine Nichte, wären pünktlich vollzogen, durch die französische Legazion einen Brief von Charles Lusard erhielt. Er war schon vor längerer Zeit geschrieben, und war, da sich der Schreiber tief im Getümmel des Kriegs herumbewegte, erst auf mancherlei Umwegen an die Adresse hingelangt. Ein kleiner offner Brief an Claudinen war demselben beigelegt. Der Großhändler sendete ihn nach Mecklenburg, wo er seine Nichte bei Tante Malfred wähnte. Böse, wie er war, auf Charles Lusard, beantwortete er seinen Brief übrigens nicht, sondern beschränkte sich nur darauf, zu einem von den französischen Diplomaten auf dessen nähere Nachfrage zu sagen, daß Claudine bei ihrer Tante in Teutschland sich befände, und — soviel er glaubte, stände sie im Begriffe, eine gute Partie zu machen. Dieselbe Antwort gab er Jedem, der sich nach der lieblichen Niece erkundigte, und als er durch Tante Malfred bald von der Unwahrheit der Angaben, die er im Kreis seiner Freunde verbreitet, in Kenntnis gesetzt ward, ließ er es doch bei den früheren Aussagen beruhen, und wich aus, von Claudinen zu sprechen, die er nach Nachrichten von Tante Malfred an irgend einem weit entfernten Ort

in der Welt (wo, wußte er indessen nicht) für ihr Brod in Dienst stehen wähnte, und deswegen übergab er Lusards Schreiben, welches er zurückerhalten, und das ihm außerdem nichtssagend schien, mit ruhigem Gewissen den Flammen. Claudine, die wol einen andern Commentar zum Verständnis dieses Briefes, als ihr Ohm, gebraucht hätte, beweinte in mancher Stunde der Einsamkeit die so unendlich peinliche Ungewisheit, die ihr über dem Geschicke und der Gesinnung des Geliebten lag. Aber wie tief sie auch diesen dunkeln Flecken auf dem Schilde ihres Schicksals, wie schmerzlich sie ihn erkannte, er machte sie die Ruhe, sie doch den Frieden nicht vergessen, worin sie sich hier glücklich fühlte. Den Sohn in ihren Armen, oder auf einem kleinen Abendspaziergang in traulichem Gespräche mit Christanen, äußerte sie oftmals, daß sie nach so viel überstandener Angst und Sorge das Leben erst recht zu schätzen wisse.

In dieser stillen Einförmigkeit wechselten Sommer und Winter, ohne leer oder langweilig zu sein. Die Länge der Winterabende ward mit Lectüre abgekürzt, womit der Pfarrer diese von der ganzen Umgebung verehrten und geliebten Fraunzimmer versorgte. War der Kleine früh Abends zur Ruhe gebracht, so las

Claudine der mütterlichen Freundin Etwas vor, und eine recht angenehme, vertraute Unterhaltung entspann sich oft aus diesem Lesen. Sehr oft auch ward ihre Stille von freundlichen Besuchen unterbrochen. Der Schullehrer und der Verwalter auf einem nah liegenden Herrnhofe, brave, joviale Männer, beide nicht ohne Bildung, waren alte Hausfreunde von Madame Christiane, sie näherten sich mit innigem Gefallen der jungen, hübschen Gesellschafterin, und hätschelten recht herzlich den kleinen, schönen Knaben.

So gingen sieben Jahre hin. Im Lauf dieser Zeit hatte sich Claudine vergebens umgethan, Nachrichten von Lusard zu erhalten. In den ersten Jahren schrieb sie niemals an Frau Lyng oder an Susannen, ohne die Letztere zu bitten, sie möchte durch den Großhändler Einiges über das Befinden des Geliebten zu erfahren suchen, und als dieser Weg gänzlich abgesperrt war, machte sie auf eine sehr sinnreiche Art eine Weise ausfindig, sich, ohne ihren Namen zu nennen, bei der französischen Legazion zu erkundigen, aber auch das wollte nicht glücken, und so vieler und oft wiederholter, fruchtloser Bemühungen überdrüssig, hatte sie dieses, ihr so unendlich wichtige Anliegen in den letzten Jahren stillschweigend in die Hand der Vorsehung gegeben, mit dem Gedanken im Herzen, daß

von Seiten der Menschen kein Trost, keine Hoffnung zu erwarten sei.

Aus dem kleinen Charles war indessen ein begabter, gesunder, hübscher Junge geworden. Christiane sah in ihm ihren frühzeitig verlornen Sohn, er nannte sie Großmutter, und sie verdiente auch diesen lieben Namen durch ihre Liebe zu ihm. Claudine selber lebte nur für ihr Kind, dessen Seele hinwieder mit rührender kindlicher Liebe an der jungen Mutter hing. Der Knabe war schon von einer ganz ungewöhnlichen Wißbegier durchdrungen, und er war ebenso ruhig und aufmerksam in den Lehrstunden, die ihm seine Mutter, seinem eigenen Wunsch zufolge, täglich ertheilte, als er lebhaft und hochherzig war, wenn er sich auf der Wiese mit Ziegen und Lämmern, mit dem großen Hund herumtummelte, oder sich im Soldatenspiele mit den Kindern der Landleute herumtrieb, und, ein tapferer Anführer, ihrer Schaar voranschritt. Claudine war ihm zu gleicher Zeit eine ernste Erzieherin, und heitere Helferin bei seinen Spielen. Nach Anleitung von ein paar Bildern, welche er hatte, machte sie ihm und seinen kleinen Spielkameraden, wie sichs traf, Patrontaschen, Helme und dergleichen mehr, und wenn sie bei diesen kleinen Arbeiten saß, und ihr Charles mit Augen, die vor Freude und Erwartung hell stralten,

und mit feuerrot glühenden Wangen bei ihr stand und zuschaute, vor Entzücken in die Höhe sprang, ihr seine Arme um den Hals schlang und in frohe Worte der Liebe und des Dankes ausbrach, dann war die Mutter ebenso glücklich wie ihr Kind; und wenn die fröhliche Knabenschaar dann gegen Abend hinauszog auf die Wiese, setzte sich Claudine froh vor die Gartenzimmerthür, um ihren Charles im Kreise der andern Knaben glänzen zu sehen, wie einen kleinen Dammhirschen in einem Haufen von Kälbern.

Einst, als Madame Christiane die Freundin mit wehmütig schmerzlichem Ausdrucke sah, ihr Angesicht still zwischen den hernieder hangenden Zweigen des Kastanienbaumes verbergend, sagte sie bekümmert: „Meine Claudine! Es stehn dir Thränen im Auge! Was fehlt dir? Verheimlichst du deinen Gram vor mir? Ach, dann ist es mir nicht schwer, denselben zu erraten! Ich habe oft befürchtet, daß unser stilles, beschränktes Leben für die Länge der Zeit deiner frischen Jugend zu enge werden möchte."

„„Was sagst du, meine Mutter?"" brach Claudine in Thränen aus: „„O, gerade im Gegentheil! Tag und Nacht danke ich unserm Herrgott, der mich Verirrte so voll Liebe zu deinem Frieden hergeführt hat. Nein, die Gedanken des Schmerzes schweben mir weit

in die Ferne, ich weiß selbst nicht, wohin, und das ist mein Gram, daß ich es nicht weiß. Wo ist Charles Lusard? Ist er todt? Oder untreu? Wie ist mir der Gedanke so bitter, daß Eines von Beiden der Fall sein kann! Wenn mir, wie vor einer kleinen Weile, mein Junge sein liebliches Gesichtchen dicht nähert, wenn er mir in meine Augen sieht und mit so süßen Zügen um seinen Mund lächelt, dann steht mit einmal seines Vaters Bild vor mir; gerade so sah Lusard auf mich hin; gerade so war der Ausdruck in seinem schönen Gesichte, während ihm Worte, die mir das Herz bestrickten und hinrissen, von den lieben Lippen strömten. Hat die Henkerhand des Todes sie ausgelöscht, diese edeln Züge? Auf welche Weise ist er gestorben? Ist er im Schlachtensturm gefallen? Sind die Feinde mit ihren Rossen über den schönen Leib hingerast, ihn schleifend und zerreissend? Ist er leidend und verlassen auf dem Sterbebett gelegen, ohne eine liebende Hand, ihn zu warten und zu pflegen, ohne einen Freund, ach! den letzten Seufzer entgegen zu nehmen? O! diese stillen Vorstellungen sind mir so fürchterlich, daß mir ist, als würde michs trösten, ihn mir untreu zu wissen, ja in den Armen einer Andern, wenn er nur lebte und glücklich wäre.""

„Nein, mein Kind! Glaub' mir, die's erfahren

im Leben, was es heißt, Den verachten zu müssen, dem man mit ganzer Seele angehört hat! Der Tod ist viel weniger schmerzlich!"

„„Lusard verachten! Nein, das vermöchte ich nimmermehr! Selbst dann nicht, wenn er seine Schwüre ganz vergessen hat, die er mir tief begeistert geschworen. Und lebt er, so kann er doch noch vielleicht in einem oder dem anderen einsamen Momente, bei einem oder dem andern Anlasse, sich Claudinens erinnern, der verlassnen Geliebten, und eine kleine Empfindung der Reue, der Liebe kann dann sein Herz berühren; denn daß er tiefe Liebe empfunden für mich, das weiß ich.""

Christiane schüttelte den Kopf. „Ach, beste Claudine! Ich halte alles Das für nichts, als eine reine Illusion. Möchtest du dir selber, wie deinem Sohne, nicht viel lieber sagen, sein Vater sei einen Heldentod gestorben, sei in mutigem Kampf gefallen für sein Land, seine Ideen?"

Claudine schwieg eine kleine Weile, alsdann sagte sie: „„Vielleicht hast du nicht Unrecht. Es ist sonderbar, wie deine Worte mir wie ein altes, fast vergessnes Lieblingslied ins Ohr klingen. Es war einmal eine Zeit, zu der auch ich von Begeistrung für diese Ideen des Heldenmuts, des Todes für Vaterland und

Freiheit voll war. Ach! was ist geworden aus ihnen, diesen kühnen Hoffnungen auf Regenerazion des Menschengeschlechts zu einem reinern Leben? Ich verstehe mich nicht darauf, aber ich höre nie anders davon Erwähnung thun, als wie von einem schrecklichen Erdbeben, das eine Gegend verwüstet, ohne ihr Aussehen zu verändern. Allerdings sehe ich jetzt Vieles mit andern Augen an, als in jener schönen Zeit, da Alles um mich her von Hoffnung und Begeistrung voll war.""

Von selbst leitete der Faden der Ideen Claudinen hier auch auf ihre, von Liebe und Poesie durchglühten, Jugendtage, und unter manchem Andern auch auf jenen Abend, als sie sich, die Trikolorschärpe um ihre Lenden, umklungen von den republikanischen Freiheitsgesängen, und umgeben von Huldigung und Anbetung, zum erstenmal der Liebe des Geliebten versichert hielt. Ihr selbst ward heiterer und leichter zu Muthe, als sie sich diese süßen, schnell entflohnen Momente des Zaubers, der Lust wieder recht lebendig vorstellte, und als sie das Interesse bemerkte, womit die jugendlich gesinnte Freundin ihr zuhörte. Sie setzten ihr Zwiegespräch noch fort, nachdem die Kühle des Herbstabends sie schon vom Garten ins warme Zimmerchen getrieben, in dem sie sich gewöhnlich aufhielten. Claudine

ging ihr schon erwähntes dreifarbnes Tuch hervorzuholen, das sie sich stäts sorgfältig aufbewahrt, und zeigte es Madame Christianen. In demselben Augenblicke trat der kleine Charles ins Zimmer, und beim Anblicke der prächtigen, schönen Farben, der glänzenden Goldfransen, die sich auf dem noch niegesehenen Kleinode befanden, brach er in freudige Bewundrung aus, und eine heiße Lust erwachte in ihm, einen solchen Prachtschmuck zu besitzen, der seine kleinen Soldatenspiele recht verherrlichen, verschönen konnte, und mit Bitten und Liebkosen bestürmte er seine Mutter, ihm die Echarpe zu überlassen. Sie sprach, es solle ihm gestattet sein, sie in seinen Spielstunden an Sonn- und Feiertagen zu tragen, und indem sie mit leiser Stimme sagte: „Du hast den nächsten Anspruch drauf," band sie sie ihm als Achselschärpe um seine Schultern, in die er, kindlich gravitätisch, seinen kleinen Degen fest machte. Dann bat er sie, einen kleinen Marsch auf der Guitarre zu spielen. Als Nachklang des Gespräches, welches eben Statt gefunden, sang Claudine die Marseillaise, accompagnirte sich auf der Guitarre, und der kleine Charles, der dies Lied schon vorher oft vernommen, fiel als Chor ein und rief aus vollem Herzen sein: „Aux armes Citoyens" mit, indem er mit dem Elbogen und der Faust, nach dem

Takt, auf eine kleine Trommel schlug, und dem Aufruf des Liedes: **Marchons, marchons,** so gut er es in diesen vier Wänden nur vermochte, folgte.

Daß diese kleine Scene vor einem andern Publikum, als vor einem Zuschauer in Allem, nämlich Madame Christiane, Statt fand, fiel Niemandem der Angehenden ein; und doch war es der Fall. Die Stube war ein Eckzimmer. Das eine Fenster sah nach einem schmalen Weg hinaus, der zwischen einer Gassenrinne im Dorfe und dem Hause hinlief, welches noch außerdem durch einen tiefen Graben von diesem Weg geschieden lag. Der Weg selber war fast gar nicht betreten, und aus diesem Grunde fast ganz mit Gras und Gestrüppe bewachsen. Eine kleine Jagdgesellschaft von drei Personen war indessen, vom Schicksale hergeführt, und diesen Weg verfolgend, in die Nähe des kleinen Häuschens gekommen, von wo die allgemein bekannten Töne der Marseillaise herklangen.

Die Jäger blieben stehn, und einer von ihnen rief: „Was, ins Teufels Namen! ist denn Das? Kommt das sansculottische verdammte Geleier, das so lange schon verbrauchte und abgedroschene, auch in die Dörfer noch heraus?"

Als sie Licht bemerkten im Fenster, sprang der eine von ihnen, ein junger und gewandter Mann,

über den Graben und sah rasch hinein. „Kommt!“ rief er den Andern sachte zu: „Hier giebt es Etwas zu sehen, das wahrhaftig der Mühe werth ist.“

Der zweite von ihnen sprang schnell dem Ersten nach, dem dritten indessen, welcher etwas corpulent war, mußten die beiden Ersten über den Graben helfen, die nichtsdestoweniger bei diesem ganzen Manöver die größte Stille beobachteten, um sich nicht vielleicht zu verraten. Hier standen sie nunmehr alle Drei, und mit schweigender Verwundrung betrachteten sie die reizende Sängerin und den lebhaften, schönen Knaben mit seiner kleinen Trikolorschärpe. Als die Marseillaise zu Ende war, gab Claudine noch einen lustigen Walzer auf der Guitarre zum Besten, wozu der kleine Knabe tanzte, und sich mit einer ganz besondern Leichtigkeit und Grazie in allerlei wechselnden Sprüngen und Schwenkungen bewegte.

Endlich hielten die ungebetenen Zuschauer es für ratsam, sich stille wieder davonzuschleichen, aber nach oftwiederholten Erinnerungen erst kam man so weit, den Zuerstangekommenen zu bewegen, daß er sich losriß von dieser Scene, in deren Anschaun er sich ganz verloren zu haben schien. Es war dieses ein junger Mann, vom Stande des Adels, der erst vor Kurzem ein Rittergut angekauft, das eine Meile Weges von

dem Orte ablag, wo er sich soeben befand. Die zwei andern Herrn aber waren Freunde von ihm, deren er sehr viele auf seinem Schlosse bei sich sah, wo ein lärmendes lustiges Leben die Stelle der Belustigungen, der Hofcirkel der Residenz vertreten, ausfüllen mußte. Die drei Herrn gingen stille zum Ausgange des nahen Waldes, wo die Bedienten mit ihren Pferden hielten, und erst nachdem sie letztere bestiegen, fingen sie miteinander zu reden an, während sie sich in bequemem Trab heimwärts begaben.

Der Aelteste sagte lachend: „Nah! Das war ein unerwartetes hübsches Stückchen, was wir hier zu sehen bekamen. Ich habe solche Abenteuerchen auf einer Jagdtour gar sehr gern, und wenn ihr mich auch unbarmherzig herumgerissen und gezogen habt, um mich über den Graben zu schleppen, so daß ich es noch in meinen Armen spüre, so reut michs doch nicht; denn das muß wahr sein, die Flut hat viel Wasser an unser Ufer hergespült, seit ich so ein schönes Kind gesehen, wie die hübsche Dirne, die da saß und auf ihrer Cither schlug. Was es doch wol für Leute sein mögen?“

„Sicher sind sie französisch,“ versetzte der zweite: „Eine Mutter natürlicherweise mit Tochter und Söhnchen. Die Fratze von einem kleinen Jungen! Mit sei-

ner kleinen Trikolorschärpe! Und wie er sein Marchons, marchons! schrie! Ich hätte ihm gerne Eins auf gut dänisch hinters Ohr gehauen. Aber die Schwester, die war gar zu hübsch. Was meinst du, Cousin? Hast du denn deine Sprache verloren?"

""Ja, es ist wahr,"" antwortete der Baron in Zerstreuung, ""sie ist sehr hübsch.""

Der Vetter des Barons fuhr fort: "Was ist dir, ins Teufels Namen? Du bist ja ganz kurios geworden? Sapperment, wie mich das freuen sollte, wenn du dich, Knall und Fall, in das schöne Kind verschossen hätt'st, das du denn doch nicht zur Frau nehmen könntest, und vielleicht viel Unannehmlichkeiten, Seufzer und Thränen auszustehn gezwungen wärst, um sie auf eine andere Manier zu bekommen. Es würde mich in meiner Seele freun, wenn ich dich verdammten Schelm elendig hinschwinden säh', der du uns Anderen im Wege warst, ohne jemals auch nur für zwei Schilling Liebe empfunden zn haben! O, wenn ich diese süße Rache nur erlebte!"

""Ah, was du da wieder für dummes Zeug zusammenredest! Aber soviel ist ausgemacht, daß ich im höchsten Grade neugierig bin, durch Jemanden zu erfahren, wer diese Leute sein können. Das Ganze hat was so Ungewöhnliches und Abenteuerliches.""

„Vielleicht," sagte der Aelteste, „vielleicht bin ich im Stande, dir für deine Gastfreiheit Dankbarkeit zu erweisen, indem ich dir Nachricht darüber verschaffe. Der Pfarrer der Gemeinde dort ist ein Bekannter von mir. Gleich morgen gehe ich in der reputirlichen Angelegenheit zu dem Manne Gottes hinüber. Er, als Hirt, muß seine Schäflein doch kennen, und was er nicht thut, thut doch wol seine theure Ehhälfte."

Der jovialgesinnte Herr erinnerte sich seines Wortes, und schon nächsten Mittags überbrachte er seinen beiden Jagdkameraden die denselben versprochne Nachricht. „Macht jetzt eure Ohren auf," rief er, „so werdet ihr mir was Neues hören, und euch wundern über den Scharfsinn des Grafen. Die Familie ist keineswegs französisch, sondern ganz gut dänisch sind die Leute, hier in Dänemark geboren und erzogen. Die alte gute Mutter, die da saß, ist keine Mutter, das schöne Mädchen ist kein Mädchen, das halbtolle Jüngelchen ist kein Bruder, sondern ein leiblicher Sohn von der Jungen, welche eine Schiffmannswittwe ist und Madam Johansen heißt. Sie leben von ihrer Hände Arbeit und von Stunden, die sie einer kleinen Anzahl von Mädchen geben. Den Töchtern des Pfarrers z. B. haben sie allerlei Unterricht gegeben, sowol den älteren als jetzt den jüngeren, und in dem Haus

dort hält man eine förmliche Lobrede auf die Tugendhaftigkeit und Bildung dieser zwei Fraunzimmer. Aber hievon brauchst du dich nicht verblüffen zu lassen. Die Aspecten sind deswegen doch gut, im Fall du, wie dein hochedler Herr Vetter, der Graf, behauptet, auf unserer gestrigen Jagdpartie, was man sagt, einen kleinen Streifschuß auf den Pelz 'kriegt haben solltest. Tötlich ist die Wunde noch nicht, wenn ich dich anders recht kenne."

Hierin irrte der corpulente Herr indessen, denn dem Sprachgebrauch nach war der Baron in der That tötlich verwundet. Der schelmische Flügelgott, der so oft der elenden Sterblichen lacht, läßt nicht ungestraft mit sich spotten, und es schien, als ob er sich diesmal ganz exemplarisch rächen wollte an einem armen Verliebten, der so vermessen gewesen war, mit seinen Pfeilen spielen zu wollen, ohne ihre Kraft selber zu empfinden. Diesmal mußte er sie tief fühlen. Der kurze Anblick von Claudinen, der Klang ihrer Stimme, hatte sich mit einer ganz unerklärbaren Macht seiner Fantasie bewältigt, der er sich nicht zu entwinden vermochte. Man hört oft sagen und behaupten, daß eine Liebe, die gleich beim erstenmal sich Begegnen entstehe, heutigstags nur noch in Romanen, Schauspielen und dergleichen poetischen Fictionen Statt finde. Auf der

andern Seite hört man mitunter die Behauptung, besonders von Männern, daß sie sich nie zu verlieben vermöchten, wenn sie sich nicht gleich beim ersten Anblick eines Gegenstandes, der ihre Liebe erweckte, von Amors Pfeil getroffen fühlten. Ohne sich näher und bestimmter über einen so unerklärlichen Punkt einzulassen, dürfte man doch wol so obenhin behaupten, daß die Mythe von Amors Pfeile eine gar tiefe Wahrheit in sich trägt, daß es allezeit der Eindruck fast eines einzigen Momentes ist, der das Hochgefühl im Innern entzündet, welches wir Menschen Liebe nennen; ob dieser Moment nun gleich beim ersten, oder erst einem spätern Zusammentreffen kommt: und wol dürfte man sagen, daß das erste sich Begegnen, ja der bloße Anblick Das für sich hat, einem unbewußten, sympathetischen Gefühle zu entspringen, einem Gefallen, einer Freude an einem andern Menschen, ohne alle Reflexion, unmittelbar aus des Busens Dunkel hervorgehend, wie die trefflichgedachte mythologische Vorstellung lehrt, daß Grazien und Furien, das Schöne und Gräßliche, dem Schooße der dunkelen, geheimnisvollen Nacht entstiegen sind, und man hat sicher oft gefunden, daß so Liebe als Leidenschaft Ingredienzen von beiden Theilen aufweisen, — eine Beobachtung, welche der Baron, ohne sie anzustellen, bewahrheiten sollte.

Zum ersten Male in seinem Leben machte er ein Geheimniß aus Dem, was er dachte und fühlte. Seine zahlreiche, lärmende Gesellschaft ward ihm zur Last, und er suchte sich ihr oftmals und unter allerhand Vorwänden zu entziehen. In diesen seinen Freistunden nun umschwärmte er stäts das ländliche Haus, das den Gegenstand seiner Wünsche barg. Nur selten einmal glückte es ihm, sie im Garten zu erblicken, oder ihr zu begegnen, meist in Gesellschaft ihres kleinen Sohns, oder ihrer Freundin, aber weiter nichts als ein gleichgültiger Gruß, als Dank seiner tiefen Bücklinge, war die Frucht seiner weiten Fußwanderungen. Es war ihm allmälig auch gelungen, mit dem Hause des Predigers Bekanntschaft zu machen. Da ward ihm der süße Vortheil, von ihr sprechen zu hören, Nachrichten in Beziehnng auf ihre häusliche Lage zu vernehmen, Zeuge von ihrem Lobe zu sein; sie aber zu treffen dort, mit welcher Hoffnung er sich still geschmeichelt, das war nur schwierig zu erlangen, da sie selbst sowol als Christiane fast gar nie an irgend einer Familiengesellschaft Theil nahmen, sondern stäts Allem sorgfältig auswichen, was zu freundschaftlichvertrauten Mittheilungen in Hinsicht auf die vergangene Zeit führen konnte.

Endlich kam denn der Baron auf einen Einfall,

den ihm ein freundlicher Genius zugeflüstert zu haben schien. An einem schönen Tage ging er ohne weiteres gleich zum Haus hin, klopfte mit einem raschen Entschlusse an, jedoch nicht ohne eine Art Verlegenheit, die ihm sehr wol stand. Er ward von Madame Christianen empfangen, an die er sich sehr höflich wendete und sagte, man habe ihn hin zu ihr gewiesen, um einen schönen Bauernanzug für ein Mädchen auf seinem Gute zu bekommen, das Hochzeit halte. Er suchte recht lange zu machen, indem er sich in Erläuterungen über diesen Staat einließ, die Christianen aus auf platter Hand liegenden Ursachen so unverständlich vorkamen, daß sie zur großen Freude des Barons Claudinen herbeirief, und jetzt endlich wiederfuhr dem verliebten Mann das Glück, seiner schönen Angebeteten von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen, ihre süßen Augen sich hin auf seine richten zu sehen, ihre Worte sich hin an ihn wenden zu hören. Die bestellten Arbeiten wurden nun ohne viele Schwierigkeiten von beiden Seiten besprochen, und es wurde ein Tag festgesetzt, an dem der Baron sie abholen lassen könnte, — Etwas, das er sich selbst zu thuen vornahm; und als der bestimmte Tag aufschien, traf auch der Baron selber zu Wagen ein, einen Korb mitbringend, um den ganz allerliebst gemachten Bauernanzug in ihn zu legen,

der eine jede Braut, die sich nur auf seinem Gute fand, höchst glücklich gemacht hätte, den aber der Baron bei seiner Heimkunft in eine Gardrobe einsperrte, und das mit einem sehr verdrießlichen Gesichte, denn dies Mal hatte er Claudinen gar nicht zu sehen bekommen, konnte aber noch hören, daß sie in ihrem Zimmer zweistimmig mit ihrem Kleinen sang, und die Existenz dieses Kindes, seine Schönheit, und Claudinens Zärtlichkeit für dasselbe, begannen für sein eifersüchtiges Herz bereits ein schmerzlicher Dorn zu sein.

In ein paar Tagen fand er sich schon wiederum ein, und bestellte ein paar Bauernhauben mit Stickerei; er möchte gerne, gab er vor, mit diesen kleinen Geschenken die Frauenzimmer auf seinem Gute bei dem nahebevorstehenden Erndtefest erfreuen. Diese Hauben holte er gleichfalls selbst ab. Auf diese Weise fuhr er fort, Mehr und Mehr von dergleichen Prachtstücken machen zu lassen, und das Erndtefest war schon eine geraume Zeit vorüber, ohne daß diese vielen Bestellungen ein Ende nahmen. Sowol die zwei Frauenzimmer als sein Kammerdiener, der diese Sachen sah, machten sich einen und den anderen Gedanken über die Artigkeit des Barons gegen die Mädchen auf dem Gute, soviel aber ist notorisch, daß der arme Herr einen großen Koffer mit prächtigem Bauernstaat voll

hatte, der noch nie irgend einem Menschen zu gut gekommen war.

Da das Auffallende bei dieser seiner Handlungsweise ihm allmählig selber klar wurde, sann er auf andere Methoden, sich dem theuern Hause zu nähern und Zutritt zu demselben zu bekommen. Sein erster Einfall war, zu einem Ritt einen sehr regnichten, schlechten Herbsttag zu wählen, an dem er außerdem erfahren, daß der Pfarrer und seine Frau nicht zu Hause wären. Er schnitt den Riemen an seinem Sattel ab, ging zu einem Schuster im Dorfe, um ihn wieder machen zu lassen, stellte seinen Gaul im Wirthshause ein, und ging sodann triefend vom Regen nach Madame Christianens Haus, und bat so lange bleiben zu dürfen, bis sein Sattel wiederum reparirt sei. Er habe zum Pfarrer hin gehen wollen, — gab er vor, habe aber erfahren, es sei Niemand zu Hause. Er fand die höflichste Aufnahme, und da die liebe kleine Familie just beim Thee saß, lud man ihn ein, mit dem kleinen Mahle vorliebzunehmen. Nun war die Eisrinde durchbrochen. Der Baron war ein einnehmender hübscher junger Mann, als Kind verhätschelt und verzogen, aber von einem nicht geringen natürlichen Verstande, und jenem feinen Schliff, der den Mann von Welt alsbald zu erkennen giebt. Die

Frauenzimmer in ihrer Unschuld waren weit entfernt einen Plan, sich in ihr bescheiden Haus hineinzudrängen, vorauszuwittern, und nahmen freundlich und lebhaft an dem Gespräche, dessen Faden ihr Gast so lange als möglich zu spinnen sich bemühte, Antheil. Indem er sich herzlich für die ihm erwiesene Gastfreundschaft bedankte, bat er um die gütige Erlaubnis, wiederkommen zu dürfen, entfernte sich endlich und ritt im schrecklichsten Unwetter, aber in der besten Laune von der Welt heim. Eine Schüchternheit und Bescheidenheit, die gleichfalls eine der manchen neuen Erfahrungen war, die er in seinem Innern machte, war indessen Ursache, daß er die ihm ertheilte Erlaubnis nur sparsam und selten benützte, fortwährend aber dachte er auf Mittel, in Christianens Haus kommen zu können, wenigstens mit derselben Leichtigkeit und Freiheit, als der Verwalter und der Schullehrer, und diese zwei Männer, die kein Mensch für gefährlich gehalten als Nebenbuhler, wurden dem jungen Liebhaber Gegenstand der herzlichsten heimlichen Eifersucht.

Als Weihnachten herankam, hatte er den glücklichen Gedanken, Charleschen einen ganzen Korb voll von Weihnachtsgeschenken zu bringen. Ein Kinderherz ist fast immer dankbar. Der frohe Knabe hing sich

mit Herzlichkeit an den guten Geber, welcher ihm Häuser, Bäume, Soldaten u. s. w. aufstellte, um ihm die Anwendung und Handhabung der verschiednen herrlichen Sachen zu zeigen, ihm die Erklärung zu Bildern gab, und ihm besonders ein paar kleine Spiele auseinandersetzte, und sie zur Probe mit ihm spielte. Dies war sehr verständig berechnet, um die Zeit recht in die Länge zu ziehen. Charles jubelte, und mit Mutterintresse und Großmutterfreude nahmen beide Fraun an ihres Lieblings Glücke und Dankbarkeit Theil. Es war Weihnachtsfeiertag. Der Vorabend des Tages war in dem schlichten Hause, so gut die Umstände es erlaubten, gefeiert worden. Ein kleines Bäumchen stand noch im Zimmer. Man schmückte es nochmals mit frischen Aepfeln, Kuchen und Kerzen, die man dem großen Zuwachs von Weihnachtsgeschenken zur Ehre auch ansteckte. Der Baron war bei dieser Arbeit behülflich. Indessen erschienen die beiden alten Hausfreunde auch, und brachten ihr Scherflein mit. Es freute sie nicht gerade sehr, bei den Freundinen den unerwarteten, vornehmen Gast anzutreffen, der sie seinerseits auch auf den Blocksberg wünschte. Die Damen des Hauses besaßen indessen ein so schönes Talent, Jedem die Honneurs zu machen, mit einem so guten Ton verbunden, daß bald Alles sich wiederum

auf seinem Platze fand. Der Baron kam den Ebenangekommenen sehr artig entgegen, und gar bald waren die gutmütigen, ältern Männer auch wieder in ihren alten Falten. Die Damen baten den Baron, bei ihnen vorlieb zu nehmen, man nahm in der besten Laune an dem einfach, aber nett gedeckten Tisch Platz, und erlebte einen Abend, der Allen in der Trübe des Winters wie ein heller Punkt vorkam.

Von diesem Tage an wurden die Besuche des Barons beständig häufiger. Er suchte sich auf jede nur mögliche Art einzuschmeicheln, und ließ Nichts vorübergehen sich aufmerksam zu erweisen. Er brachte Bücher und Kupferstichwerke, schöne Blumen und allerlei andere Annehmlichkeiten der Art zu dieser stillen Familie hin, und die schöne und bescheidne Art, womit er durch dies Alles das Geheimnis, die Glut seiner Liebe unter dem Deckmantel der Freundschaft, des Wolwollens zu verbergen wußte, verschaffte ihm auch allmählich das Zutrauen, wie die Ungezwungenheit des freundlichen Umganges, der arglosen Fraunzimmer. Und er war auch in der That dessen nicht unwürdig, so wie er jetzt in Gedanken und Werken war; denn wol ist es wahr, daß er sich in der ersten Zeit seiner Liebe mit verwegenen, schlechten Plänen herumgetragen; aber die Reinheit und Weiblichkeit,

die wie eine Glorie Claudinens Haupt umglänzte, hatte längst jegliche unreine Hoffnung aus seinem Herzen vertrieben. Den ganzen Winter durch kämpfte der Arme den Kampf zwischen seiner Liebe und den Vorurtheilen seines hohen Stands. Der Spott der Freunde trieb die Wagschale des Herzens nach einer Seite hin, und seine heiße, eifersüchtige Leidenschaft stieß sie auf die entgegengesetzte.

In den Kreisen der Gesellschaft, in der der Baron sich gewöhnlich bewegte, machte es in hohem Grade Aufsehn, daß er sich den ganzen Winter nicht in der Residenz erblicken ließ. Mancherlei Gerüchte in Beziehung auf seine ländliche Liebesgeschichte, natürlich mit Zusätzen und weitergesponnen, kamen in Umlauf. Ab und zu kamen mehre von seinen frühern Gesellschaftern zu ihm hinaus, begierig, seine Geliebte zu sehen, und Einiges von diesem seinem Verhältnis zu erfahren, aber die ebenerwähnten zwei Herrn ausgenommen, reisten sie alle mit unbefriedigter Neugierde nach Hause, und hinterließen dem gastfreien Wirt eine höchst unangenehme, bittere Erinnerung an alle die Neckerein, spottenden Bemerkungen und Anspielungen, die er sich gleichgültig zu ertragen angestrengt.

Als der Lenz kam, erwachte endlich ein fester Entschluß in der Seele des Barons. Er nahm sich

vor, Claudinen seine freie Hand anzubieten, und seine Ruhe, seinen Frieden, mit Aufopferung weit weniger wesentlicher Güter zu erkaufen. Nach diesem Entschlusse fühlte er sein Herz erleichtert und wagte es nach und nach, die Freierschuhe ein wenig sehen zu lassen. Es war Claudinen nie in den Sinn gekommen in dem vornehmen, reichen und zugleich bescheidnen, fast schüchternen Mann einen Liebhaber zu sehen. Kleine Bemerkungen, die Madame Christianen einmal und das andere Mal wegen der heimlichen, tiefen Seufzer, der Blicke des Barones entschlüpften, hatte die Freundin mit lautem Lachen beantwortet; aber die Veränderung, die jetzt in seinem Wesen vorgegangen war, konnte ihr unmöglich entgehen, und diese ihre Entdeckung war Ursache, daß sie nicht mehr so frei und ungezwungen in ihrem Umgang mit ihm war. Mit Schmerz nahm er dies wahr, und neuer Kummer, neuer Zweifel erwachte in seinem Herzen. Hatte er keine Hoffnung, ihre Liebe zu gewinnen? Liebte sie einen Andern? War ihr ihr toter Mann vielleicht so theuer gewesen, daß ihr mit seinem Leben ihr Herz gestorben und zu Grab gegangen? Wer war denn der glückliche Mann eigentlich? Nie ein Laut seines Namens? Wer war sie selbst? Nie ein Wort von der Familie der Geheimnisvollen? Es giebt

keinen bessern Lehrmeister als Amor. Mit einer Feinheit, einer Gewandheit, von der der Baron sich früherhin nicht einmal träumen ließ, wußte er den Faden des Gespräches ein paar Mal so zu drehen und zu wenden, daß Claudine wie von selbst diese Punkte berührte, und er aus ihren Worten den Schluß zog, daß so Etwas wie eine Heirat gegen den Willen der Eltern, oder der Verwandten, an dem Zerwürfnis zwischen ihnen und ihr Schuld sei, und es war klar, daß sie an dem Vater ihres kleinen Sohns leidenschaftlich gehangen, und daß sie ihn noch anbete in ihrer Liebe, ihrer unaussprechlichen, zu diesem Kinde. Eine Eifersucht, die beinahe wahnsinnig war, erfaßte bei dieser stillen Entdeckung sein Herz. Der Geist des Nebenbuhlers ward ihm mit jedem Tag verhaßter, und der kleine Charles, der sich ihm unschuldig anhänglich näherte, ward ihm mehr und mehr ein Gegenstand des Unwillens. Oft zog er das Kind dicht an sich hin, und sah ihm starr in sein liebliches Gesichtchen, um in den Zügen des Kindes nach denen des verhaßten Erzeugers zu suchen, und sich zu seiner Qual vorzustellen, daß sie leider schön gewesen sein mochten. So ward er tagtäglich weniger Herr über sich selbst, und gab sich fast gar keine Mühe mehr, das Wilde und Heftige in dem Zustande seines Herzens

vor Claudinen zu verbergen, in deren stillen Frieden das Drängende, das Stürmende seiner Nähe, störend eingreifen zu wollen schien. Er kam ihr nicht nur früh und spät auf allen Wegen und Stegen, auf welchen sie gerne ging, entgegen, sondern sogar zu Hause, welches sie deswegen nur noch in Begleitung Madame Christianens, oder von einer andern Frau begleitet, verließ, sah sie ihn, wenn sie unter dem gründunkeln Dach ihres lieben Kastanienbaumes bei ihrer Arbeit saß, so oft vor sich stehn, daß sie mit betrübtem Sinn voraussah, diesen lieben Zufluchtsort bald verlassen, und sich in ihr Zimmerchen einschließen zu müssen; denn das ganze Wesen dieses von heißester Glut verzehrten Liebhabers, und die Anspielungen auf die heißen Leiden, welche sie ihm verursachte, erfüllte sie mit Entsetzen, sie wußte nicht weswegen.

So war das Verhältnis indessen ein unvernünftiges.

So ging es nicht, das lag auf der Hand.

In einem hellen Augenblick nahm sich der Baron endlich vor, rasch in seines Schicksals Urne zu greifen, und mit einer freilich nur anscheinend ruhigen Miene trat er an einem schönen Tage, als Claudine sich in den Garten vor ihrem Haus hinausbegeben, heran.

Stille Wehmut im Gesichte, fing er an: „Sie werden doch wol nicht fliehen vor mir, wie vor einem

wilden Thier: Sie werden mir eine kleine Unterredung mit Ihnen doch wol nicht versagen?"

Claudine wies ihm einen Platz neben sich unter dem Kastanienbaum an, der freundlich die Beiden mit seinen reichen Blüten, mit seinen breiten Blättern und Zweigen barg, als wüßte er gleichsam, daß von Liebe die Rede sein würde.

Mit einer Stimme, die nicht frei war von einem leisen Beben, sagte denn der Baron: „Was ich Ihnen zu sagen habe, wissen Sie sicherlich schon, denn unmöglich kann ich mir einbilden, daß Sie im Stande sein könnten, die gränzenlos herzliche Hochachtung zu misdeuten, die mein Herz für Sie hegt. Daß ich Sie anbete und liebe, kann Ihnen nichts Neues sein. Ich sah Sie das erste Mal ohne von Ihnen selbst gesehen zu werden, und seit Ihrem Anblick hatte ich für Nichts Sinn, als für Sie. Ich kann Sie wahrhaftig versichern, daß Sie meine erste Liebe sind, und auch die letzte sein werden. Aus diesem Grunde bin ich hier, um mit redlicher Gesinnung, und kurz um Ihre Liebe zu werben. Wollen Sie meine Frau werden? Alles, was mein ist, lege ich Ihnen zu Füßen, ich will Ihnen der zärtlichste Ehemann sein, und, wie die Pflicht es heischt, für die Erziehung Ihres Sohnes und für Ihr Schicksal nach

meinem Tode sorgen. Nun denn, können Sie sich entschließen, mich zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen?"

Sehr verlegen gab Claudine zur Antwort: „„Ach Herr Baron! Eine Mesalliance, wie die, würde wahrscheinlich, statt Sie glücklich zu machen, Ihrer Zukunft schaden, die jetzt hell und hoffnungslicht vor Ihnen steht.""

„Nein, nur an Ihrer Seite! Ich kann thun, was ich will, und verlange kein anderes Glück, als still und nur der Liebe zu leben!"

Claudine seufzte, es kam ihr schwer an, sich offen zu erklären, ohne den ehrlichen Mann, der so herzlich und bescheiden um sie warb, zu verletzen und zu kränken. Der Baron hatte ihre Hand ergriffen, sie ließ ihm dieselbe und sagte mit einem leichten Druck: „„Glauben Sie meinen Worten! Ich fühle das Ehrende, das Beneidenswerthe des Looses, welches Sie mir hier anbieten, um so mehr aber müßte ich, wofern ich's annähme, mir selbst sagen können, daß ich desselben nicht unwürdig sei; ich müßte mir zutrauen, wirklich zu Ihrem Glücke beitragen zu können, das kann ich aber leider nicht, denn nur die herzlichste Hingebung und Neigung kann Ihre Liebe erwiedern, und diese einem Manne zu schenken, steht nimmer in meiner Macht.""

Der Baron schwieg mit betrübtem Gesichte still. Nach einer kleinen Pause sprach er: „Aber, Sie sind doch frei?“

„„Ich weiß es nicht einmal sicher,““ versetzte Claudine, die Augen zu Boden schlagend.

„Sie meinen vielleicht, daß Ihr Mann, der von einer weiten Reise zur See nicht zurückgekommen ist, durch irgend ein Mirakel errettet und noch am Leben sein könnte. Aber ich bitte Sie, doch ein wenig zu bedenken, wie höchst unwahrscheinlich solch eine Hoffnung ist. Nach so vielen Jahren, sollte denn Niemand, sei es nun von der Mannschaft des Schiffes, oder seien es Andere, von ihm Nachricht zu geben haben? Auf jeden Fall aber muß es doch nicht schlechterdings unmöglich sein, mehr Gewißheit hierüber zu erlangen. Wie hieß das Schiff denn? Von wo war es? Wer waren seine Rheder, oder seine Participianten? Sagen Sie mir dies Alles, und ich werde alles nur Mögliche aufbieten, Ihnen Gewisheit zu verschaffen, wie es mit diesem Schiffe steht.“

Nachdem sie sich eine kleine Weile still besonnen, gab Claudine zur Antwort: „„Ich könnte mit leichter Mühe ausweichen, auf diese Fragen zu antworten; ich könnte zum Beispiel, ohne eine Unwahrheit zu reden, sagen, die näheren Umstände des unnatürlichen, vielleicht

gar gräßlichen Tods eines theuren Menschen zu hören, habe etwas so Herzzerreißendes, daß ich mich nicht stark genug fühlte, einem Bild entgegen zu treten, welches meine Fantasie Tag und Nacht marterte. Aber die Hingebung, die Sie gegen mich hegen, giebt Ihnen Ansprüche auf mein Vertrauen, um so mehr, als das, was ich Ihnen im Vertrauen zu sagen habe, wahrscheinlich ein Gegengift für die Macht sein wird, die ich unbewußt über Sie ausgeübt. Wie alle andern Leute hier, sind auch Sie der Meinung ich sei Wittwe, mein Sohn sei die Frucht einer ächten, gesetzlich erlaubten Ehe. Dem ist nicht so. Als ein sehr jung, unerfahren Mädchen, riß mich die Ungebundenheit der Grundsätze der Zeit, riß mich der Leichtsinn der Umgebung rings um mich, riß mich die Liebe des liebenswürdigsten Manns, und meine eigne Schwärmerei für ihn hin. Die Scham, mit der ich Ihnen dies Geständnis jetzt mache, wird Ihnen am besten beweisen, daß ich weiß, wie strafwürdig mein Vergehen ist, gleichwol aber muß ich hier hinzufügen, daß ich nicht einmal im Stande bin, diese meine, Alles aufopfernde, Liebe von Herzen zu bereuen, da sie mir ein Mutterglück gegeben hat, das mir einen reichen Ersatz giebt für das, was ich für mein unendlich geliebtes Kind gelitten, oder noch erleiden werde.""

Dieses Bekenntnis schien keinen ganz sonderlich tiefen Eindruck auf den Baron zu machen. Er schwieg eine kleine Weile, alsdann sagte er: „Ich dachte mir's manchmal, daß ein Geheimnis der Art ob Ihrem Schicksal ruhe. Nun, und der glückliche Liebhaber, ist er tot?"

„„Meiner Vermutung nach. Wenigstens war sein Leben den größten Gefahren ausgesetzt.""

„Er war also Seemann, oder Militär?"

„„Letzteres.""

„Aber was konnte ihn bewegen, Sie unter solchen Umständen zu verlassen?"

„„Seine Ehre, die Pflicht.""

„Nach Dem, was Sie soeben angaben, muß er ein Ausländer gewesen sein."

„„Ja, das war er.""

„Sie vertrauen mir seinen, und Ihren Namen nicht an, es läßt sich also wol vermuten, daß auch hierüber ein Geheimnis ruht."

„„Ich habe Ihnen nun anvertraut, und ich will Ihnen Alles sagen, was Ihnen von Intresse sein kann, Alles, was ich sagen zu dürfen glaube; weiter fragen Sie mich nicht. Ich bin eine Waise von Vater und Mutter, die Verwandten indessen, sie würden auf keinen Fall zugeben, daß Die auf ihren Namen An-

spruch macht, die sich ihrer Macht entzogen hat. Um mein Kind nicht weggeben zu müssen, habe ich Alles als Flüchtige verlassen, und lebe hier verborgen, Gott dem Herrn dankend für die süße Freistatt, die er mir hier gab, für die Freundin und Mutter, die er mich hier hat finden lassen. Dies ist Alles was nur zu sagen in meiner Macht steht, und mehr als ich je der übrigen Welt sagen werde.""

Der Baron sah sie mit inniger Zärtlichkeit an, und sagte alsdann: „Die Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit, welche Sie bewegen, mich dieses Vertrauens zu würdigen, lassen mir Ihren so wahrhaft hohen Werth nur noch in einem höhern Licht erscheinen, und weit ab, ein Stein des Anstoßes für meine Wünsche zu sein, scheinen mir vielmehr diese Entdeckungen die Schwierigkeiten zu entfernen. Daß Sie ganz frei sind, steht jetzt fest, denn der Glückliche ist entweder tot, oder treulos, und in beiden Fällen ist das Band zerrissen, das Sie an ihn hielt. Ich stelle nicht in Abrede, daß mir die Erinnerung stets bitter bleiben wird, daß Sie schon einmal einem andern Mann angehört, aber Sie standen ja immer als Wittwe vor mir, ich wußte ja früherhin schon, daß der Muttername Sie schmücke, und, um auch dieses zu berühren, was die Sittlichkeit anbelangt, so kommt es mir selbst nicht zu, ein

strenger Moralist zu sein. Was die Welt sagt, kann mir in meiner Stellung hingegen nicht gleichgültig sein, aber es hält sicherlich nicht so schwer, wenn wir mit einander verbunden sind, solche Maßregeln zu treffen, daß die Neugier vom rechten Weg abgelenkt wird. Ich biete Ihnen denn meine Hand nochmals an: nehmen Sie dieselbe, so werden Sie natürlich ganz offen gegen mich sein, und die Familie wird vermutlich nicht anstehen, sich mit meiner Frau wiederum zu versöhnen, und wird uns jedenfalls behüflich sein, den Schleier auch künftig zu behaupten, der über Ihrem Schicksal liegt, besonders, da die Verwandten wol selbst den Wunsch nähren werden, ihn nicht zu lüften und zu entfernen. Mein Herz hängt so an der stolzen Hoffnung, Sie mein zu nennen und zu besitzen, daß Nichts in der Welt mich ihr gutwillig zu entsagen vermögen kann."

„„Ach Herr Baron! Je gütiger Sie gegen mich sind, desto unrechter, ja schlechter wäre es meinerseits, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen. Ich bewahre noch meine erste, meine einzige Liebe im Herzen. Ich lebe noch heute in der Erinnerung an Ihn. Mit herben Schmerzen schied er. Wir waren alle Zwei jung und unvorsichtig; er weiß nichts von dem Dasein seines Sohnes. Ich gelobte ihm Treue bis in den

Tod; würde ich meineidig, würde der Gedanke an ihn mir schrecklich werden. Dächte ich ihn mir lebend, immerfort zitterte ich alsdann, ihm zu begegnen und gegenüberzutreten. Allerlei Wahrscheinlichkeiten, vielleicht ganz unvernünftige, würden in mir entstehen, und mir ihn unschuldig zeigen an seinem langen Stillschweigen; dächte ich ihn mir gestorben, die Hoffnung ihm jenseits zu begegnen, würde aufhören mir ein Trost zu sein. Im Traum steht oftmals sein geliebtes Bild vor mir, da erblicke ich ihn immer so treu, immer so liebend, und wenn ich wiederum erwache, dann fühle ich mich gekräftigt von dem Traum; gehörte ich indessen einem Andern an, als ihm, dann erwachte ich mit Reue im Herzen, und von Ahnungen geängstigt. Nein, mir ist nur dies Klosterleben hier beschieden, dem eine liebende Vorsehung mich wunderbar zugeführt. Mit der Welt und ihren Freuden habe ich nichts mehr zu schaffen. Liebe und Treue ist's, was ich Gott und mir selber angelobt: und wenn ich meinem Sohn einmal sagen muß: Vor der Welt ist deine Entstehung mit Schmach bezeichnet, du kannst deines Vaters Namen nicht tragen, — so werde ich hinzuzusetzen im Stande sein: aber deine Mutter war treu bis in den Tod gegen ihn und dich.""

Der Baron schwieg lange mit einer finstern Miene;

endlich sagte er: „Sie werden mir erlauben zu bemerken, daß die Gefühle mir exaltirt vorkommen, welche Sie soeben aussprechen — daß sie nicht passen für Ihre Jahre, für Ihre Lage, für die Wirklichkeit überhaupt. Wie ist es möglich und wahrscheinlich, daß Sie, so jung, so schön, für beständig hier zurückgezogen und ohne festen, stützenden Halt sollten leben können? Es ist ja wahrhaftig ein Mirakel, daß es Ihnen ein paar Jahre lang gelungen ist. Wie Viel kann sich in Ihrer Umgebung nicht ändern? Auch Ihr Sohn kann nicht für immer bei Ihnen hier bleiben. Einem Knaben kann das Mutterhaus die Erziehung nicht geben, die er für den Männerkampf des Lebens braucht. In die Welt muß er, in die lärmende und thätige, um Etwas zu lernen."

„„Mein Charles ist nicht verabsäumt, er ist viel weiter als Kinder in seinem Alter sonst sind. Wol wird mirs stäts nur zu bitter und zu schwer ankommen, ohne meinen Sohn leben zu müssen. Aber was das Künftige bringt, ist verschleiert dem Auge des Menschen. In meiner größten Not und Angst ist mir, ich glaube es wenigstens, ein guter Engel nah gewesen. Er wird mich auch künftighin nicht verlassen.""

Claudine hoffte, nach diesem ihrem Gespräche, den Baron von jeglicher unnützen Hoffnung, die er in Be-

ziehung auf sie sich machte, abgebracht zu haben: hierin täuschte sie sich indessen. Er kam immer wieder auf Versuche, sie vielleicht dennoch zu überreden, zurück, er setzte seine Forderungen so tief herunter, daß er sogar auf ihre Liebe Verzicht that, und sich mit der Hoffnung zu begnügen gesonnen war, Zeit und Pflicht würden ihm dieselbe verschaffen. Kein nur irgendwie erlaubtes Mittel gab es, welches er unversucht ließ; er wendete sich hin an Madame Christianen, um ihren Einfluß zu benutzen; aber sie durchschaute Claudinen zu gut, um sich in diese Sache zu mischen, die sich der Baron schon von vornherein verdarb, indem er sie mit Anerbietungen von allerlei persönlichen Vortheilen zu gewinnen versuchte. Etwas besser ging ihm's mit der Pfarrerin, die sich in ihrem lieben Diensteifer, Jedermann gefällig zu sein, gutwillig beschwätzen ließ, für ihn bei Claudinen zu sprechen, deren Vertrauen er übrigens auf keine Weise misbrauchte.

Diese schlimme Art Verfolgung war Claudinen natürlich höchst unangenehm, und ward es noch mehr durch die Gesellschaft von Herren, die die gute Jahreszeit nun auf des Barons Herrnsitz zusammenführte, ihm selbst, in einer Stimmung wie die jetzige, zu keiner kleinen Last. Diese, meistens junge und recht sehr lustige Gesellen, gingen aus Neugierde und Necke-

rei der vielbesprochenen Liebesgeschichte des Barons nach, und umschwärmten die Gegend, wo sie ihre Neugier stillen zu können hofften. Ungeachtet Claudine, die die ebenerwähnten ungewöhnlichen Wanderer wol bemerkte, sich mit aller Vorsicht versteckte, traf es sich doch, daß sie einmal eines Morgens früh, als sie sich wieder ein wenig vor Christianens Haus hinausbegeben, plötzlich vor einer kleinen Gesellschaft von Jägern stand, worin sie mit Schrecken Jemanden, der ihr von ihrem früheren Umgangskreis her erinnerlich war, erkannte, und der sie verwundert und freundlich grüßte. Einer Hindin gleich, die von ihrem stillen Verstecke den Jäger fern wahrnimmt, eilte sie erschrocken in ihr Haus, und vermochte vor Herzklopfen Christianen kaum den Grund ihrer tiefen Bangigkeit zu erzählen; und als sie ihrem Charles Abends „Gut-Nacht" wünschte, und er seine kleinen Arme um ihren Hals schlang, traten ihr die Thränen in die Augen, und sie bat den Schutzengel des Kindes, es vor jeglichem Späherblick zu bewahren. Die Begebenheiten der letztverschwundenen Zeit erfüllten Claudinen mit einer so großen Angst, ihren lieben Sohn etwa zu verlieren, daß man sich diese Angst beinahe als krankhaft zu betrachten veranlaßt sah, denn ungeachtet sie sich selbst vorsagte, daß sie in den jetzigen Umständen von den

Verwandten nicht abhängig sei, so kam es ihr doch vor, als ob Verfolgung sie erwarte, sobald man sie in ihrem Verstecke entdeckte.

In der Stille und Einsamkeit der Nacht kreuzten tausend beunruhigende, ängstliche Gedanken durch ihr müdes Haupt. Ab und zu hatte sie in Beziehung auf ihres Ohms Haus durch Frau Lyng und Susannen Nachrichten erhalten, mit welchen sie einen, wenn auch gerade nicht regen, so doch deswegen nicht trägen, Briefwechsel unterhielt. So hatte sie erfahren, daß der Großhändler schon seit ein paar Jahren sich neuerdings mit einer reichen Frau, welche von englischer Familie sei, verheiratet habe, daß er, was man sagt, ein großes Haus mache, und daß die Hausjungfer Susanne, welche jetzt Pension beziehe, nun bei ihrer lieben Base, der Frau Lyng, lebe. Auf mehrfache Nachfragen, wie es Ferdinand jetzt ergehe, hatte sie erst in der letzten Zeit erfahren, daß sein Vater der Justizrat mit ihm jetzt eben so zufrieden sei, als er sonst das Gegentheil gewesen war, denn jetzt erlebe er Freude an seinem Sohne, der in Genf vortheilhaft etablirt und verheiratet sei. In schlafloser Nacht ziehen die, durch die lange Zeit verblichenen, Bilder mit frischen Farben an dem wachen Sinn vorüber. Claudine bestrebte sich still zu beruhigen, indem sie sich des Cha=

racters des Ohms erinnerte, und entdeckte Trostgründe, aber auch Ursachen zur Bangigkeit in dessen Kenntnis. Auf der einen Seite tröstete sie sich damit, daß der Großhändler in ganz anderen häuslichen Verhältnissen und Umgebungen auf keinen Fall eine Nichte, welche seiner Eitelkeit so wenig schmeicheln konnte, aufsuchen würde, ferner daß er auch zu rechtschaffen sei, um sie ohne Not beunruhigen zu wollen, und bei Weitem zu leichtsinnig, um sich ihr Schicksal zu Herzen zu nehmen. Auf der andern Seite hingegen, — dachte Claudine, würde des Großhändlers Eitelkeit und weltliche Denkungsart bei seiner Niece Verbindung mit einem Manne, wie diesem reichen Barone, zu sehr ihre Rechnung finden, so daß Letzterer, wenn er den Weg, welchen er betreten, verfolgte, einen gar mächtigen Alliirten in dem Großhändler finden würde. Der Gedanke an die strenge, auf jeden Fall erzürnte Tante Malfred war Claudinen noch abschreckender. „Ach!" seufzte sie bekümmert: „Eine Ahnung lispelt mir in's Ohr, daß mir die Tage des Friedens, der Ruhe nun vorüber sind, daß schlimme Zeiten jetzt bevorstehn."

Sie saß auf in ihrem Bette, und erblickte beim Mondenlicht, welches ins Zimmer hineinschien, den kleinen Charles, dessen Korbbettchen zu ihres Bettes Füßen stand. Er lag in tiefem Schlummer, die Händ-

chen auf seiner Brust zusammengefalten. Andächtig faltete die junge Mutter die ihrigen auch, und sprach: „Er ist mit dem Abendgebete auf seinen Lippen eingeschlafen. Eine Empfindung des Trostes senkt sich bei diesem Anblick in mein Herz: O! du, der du einen Stral deiner Gottheit in mein verwirrtes Herz fallen ließest, als ich in jener hehren Stunde mein vaterloses Kind hin zu deinem Tempel brachte, es dir weihete und dir still gelobte, ihm eine treue Mutter zu sein: du weißt es, daß ich mein heiliges Gelübde hielt! Herr, dem sie alle dienen, die guten Geister! O sende einen Engel, über diesen Unschuldigen an diesem stillen Zufluchtsort zu wachen, den keine bösen Worte, keine bösen Gedanken je befleckten, der nur dir und der Liebe heilig ist!“

Wer je in Angst schwebt, und mit einem reinen Gewissen auf die Art beten kann, wird sicherlich gleich Claudinen erfahren, daß der Engel bereits an seinem Lager steht, und Frieden und Ruhe bringt.

Gewöhnlich Vormittags pflegten die Gäste des Barons ihren eigenen Weg zu gehen, und zu diesen Stunden schlich er sich meist nach dem stillen Häuschen, wo er Claudinen in der Regel, besonders an warmen Tagen, unter dem dichten Dache des Kastanienbaumes zu finden hoffen konnte.

Als er sich an dem Tag, von welchem wir hier sprechen, einfand, war ein Ausdruck in seinem Gesichte bemerkbar, wie er ihn sonst nicht zur Schau trug, und welcher ahnen ließ, daß irgend etwas Ungewöhnliches los sei. Nach ein paar gleichgültigen Worten sagte er: „Durch einen Zufall, nicht durch Spionie von meiner Seite, bin ich zum Theil hinter das Geheimnis gekommen, welches Sie mir nicht haben sagen wollen. Ein Bekannter von Ihnen, der einst Ihren Umgang genossen, sah Sie gestern, und erkannte Sie sogleich wieder. Er nannte Ihren Namen vor denen, welche mit ihm waren, und als sie zu mir nach Hause kamen, bestürmten sie mich mit Fragen, die zu beantworten ich mich natürlich nicht veranlaßt fand. Der Herr, welcher sich schmeichelte, Sie und die Ihrigen zu kennen, versicherte übrigens, Sie wären mit einem reichen Kaufmanne in Mecklenburg verehlicht gewesen; ob Sie sich indessen im Wittwenstand befänden, oder durch was für Wechsel des Schicksals Sie in diese Gegend hier gekommen, in so gar nicht glänzenden häuslichen Verhältnissen, war er sehr begierig zu erfahren."

Claudine versetzte ernst: „„Ja, leider! Ich habe es vorausgesehen, daß was der Art die Folge des plötzlichen gestrigen Zusammentreffens sein werde.""

„Sie sehen also selbst, meine Theuerste, in wie hohem Maße unwahrscheinlich es ist, noch längere Zeit verborgen zu bleiben vor Ihren Leuten. Sie werden mir deßwegen erlauben, die Ihrigen nun um Sie angehen zu dürfen. Alle Misverhältnisse, alle Schwierigkeiten, welche bei dieser Sache sind, werden sich ausgleichen, sowie ich als Der auftreten darf, der das Recht hat, Sie öffentlich zu beschützen. Dann haben Sie Nichts für künftig zu fürchten."

„„Nichts, nur vor mir selbst habe ich mich zu fürchten, vor dem eigenen Gewissen. Nur für die Ruhe des Herzens habe ich zu fürchten. Ihre Gesinnung ist viel zu gerade, um eine solche Furcht nicht für die schrecklichste zu halten, welche es überhaupt geben kann.""

„Werden Sie sich nicht selbst den Vorwurf machen müssen, mich unglücklich gemacht zu haben? Verdiene ich dies von Ihnen? Ich darf wol, — ohne der Delikatesse zu nahe zu treten, behaupten, daß ich, um Sie endlich zu gewinnen, Opfer nicht scheuete, wie sie nicht Viele an meiner Stelle zu bringen fähig wären, und zum Lohn für so große Liebe berücksichtigen Sie eher alles Andere, als mich."

„„Ich bitte um Vergebung, geehrter Herr Baron! Sie sehen unser Verhältnis von einem falschen Ge-

sichtspunkt an. Zum Lohn für Ihre Güte gegen mich habe ich Ihnen mein Vertrauen, meine Freundschaft geboten, wenn solche einen Werth für Sie hat. Daß ich Ihnen indessen nicht mehr schenken kann, werde ich mir nie vorwerfen, denn nie habe ich Gefühle, die ich nicht zu erwiedern vermochte, zu erwecken gewünscht oder gesucht. Meine Gründe, meine Gedanken, ich habe sie Ihnen schon so oft auseinandergesetzt, daß ich uns Beide nicht damit ermüden will, sie nochmals zu wiederholen. Ich ersuche Sie daher, brechen wir diesen Punkt heute für immer ab, und wenn Ihnen mein Schicksal am Herzen liegt, so stören Sie meinen stillen Frieden nicht, der Alles ist, was ich mir wünsche von der Herrlichkeit der Erde. Trüben Herr Baron mein und meines Kindes Dasein nicht, indem Sie uns den Blicken der Welt Preis geben. Sie dürfen mir glauben, wenn Ihnen die Liebe, die Sie mir die Ehre schenken, gegen meine Wenigkeit zu hegen, manch unangenehmen Augenblick gekostet hat, so hat sie auch mir manche bange Stunde der Angst, der Unruhe bereitet. Lassen Sie Alles das jetzt! Sein Sie mir ein Freund, den ich nie im höchsten Grade zu schätzen und zu verehren aufhören will, und lassen Sie diese Worte die letzten in einer Sache sein, worüber ich wenigstens kein Wort mehr verliere.“

Der Baron sprang hastig auf. Er war blaß. Claudine schrack zusammen, wie sie auf ihn sah. „Gut!“ rief er aus, und seine Lippen bebten ihm: „Vortrefflich! Ich habe Nichts weiter zu sagen, und habe nur zu viel schon gesprochen. Ich werde weder Sie noch die Ihrigen mehr genieren.“

Mit diesen Worten eilte er fort, als wenn böse Geister ihn verfolgten. Und allerdings kann man sagen, daß das der Fall war, so hatte die Leidenschaft sich seiner Seele bemeistert. Sowie er heimkam, setzte er sich mit seinen Freunden zum Mittagstisch. Diese sahen ihn mit Erstaunen an. Er fing eine solche Lustigkeit und Ausgelassenheit zu affectiren an, daß alle dachten, er müsse einen Rausch oder ein Heißfieber im Leib haben. Er ließ indessen so viel Champagner und andere feine Weine aus seinem Keller heraufholen, und trank seinen Gästen so lustig zu, daß bald die meisten von ihnen ihm nicht mehr viel hören zu lassen hatten. Gleich nach der Mahlzeit stürzte er ins Freie und schlug — sonderbar genug — den Weg nach dem Dorf ein, das er mit den furchtbarsten Eidschwüren verschworen, je wieder zu betreten. In der Nähe des Dorfes war ein steiler Hügel, der mit dem obersten Abhange in die See hinaushing. Hier hielt er seine Schritte ein, warf sich ins Gras hin

und überließ sich seinem Schmerze, seiner Verzweiflung. In seiner heißen Aufregung sah er sich an seiner Ehre, an seinem Herzen beleidigt, und nannte sich mishandelt, verstoßen und zurückgesetzt, und zwar wegen eines Untreuen. „O, wofern ich ihn nur hierhätte, diesen verhaßten, schändlichen Verführer! Ich würde ihn umschlingen und mich mit ihm hier ins Meer hinunterstürzen! Das hätte ich in jedem Fall Lust zu thun, denn ist er tot, so könnte ich ihm jenseits begegnen; dort muß es auch eine Rache geben. O wenn ich ihn nur irgendwo anträfe!“

In demselben Augenblick rief eine feine Stimme im Rücken des Barons: „„Da bin ich!““

Er sah sich um und erblickte den kleinen Knaben Charles, so wie er ihn zum erstenmal gesehen, mit seiner schönen Trikolorschärpe und dem Gewehre im Arme. Der Rasende erfaßte den unschuldig lächelnden Kleinen und rief: „Die Hölle selber sendet dich mir!“

Bange vor seinem bösen Aussehen sprach das Kind: „„Lass' mich!““

„Nein,“ rief er, „du gleichst deinem Vater! und seine Farben sinds sicher, seine verhaßten! womit du aufgeputzt bist. Ich springe mit dir ins Meer hinunter, so kannst du ihm deinen Gruß bringen, wenn er

tot ist, und ihn verklagen vorm Richterstuhl des Höchsten, wenn er lebt."

Charles fing nunmehr zu weinen an. „„Lass' mich doch los,"" rief er, „„du machst mich ja bang! Dich selber will ich verklagen vor Gott, denn es ist eine Sünde, daß du mich bang machst. Ich habe dich immer so gerngehabt. Lass' mich! ich will nach Hause zu meiner Mutter.""

Endlich ließ ihn der Baron los, und warf sich selber zur Erde hin, und seine Wut löste sich, seine leidenschaftliche, in lautes Schluchzen und Weinen auf. Das Kind machte eine Bewegung, sich dem geliebten weinenden Freund wiederum zu nähern. Aber der Baron gab ihm mit der Hand zu verstehen, es solle sich entfernen, und rief ihm zornig und aufgebracht zu: „Mach', daß du fort kommst! lauf' heim!" Und erschrocken und verwundert eilte es fort von dem Orte, welcher so grauenhaft war.

Der unglücklich liebende Mann aber blieb noch lange auf dem Abhang liegen, und weinte seinen doppelten Rausch aus. Nachdem er wieder ein wenig zu sich selbst gekommen war, schrak er in der innersten Brust über die schreckliche Macht zusammen, womit ihn die Leidenschaft gefangen genommen. Er ging heim, und beim Abendtisch erklärte er seinen Freun-

den, daß er den nächsten Morgen nach Kopenhagen reisen wolle, um Eins nun und das Andere in Ordnung zu bringen, indem er eine Reise ins Ausland zu machen gedenke.

Mittlerweile saß Claudine, die Madame Christiane alleingelassen, still unter ihrem Baume im Garten. Ihre Stimmung war trübe. Des Anbeters schreckliche, bleiche Mienen bei seinem Fortgehn ängstigten sie innerlich; sie wußte sich ihre bange Ahnung selbst nicht zu erklären. Da kam Charleschen voll Eile zu ihr hin gelaufen, und mit glühendem Gesichte und Thränen in den blauen Augen warf er sich ihr um den Hals und bat kindlich demütig um Verzeihung, daß er, gegen sie unfolgsam, den Abhang am Gestade bestiegen. „Liebe Mutter!" sprach das Kind: „Ich bin dir hier nie unfolgsam gewesen, und werde es nimmermehr thun, aber ich sah den Baron just dort sitzen, und dieses eine Mal dachte ich, auch hinaufgehn zu dürfen zu ihm hin, aber wie sonderbar er heute war, du glaubst's nicht!"

Und nun erzählte er umständlich und aufrichtig die Scene, die sich am erwähnten Ort begeben. Kaum war Claudine im Stande, die innere Bewegung zu verbergen, in die die Erzählung des Sohnes sie versetzte. Sie hielt ihren lieben Charles fest umschlungen,

und vermochte ihm seinen kleinen Ungehorsam nur ganz schwach zu verweisen, und jedenfalls weniger zur Strafe, als aus Furcht, ihn aus dem Gesichte zu verlieren, ertheilte sie ihm die strenge Weisung, sich weder diesen Abend noch des folgenden Tags weiter als nur zur Wiese vorm Hause zu entfernen. Charles, welcher wol wußte, daß Bitten und Parlamentiren sein Urtheil nicht änderten, setzte sich geduldig zu seiner Mutter hin, und sah nachsinnend und nachdenkend aus.

Endlich sagte er: „Der Herr Baron sagte, ich solle den Vater grüßen, ich solle den Vater vor Gott verklagen: was meinte er damit? Ist denn mein Vater nicht auf der See draußen gestorben? Das hat Großmutter mir doch schon versichert. Erzähle mir doch vom Vater? das thust du gar nie. War er nicht gut?"

„„Ja, sehr gut.""

„Sag', ist er auf der See draußen gestorben?"

Gerührt und verlegen versetzte Claudine: „„Nein, er hat im Krieg seinen Tod gefunden.""

„Im Krieg?" rief Charles voll Erstaunen. „Im Krieg? Das freut mich, das ist mir lieb; so war er sicher ein tapferer Mann?"

„„Lasse das Gefrage jetzt! Wenn du ein wenig

größer bist, will ich dir von deinem Vater erzählen, jetzt würdest du mich nicht verstehen.““

Der Knabe blieb eine kleine Weile still sitzen. Dann sprang er mit der äußersten Lustigkeit auf, nahm seine Trommel in die Hand, und stimmte mit lauter Stimme die Marseillaise an, welches Signal die Kameraden, meistens Bauernjungen, alsbald beantworteten, die mit ihrem guten Seeländerbauerndialekt den Refrain des Liedes, den der Anführer sie sprechen lehren, nachsangen und schrieen, und wie ein wirkliches Armeechor aus der Jugend der Republick, eilte das Häufchen, mit Holzschuhen an den Füßen, oder ganz baarfüßig, seinem kleinen General zu, und stieß auf der Wiese vorm Hause zu ihm.

Claudine war von der Erzählung des Kindes tief ergriffen. Wie nah, wie nah war es mir doch, sprach sie zu sich selbst, dieses Unglück, das schrecklichste von allen! O Gott! Wie mahnt mein Gewissen mich tief an den düsteren Augenblick, als ich selbst, — wie heute dieser Rasende — mich mit diesem Kinde in die Flut hineinzustürzen vorhatte, seinem theuern Leben mit meinem ein Ende zu machen gesonnen war, vor den Richter im Himmel als Verbrecherin, vor Lusards Augen als Sohnesmörderin zu treten mich nicht scheute! Der Gedanke schon ist mir entsetzlich! Wäre das Un-

glück, welches mir heute so nahestand, wirklich über mich gekommen: eine schwere Strafe, aber eine gerechte wärs gewesen. Ja, in der That! es ist kein Wahn, eine höhere Hand waltet ob meinem kleinen unschuldigen Sohn. Dieser Gedanke, muß er nicht meinen sinkenden Mut aufrichten? Im jetzigen Augenblick läßt er mich im Stich! Wie wird mir so angst, wenn ich an diesen halb verwirrten Mann denke, der fortwährend um dieses stille Haus herumschwärmt! Ich fühle mich so verlassen, fühle recht schmerzlich, was es heißt für mich, für mein Kind, mein armes und verlassenes Kind, ohne einen Freund, ohne einen Beschützer zu sein.

Claudine war gar noch nicht zu Ende mit diesem ihrem Selbstgespräch, als unerwartet ein Beschützer daherkam. Einen Postillon zum Kutscher, hielt in der Nähe ein Wagen, ein Mann sprang aus demselben und eilte gegen das Gartengitter, und ehe sich Claudine zu entfernen vermochte, lief er auf sie zu, nahm sie in seine Arme, drückte sie stürmisch an die Brust, und vermochte vor innerer Bewegung kaum: „Claudine! kennst du mich nicht mehr?“ hervorzubringen. Und mit einer Freude, die gränzenlos zu nennen war, begrüßte Claudine den Jugendfreund und Verwandten Ferdinand Waller.

Nachdem der Freudensturm des Wiedersehns vorüber war, sagte Ferdinand: „Endlich finde ich dich, nach einem langen, fruchtlosen Suchen. Es werden jetzt ungefähr neun Jahre sein, seit wir uns das letzte Mal gesehen. Wie Viel hat sich doch verändert in unserm Kreis sowol, wie in der ganzen Welt während dieses Zeitraums! Aus meinen ersten Briefen vom Auslande wird dir erinnerlich sein, daß ich in Paris mit einem jungen Schweizer, aus Genf, Bekanntschaft machte. Als er in seine Heimat zurückging, ging ich seinem Wunsche nach mit ihm. Sein alter Vater und er selbst standen an der Spitze eines großen, industriellen Unternehmens, und mittelst meiner Sprachkenntnisse und meines Freundes Güte ward ich erst Mitarbeiter, dann Mitinteressent bei diesem reichen Handlungshause. Und was das Beste von Allem in Allem war, ich ward Sohn und Bruder der Familie, indem ich mich mit des Freundes Schwester verheiratete, die mir nunmehr die liebenswürdigste Frau ist, und wie du nun deinen Vetter, deinen leichtsinnigen, hier siehst, so ist er, ohne eben zu prahlen, ein tüchtiger Geschäftsmann, ein zärtlicher Ehemann und Vater eines kleinen, dreijährigen Mädchens. Ich versichre dich aufrichtig, daß ich in allen diesen Schicksalswechseln der hübschen Cousine Claudine nie vergessen, die so heiße Thränen ver-

gossen bei unserm Abschied; ich frug in jedem meiner Briefe nach dir, und ich war noch nicht lange fort gewesen, als eine Antwort kam, daß du in Mecklenburg mit jenem teutschen Kaufmann, den ich in Onkels Hause gesehen, verheiratet wärest. Diese Nachricht war mir nicht recht, ich gestehe es aufrichtig; als sich mir aber jetzt eben eine Reisegelegenheit, mein Vaterland wieder einmal zu sehen, darbot, ging ich doch über die Seebäder Doberans nach Kopenhagen, und reiste nach einem einige Meilen von dort entfernten Landsitze, den man mir als Sommeraufenthalt des teutschen Kaufmanns bezeichnete. Ich ließ mich bei der Frau des Hauses melden, und stand verwundert und erschrocken vor einer fremden Dame. Zum Glück war Tante Malfred da, von der ich indessen in Hinsicht Deiner nicht viel mehr zu erfahren vermochte, als daß sie bös auf dich sei. In Kopenhagen ging es mir nicht besser, bis ich endlich zur Hausjungfer Susanne gewiesen ward. Von ihr, und noch mehr von der braven und tüchtigen Frau, bei der sie ist, erfuhr ich umständlich die ganze Sache. O! meine liebe Claudine. Mit tiefem Kummer vernahm ich, was du erduldet und erlitten, mit hoher Freude, wie du die schwere Prüfung bestanden hast. Du bist dir selber gleich geblieben. Deiner Jugendbegeistrung, welche die Tenden-

zen der Zeit, welche die Liebe, welche, ach! meine eigenen, unvorsichtigen Gefühlsausbrüche und Ergüsse erweckten und nährten, bist du in einer schönern Weise treu geblieben, als die Zeit, als wir Andern Alle, die wir lebten in ihren schönen Vorspiegelungen, die die Zeit nicht hielt. Bei dir haben sich diese schönen Begriffe zur wahren Freiheit veredelt, welche weder Unglück noch Menschenfurcht zwingt, ihre Liebe und Treue zu verläugnen. O! zu Füßen könnte ich mich dir werfen, und dich um Vergebung anflehen für den Theil, den ich an deinem Schicksal habe, wenn ich nicht zu meinem Trost fühlte, daß dein Sieg größer war als dein Unglück."

Mit tiefer Rührung durchdrangen die herzlichen Lobreden des Vetters und treuen Freundes Claudinen. Sie hoben sie selber in ihren Augen. „Durch unsere Vergehen," sprach er, „lernen wir manchmal unsern Sinn dem Höheren, dem Besseren zuwenden."

Ferdinand hielt ihre beiden Hände in den seinigen, und sagte halb leise: „Es kann noch Alles gut werden. Es ist mir vielleicht beschieden, ein Werkzeug zu deinem Glücke zu sein, wie ich es zu deinem Unglück war."

Mit banger Stimme sprach Claudine: „„Weißt du gar Nichts von deinem Freunde Lusard?""

„Wie?“ versetzte Ferdinand: „Du weißt nicht — — —“

Claudine unterbrach ihn, und hielt ihm mit der Hand den Mund zu: „„O schweig’! Sprich das Wort nicht aus! Tausend Male habe ich mirs vorgesagt, und dennoch schauderts mich, es aussprechen zu hören.““

„Was meinst du denn?“

Fast unhörbar und zitternd, mit abgewendetem Gesichte flüsterte sie: „„Daß er tot ist.““

„Tot? — Nein, keineswegs! Weißt du nicht, daß er schon seit einem halben Jahre in Dänemark hier ansäßig ist? Drüben in Jütland, auf dem Gut seines Onkels, welches nun auf ihn übergegangen ist?“

Claudine sah Ferdinand starr an, ohne zu antworten.

Er fuhr fort: „Du wirst dich vielleicht noch erinnern, daß er oft von seinem Onkel sprach, einem Emigranten, Namens de Montalbert. Dieser starre Aristokrat, dessen Zorn seinen Neffen so sehr betrübte, ließ seinen Zorn gegen diesen, wie die Republik aufhörte, ebenfalls aus sein, traf seinen Neveu in Paris, versöhnte sich wieder mit ihm, und setzte ihn zu seinem Erben ein, worauf er gefällig genug war, in das Vaterland zu reisen, aus welchem man nicht mehr emigrirt.“

„„Hat Lusard dir in diesen langen Jahren nie geschrieben?"" fragte furchtsam Claudine.

„Nur ein paar Mal. Im Getümmel des Krieges, da hat man nicht viel Ruhe und Muße zum Briefschreiben. Doch hat er mir, eben als er von Paris nach seinem neuen Gut abreiste, ein paar Zeilen durch einen Landsmann zugeschickt, der nach Genf ging. Ich werde ihn besuchen, und hoffe dich ihm froher und glücklicher zurückzubringen, als ich dich ihm auf der Brücke am Fischerdorf dort brachte. Erinnerst du dich des Tages noch?"

„„O! Ferdinand, du machst mir Angst!""

„Wie? Liebst du ihn nicht mehr?"

„„O! welche Frage, Ferdinand! Aber, ach! ich weiß selbst nicht — — — Dieser reiche, vornehme Montalbert kommt mir so fremd vor. Es ist nicht mehr der junge Lusard mit seinem so liebenden, melancholischen Ausdrucke, nicht mehr er, welcher einem unsichern Loos entgegenging. Er hat mich lange schon vergessen!""

„Wer sagt, daß er dich gerade vergessen hat? Er ist, wie ich, durch unwahre Nachrichten hinter's Licht geführt worden, er glaubt, du seiest ihm untreu."

„„Aber so bedenke doch, Ferdinand! wenn er

meiner noch gedächte, wäre es denkbar, daß er, daß irgend ein anderer Mann einen Weg versäumte, um sich Gewisheit zu verschaffen von eines Mädchens Schicksal, die sich seiner Ehre anvertraut, vorausgesetzt, daß er dieses Mädchen noch liebte? Nein, laß mich tot für ihn sein!""

„Claudine! vergissest du deinen Sohn? Soll sein Vater sein Dasein nicht erfahren? Willst du dein Kind des Namens seiner Väter, seines Rechts berauben?"

„„Ach, Ferdinand! Auf seines Vaters Namen und Eigenthum hat mein Kind kein Recht nach menschlichen Gesetzen. Wo keine Liebe ist, ist auch kein Recht, für mein Kind, und für mich nicht; und ich will keinen Ersatz, der mir nicht von den Händen der Liebe kommt. Setz' dich einmal einen Augenblick in meine Lage! Gedenke der Tage, als Charles Lusard mich so warm, so innig liebte! Niemand kann das besser wissen, als du, unser gemeinschaftlicher, einziger Vertrauter! Denke dir einmal, wenn nun nur Gefühle der Ehre, der Pflicht zu seines Sohnes Mutter ihn zurückführten, für die er keine Liebe mehr empfände, so daß ich ihn kalt, mismütig, daß ich ihn seufzen sähe über das Band, das jetzt den Plänen und Wünschen seiner Zukunft im Wege stände! Stelle dir einmal alles das

recht vor! Nein! so tief kann ich mich unmöglich erniedrigen; dann würde ich ihn erst recht beweinen, meiner Jugend Fehltritt. In der jetzigen bescheidnen Lage, in welcher ich mich befinde, bin ich wenigstens zufrieden, ich lebe ruhig, im Schutz der Freundschaft und Liebe. Und was des Kindes Zukunft anbelangt, so will ich mit dem Gedanken mich trösten, daß gerade die edelsten, ausgezeichnetsten Männer, aus einem niedern, oft dürftigen elterlichen Haus hervorgegangen sind.""

Das Gespräch ward jetzt von Madame Christiane unterbrochen, welche von einem Besuch im Dorf kam, und den kleinen Charles mit sich führte, der ihr entgegen gelaufen war. Mit Freude und Herzlichkeit, wie einen alten Bekannten, nahm sie den Verwandten der Freundin auf, und der kleine Junge begrüßte zum ersten Mal einen seiner Verwandten.

Ferdinand war seinerseits ganz weg von der Schönheit und Liebenswürdigkeit des Kindes. „Ach, Claudine!" rief er aus: „Diese Echarpe, die dein Sohn trägt, ich erkenne sie wieder, und wenn ich an jenen Abend denke, als ich sie zum ersten Mal erblickte —"

Er unterbrach sich selber und sagte zu Charles: „Kannst du auch die Marseillaise hübsch singen?"

Der Kleine war über diese Frage voll Freude,

und stimmte auf der Stelle sein Lieblingslied an. Ferdinand umarmte ihn tiefgerührt, und sprach, indem er sich an Claudine wendete: „O welche Macht üben unsre Erinnerungen doch über die Seele aus! Dies Lied, diese Schärpe, dein geliebtes Angesicht, und Das, das deines Kindes Züge mir zurückrufen, sie versetzen mich wieder ganz in die Tage der Jugend!"

Ein heiteres Fest wurde an dem heutigen Abend in dem einfachen Wohnhause begangen. Seine zwei Bewohnerinnen boten alles nur Mögliche auf, um ihrem Gaste die Freude zu bezeigen, die sie darüber empfanden, daß er da war. Mit der den Fraun so eigenen liebenden Erfindsamkeit und freundlichen Besorgtheit wußten sie ihm ein trauliches Schlafzimmer für die kommende Nacht einzurichten, und der ländliche Abendtisch war, der Spärlichkeit und Einfachheit, die er zur Schau trug, zum Trotz, gar zierlich und angenehm anzusehn.

Als Charleschen zu Bette war und schlief, blieben die zwei Freundinnen und ihr Gast bis tief in die Nacht in vertrautem Gespräche beisammensitzen. Mit gleicher Freiheit und Unverholenheit, wie unter vier Augen, nahmen die zwei Verwandten den Faden des vorhinunterbrochenen, bewußten Gespräches wiederum auf, und Madame Christiane saß wie die milde, sanft-

ausgleichende Friedensstifterin zwischen den verschiednen Ansichten. Das Resultat des Ganzen war indessen, daß Ferdinand Claudinen das heilige Versprechen gab, erst Charles Lusards Gesinnung zu erforschen, ehe er von der früheren Geliebten mit ihm spräche. „Ja, dies Versprechen will ich dir geben,“ sagte Ferdinand, „auch an deinem edeln Stolz erkenne ich dich wieder. In keinem Falle wird dein Freund und Vetter das Mindeste vornehmen, was deinen reinen Frieden dir verletzen oder stören könnte. Aber es geschehe was wolle, so sollst du einen treuen Bruder in mir haben, und dein Sohn soll nicht ohne einen Vater sein, so lange ich lebe.“

Am nächsten Morgen trat Ferdinand seine Reise an nach Jütland, und hinterließ Claudinen in einer höchst peinlichen inneren Spannung. Christiane, der ihre Stimmung klar war, suchte sie verständig und liebend zu trösten. Claudine sagte: „Wie bin ich doch glücklich gewesen in diesen vielen Jahren, wie glücklich an deiner Seite, meine zweite Mutter, meiner Gedanken Vertraute! Woher sind sie nun gekommen, diese unruhigen, leidenschaftlichen Gefühle, die sich meines sonst so ruhigen Gemütes nun bemeistert! Wie still lebte meine Jugendliebe in meiner Seele! Wie inbrünstig betete ich zu Gott für Lusards Leben! Und

jetzt, da ich weiß, daß er lebt, daß uns nur eine so geringe Entfernung im Raume trennt, jetzt ist es, als ob mir die alte Flamme der Leidenschaft in der Brust angefacht wäre. Mit tiefem Schmerz denke ich mich vergessen von ihm, mit Schrecken und Eifersucht, daß vielleicht eine Andere jetzt den Platz, der einst mein, in seinem Herzen behauptet. Ich sehne mich unendlich nach ihm, und zittere ihn wiederzusehen. Ich zähle die Tage, bis Ferdinand zurückkehrt, und mir ist, als werde ich vergehen vor Angst und Furcht, wenn ich mein Schicksal in seinen Zügen lese, oder aus seinem Mund vernehme. Ich kenne mich selber nicht mehr. Ich meinte doch geheilet zu sein von den Irrungen der Jugend. Ich schäme mich wahrhaftig vor Gott und vor dir."

„„Vor mir nicht,"" antwortete Christiane: „„Meine Augen, sie weinten wie die deinigen; ich kenne diese Qualen der Ungewißheit. Indessen wird mit der Gewisheit nach und nach auch die Ruhe dir zurückkehren, und, —"" fügte sie hinzu, indem sie Charleschen, der soeben ins Zimmer trat, seiner Mutter zuführte, und dessen Köpfchen an ihre Brust lehnte: „„der Trost ist nah.""

Die beiden Freundinnen fühlten sich in diesen Tagen der Bangigkeit und Angst fester mit einander verbun-

den als je, und versprachen sich einander, — was auch immerhin geschähe, sich niemals zu verlassen.

Ferdinand kam indessen auf Lusards Herrnsitz an. Unangemeldet ging er zu einem Weg hinein, der durch den Garten nach dem Schloß hinführte. Oben standen die Thüren zu einem heitern Gartensaal auf, von dem ein paar Stufen in den Garten hinunter leiteten, und gleich innerhalb derselben Thüren saß ein Mann an einem Tische, der voll von Papieren und Büchern stand, und war so verloren in die Lectüre, daß er gar nicht bemerkte daß Ferdinand nah an der Thüre stand, und seinen alten Freund betrachtete, dessen Aussehen ihm verändert und bereits davon zu zeugen schien, daß Mühen und Sorgen sich in die schönen Züge gegraben. Aber das Düstere, das in diesem Eindruck lag, verschwand augenblicklich, als Lusard mit ungeheuchelter, höchster Freude und Ueberraschung den willkommnen Gast begrüßte. Die ganze stille, einsame Burg erwachte zu einem neuen Leben, und von dem großen Jagdhund an, bis zu dem ältlichen Verwalter war's deutlich zu bemerken, daß dieser Besuch eine gar gerngesehene, angenehme Unterbrechung der Einsamkeit war, worin hier gewöhnlich hingelebt ward. Natürlich erzählten sich die zwei Freunde gleich in ihren ersten Gesprächen die Veränderungen, die in

ihrer Lage in dem langen Zeitraum vorgegangen, worin sie sich nicht mehr gesehen. Die mancherlei mächtigen Veränderungen in der politischen Welt draussen, die in ihrem Schicksal auch eine, bald größere bald kleinere, Rolle spielten, kamen natürlich auch auf die Bahn. Ferdinand hielt immer noch an seiner alten Vorliebe für die republikanischen Ideen fest, und hielt sich an das bekannte Votum Carnots: „Que Cesar soit grand, mais que Rome soit libre," und war der festen Meinung, sein Freund habe sich deswegen hier niedergelassen, so fern von seiner Heimat, weil das neue Kaiserthum Galliens ihm nicht behage. „Nein," sagte Lusard: „Ich habe nichts dagegen, die Republik in eine Monarchie verwandelt zu sehen. Es ist mir allmählig klar geworden, daß von allen Ländern Frankreich am wenigsten Republik sein kann. Die Tugenden des Republikaners setzen eine Art Festigkeit, eine Strenge des Willens, des Lebens und der Sitten voraus, welche nicht passen für ein Land, das die Natur selbst auf Verfeinerung und einen Luxus angewiesen hat, ohne welche es sich nicht ernähren kann. Sind nicht die wichtigsten Produkte, deren sich unser Boden rühmt, — was man besonders anderwärts zu den Luxusartikeln zählt: Wein, Seide und dergleichen mehr? Eine Sympathie herrscht sicherlich immer zwi-

schen der Natur eines Landes, und zwischen seiner Bevölkerung. Der Charakter des unsrigen ist eigentlich weich und leicht, wie unsrer Seide Feinheit, stark und kräftig wie unser guter Wein, er gährt freilich gleich diesem, doch er ist nicht grausam und dämonisch, wie er es in der Schreckenszeit der Revoluzion war. Da ist er herausgetreten aus seinem reinen Naturzustande, und ist sich seiner nicht bewußt gewesen. O, mein Gott! damals, als wir Zwei mit einander beisammen waren, da waren die Menschen überall begeistert für das große Schauspiel, welches wir aufführten, und dessen erster Act eben so schön gewesen war, als die folgenden abscheulich; aber glaube mir, sowol ich wie die übrigen Landsleute von mir in unserem damaligen Umgangskreis, wir sehnten uns in unserm stillen Herzen nach einem Heros, der die furchtbar schreckliche, tausendköpfige Hydra zu zertreten vermöchte, die unter allerlei Gestalten und Formen das Land und des Volkes Herzen zerfleischte. Dieser Heros er ist gekommen. Wie sind wir Alle mit unbeschreiblicher Flammenbegeisterung und Liebe seinen Fahnen, seinen siegreichen, nachgefolgt! Jeder der Unsrigen war glücklich, für ihn in den Tod zu gehn! Ich selber fühlte mich wie im Himmel, als er mich einmal lobte und auszeichnete im Angesicht der Armee. Nun=

mehr aber, nach so vielem Schrecken, nach so viel vergoßnem edelem, tapferen Blute, nunmehr ist dennoch das Ziel nicht gewonnen, die Ideen haben den Sieg nicht davongetragen, wofür wir gestritten, wofür wir so Viel geopfert. Der Despotismus herrscht unter andern Formen, und ich gestehe ein deswegen, — müde, und mich nach Unabhängigkeit und Ruhe sehnend, mit Freuden nach dieser stillen Zufluchtsstatt in dein kleines, friedliches Vaterland mich begeben zu haben.“

„„Aber,““ sagte Ferdinand: „„Kommt dir denn diese Stille und Einsamkeit nicht leer, nicht tot vor, nach einem so vielseitig bewegten Leben?““

„Ja, und Nein! Freilich fühle ich, daß mir hier Etwas abgeht. Von diesen Blumen an, hier heraussen auf der Terrasse, die traurig das Haupt herniederhängen, weil keine liebende Hand da ist, welche sie aufbinde, bis zu diesem Zimmer, wo Einem die Junggesellenwirthschaft gleich in die Augen springt, sucht man ja vergebens den Schönheitssinn und jenes Leben, wie ich es liebe und gerne sähe um mich, mir aber nicht hervorzurufen weiß, und noch weit mehr fehlt mir ein Freund wie Du, mit dem ich mich frei und vertraulich unterhalten kann.“

„„Dir fehlt weiter nichts als ein liebenswürdiges

Weib,"" sagte Ferdinand, froh, dem Gespräche die Wendung zu geben, auf welche er wartete. Aber Lusard brach ab, zuckte die Achseln und schwieg.

So ging es indessen einige Tage. Der Name der Cousine kam nicht in Erwähnnug. Es schien Ferdinand mitunter, als ob Lusard ganz ersichtlich auswiche, diese Sache zu berühren. Eines Abends endlich, als Ferdinand von einem kleinen Ausfluge in der Umgegend zurückkam, fand er den Abendtisch in einer Laube des schönen Gartens arrangirt. Es standen auf dem Tische Lichter, und ein Häufchen von Blumen lag so da, daß es zwei Kränzen ähnlich sah. Lusard nahm seinen Gast mit einer Mischung von Wehmut und Vergnügen im Gesichte auf, die Ferdinanden ganz seinen frühern Freund wiederum zurückrief.

Nachdem der Bediente, welcher servirte, sie beim Desserte verlassen, sagte Lusard: „Sag'! Fällt dir nichts ein bei meiner kleinen Decorazion da, welche ich hergemacht? Ich wollte ein Erinnerungsfest zum Andenken an einen der herrlichsten Abende, welche mir gedämmert, feiern, an den schönen Abend, den ich mit dir auf dem mir stäts theuern Landhaus am Gestade zubrachte. Denkst du noch dran? Dieser Abend ist schön, wie der war. Der Mond scheint

durch die Blätter wie damals. Ruhig brennen hier auf dem Tische die Lichter. Die Blumen duften hier neben ihnen, aber welcher Unterschied! Sie liegen aus einander, nicht in schöne Kränze gewunden, wir können unser Haupt diesmal nicht bekränzen mit ihnen, sie fallen aus einander, wie die blühenden Hoffnungen der Jugend. Unser waren damals Drei! Ein Platz ist leer! —"

Seine Stimme gab seine innere Bewegung zu erkennen. Er goß sich und Ferdinand die Gläser voll, und rief aus: „Zur Erinnerung an deine liebe Cousine, die reizende Claudine!"

Froh hob Ferdinand den Becher auf, und stieß mit seinem Freunde an. Nach einer kleinen Pause fing er an: „„Du hast Claudinen denn nicht ganz und gar vergessen?""

„Nein!" antwortete Charles Lusard mit einem ganz von dem früheren verschiednen Ausdrucke: „Sie war es in der That, die mich am ehesten vergessen hat, ja, sehr bald!"

„„Wie! Hast du dich denn niemals erkundigt nach ihr? Niemals geschrieben?""

„Ach, ich muß selber über mich lachen, heute Abend, Gott weiß wie! wieder auf Liebeserinnerungen

zu kommen, lange schon vergessen geglaubte. Da wir nun aber einmal auf dies Thema zu sprechen gekommen sind, so fühle ich selber, daß ich dir eine freie Erklärung, ja eine Bitte um Verzeihung für mein Unrecht schuldig bin, das ich mir gegen deine Verwandte, die liebenswürdige Cousine Claudine, zu Schulden kommen lassen. Ich erkannte ihn allerdings, und erkenne ihn ebenso jetzt auch an, den Mangel an Männlichkeit und Kraft, meine heiße Leidenschaft zu bekämpfen, den Mangel an Characterfestigkeit, der Schuld war, daß ich mich in eines reinen Mädchens Herz einschmeichelte, und ihrem süßen Munde das Versprechen entlockte, treu zu sein gegen einen Soldaten, der keinen festen Herd hatte, dessen Leben, dessen Schicksal an einem feinen Haare hing. All Das sagte ich mir selber mit Reue im Herzen, und mit tiefem Zittern und Bangen, als ich Claudinen zu verlassen gezwungen war, welche ich liebte, ja anbetete mit einer heißen Leidenschaft und Schwärmerei, deren weder Rousseau noch sein „Saint-Preux" sich geschämt hätten. Gleich nach der Rückkunft ins Vaterland, ward ich tief ins Kriegsgetümmel hineingerissen, doch ließ ich Nichts unbenutzt vorübergehen, von der Geliebten Nachrichten zu erhalten. Ich schrieb an deinen Onkel,

und an sie, ohne eine Antwort zu bekommen. Kein Jahr war noch seit unsrer Trennung vergangen, als man mir die Nachricht brachte: die reizende Claudine sei in Teutschland, und zwar mit einem Menschen verheiratet, in Hinsicht dessen sie mir hoch geschworen, daß Nichts sie zu zwingen und zu bereden vermöge, ihre Treue gegen mich zu brechen. Ich war jung, voll Feuer und Leidenschaft. Als mir diese Nachricht kam, wollte ich verzweifeln, und es war mir sehr recht, daß wir eben den folgenden Tag eine Schlacht liefern sollten. Ich warf mich in den heißesten Kampf hinein, wie ein Mensch, der den Tod sucht; aber wie es gewöhnlich geht, so spotteten die Kugeln mein, ohne mich gerade zu verfehlen; denn übersät mit Wunden ward ich vom Wahlplatze getragen, und lag lang sehr krank. Ein solches langes und schmerzliches Krankenbett hilft mit einer ganz bewundernswerthen Kraft der Vernunft zum Rechte, und ich fing nach und nach an, mich durch den Gedanken beruhigt zu fühlen, daß Claudinens Schicksal sie vor dem stürmischen und unsichern Meer, in das meine Liebe sie verlockte, einem ruhigen Port zugeführt. Ich kann indessen versichern, — ohne zu lügen, daß ich sie niemals vergessen, denn es war mehrmals von Heiratsplänen die Sprache, die

mir Verwandte und Freunde, ja selbst eine kleine Neigung von meiner Seite als wünschenswert zeigten, aber allemal stand dann Claudinens geliebtes Bild zwischen mir und der Braut, nach der mir der Sinn stand, und letztere sank neben der Erinnerung an meine erste Geliebte wie ein Nebelbild zusammen. Ich habe es erfahren, wie wahr es ist, was eins von unsern schönen Liedern sagt: daß nämlich der Frühling, der der Natur stets wiederkehrt, nur einmal im Leben den Liebenden wiederkehrt." *)

„„Aber,"" sagte jetzt Ferdinand ernst: „„nimm an, daß diese Nachrichten von Claudinens Heirat nicht wahr gewesen wären, setze einmal den Fall, sie wäre bis diese Stunde noch frei?""

„Unmöglich! Dein eigener Ohm — — —"

„„Gleichviel! Er konnte selbst betrogen oder seine Gründe zum Anführen Anderer haben, dem schadenfrohen Urtheile der Welt zu entgehen. Nimm an, Claudine, verlassen, ohne Stütze, wäre als

---

*) Hélas, hélas! ce beau printemps
Qui peu de jours à peine dure,
Ne revient plus pour les amans,
Comme il revient pour la nature.
Florian.

eine arme Flüchtige in die weite Welt hinausgegangen, eine Freistatt zu suchen, mit deinem Kinde auf den Armen?""

Lusard fiel ihm in die Rede, nahm ihn mit Heftigkeit beim Arme, und rief mit Zittern auf seinen Lippen: „Meinem Kinde! Um Gottes Willen! O, Ferdinand! Wenn das Spaß ist, dann ist es wahrhaftig zu grausam von dir!"

Ferdinand ließ sich nicht stören, und fuhr fort: „„Mit deinem Kinde auf den Armen, deinem Kinde, das sie nicht in fremder Hut wissen wollte, das sie in diesen langen Jahren mit ihrer Hände Arbeit bloß ernährte, welches sie erzogen hat als ein Muster von Muttertreue, an Liebe und Treue bis in den Tod gegen ihren Liebhaber, gegen den leichtsinnigen Mann, der auf ein bloßes Gerücht hin vergessen hat, was er einem Mädchen schuldig ist, dessen Liebe er misbrauchte.""

Lusard fuhr in die Höhe, und in seinem heißen Ungestüm warf er sich beinahe zur Erde, indem er Ferdinand bei seinen beiden Achseln nahm. „Willst du deinen Freund umbringen?" rief er. „Erzählst du mir ein Mährchen?"

„„Was sagst du, wenn es war ist?""

„Was fragst du?! Führe mich hin zu ihren Füßen! Hilf mir, bei ihr um Verzeihung zu betteln! Mach' mich nun zum Glücklichsten der Sterblichen!"

Und — gesagt, gethan. Eines Abends, — ein paar Tage waren vergangen, — als Claudine just einsam und traurig unter dem Kastanienbaum saß, sah sie, wie Ferdinand den Kopf über das Gitter des Gärtchens zu ihr hineinbog, und ehe sie sich zu besinnen vermochte, lag Lusard zu ihren Füßen. Er bog seinen Körper tief, ergriff den Zipfel von ihrem Kleide, preßte den Saum desselben an seine Lippen, und rief mit Thränen in seinen schönen Augen aus: „So sagte ich Lebewol, so kehre ich wieder, dich mehr anbetend als jemals. Kannst du dem Reuigen verzeihen?"

Wer je im Leben Zeuge von einem solchen Wiedersehn war, weiß, daß es, als Vorgeschmack der Seligkeit im Himmel, Worte des Entzückens hat, wie keine Zunge, keine Feder sie wiedergiebt.

Ferdinand war indessen fortgeeilt, um den kleinen Charles zu holen, als er ihn eben mit seiner kleinen Kriegerschaar, an deren Spitze er, die Trikolorschärpe um seine Schultern, ging, und laut das Lied von Marseille anstimmend, dessen Refrain der Chor nach besten Kräften wiederholte, über die Wiese kommen

und sich dem Hause nähern sah. Lusard sprang bei dem unerwarteten Schall dieses Liedes auf. Claudine deutete stillschweigend mit der Hand auf den kleinen Anführer hin. Der Vater lief seinem Sohn voll Entzücken entgegen. Er erfaßte Claudinens Arm, drückte denselben an die Brust, und rief aus: „O! diese Farben, diese Töne, sie haben einmal mich, und Tausende mit mir begeistert, aber nie haben sie mein Herz doch so schlagen machen, wie in dem jetzigen Augenblick!“

II.

Die Jetztzeit.

Im Sommer des Jahres 1844 waren fünfzig Jahre seit jenem Sommertag entschwunden, da die junge Claudine auf der Brücke am Fischerdorfe stand, und mit bangem Herzen über das Meer nach dem kleinen Boot hinaussah, das den verwundeten Geliebten dahertrug. Nicht weit von dem prächtigen alten Schlosse, auf welchem diese Liebenden als das zärtlichste und glücklichste Ehepaar hingelebt, hatten die beiden großen Kastanienbäume an der Kirchenmauer schon seit zehn Sommern ihre Blüten auf den weißen Marmorstein hingestreut, welcher das Grab zudeckt, wo sie im Tode wie im Leben vereinigt be sammen ruhn. Ihr Sohn Charles Lusard de Montalbert war, nach einer langen Entfernung vom Hause, vor einigen wenigen Wochen erst wiederum auf sein väterliches Gut zurückgekommen. Er saß allein in dem Lieblingszimmer seiner Mutter, und war ganz verloren in das Durchlesen von allerlei alten Briefen, die er, als er endlich mit dem letzten fertig war, sorgfältig

sammelte und geordnet in eine große Mappe that, die er zusammenband und in einen kleinen Schrank legte, welcher in dem Zimmer stand; hierauf ging er lange schweigend und mit einem ernsten Gesichte auf und ab. Endlich blieb er stehen, wie aus einem Traum aufwachend, und ließ seine Blicke über alle die Gegenstände, die seine Umgebung ausmachten, hingleiten. Es war ein heiterer Frühlingsabend, die Sonne ging unter und warf ihre roten Stralen durch die hohen Fenster in das trauliche Wohnzimmer. In dem Kamine loderte, durch die offene Thür brechend, ein lustiges Feuerchen. Lusard holte tief Athem, und sprach zu sich selbst: „Wie ist mir doch wunderlich zu Muthe! So angenehm und so wehmütig kommt mir diese kleine Aufenthaltsstätte vor, wo ich so oft in vertraulichem Gespräche mit meiner Mutter saß. Alles steht noch in diesem Zimmer, wie ich es, scheidend, verließ. Wie eigen haben mich diese vielen Briefe doch in die verschwundne Zeit zurückversetzt, die meiner irdischen Existenz zum Theil vorangegangen ist! Mit dem ihr eigenthümlichen Anhänglichkeitsgefühle hob meine gute Mutter all' diese lieben Worte von Freunden und Verwandten auf. Wie haben sie mich interessirt, diese so kurzen und wenigen, aber so liebetrunkenen Zeilen von der Hand meines Vaters in den ersten Tagen seiner sehnsüchtigen Liebe!

Und alsdann die einfachen, von Güte und Wohlwollen durchwärmten Briefe der reizenden Eleonore, und noch mehr seine, die Briefe dieses Ferdinand, dessen liebenswürdiger Persönlichkeit ich mich noch aus der Kindheit deutlich erinnere! Mir ist ordentlich als ob ich eine Sehnsucht fühlte nach allen diesen Verwandten, die das Grab zudeckt, und nach Verwandten überhaupt, nach Blut von meinem Blute. Es ist etwas Wahres an dem, was man von der Stimme des Blutes sagt. Ich fühle mich gar zu einsam auf der Welt. Aber ich will nicht undankbar sein. Da kommt mein lieber treuer Freund Johannes Milner. Ich höre seine Fußtritte durch die andern Zimmer, und höre sie in diesem Augenblick gerade recht mit Freude."

Lusard öffnete nun einem Manne mit jovialer und interessanter Fysionomie die Thür. Er gab ihm die Hand, führte ihn zu einem Sessel in der Nähe des Kamins, bot ihm eine Cigarre, zündete sich selbst eine solche an, und setzte sich ihm gegenüber.

Nach etlichen Bemerkungen über das Wetter und dergleichen sagte Milner: „Nun, hast du meine neuen Einrichtungen hier auf dem Gut noch nicht näher in Augenschein genommen und meine Rechnungen noch nicht durchgegangen, über die lange Zeit, während welcher du nicht hier warst?"

„„Ja, jetzt habe ich die ganze Geschichte gesehen und untersucht, und ich wollte eben heut Abend zu dir gehn, um mich bei dir dafür zu bedanken. Du hast das Gut nicht nur als ein in jeder Hinsicht tüchtiger Mann verwaltet, sondern du hast dich so lebendig in meine eigensten Gedanken und Anschauungen zu versetzen gewußt, daß ich mich ganz unseres Gespräches am Tage vor meiner Abreise von hier erinnerte. So kann nur ein intimer Freund unsre Pläne ausführen. Während ich fern von meinem Posten weit draußen in der Welt herumstrich, handeltest, arbeitetest, erfülltest du meine Pflichten. Als die guten Leute hier auf dem Gute mich so herzlich und schön bei meiner Heimkunft empfingen, da sagte ich sicherlich nicht zum Scherz, daß sie dir danken sollten.""

„Laß doch gut sein! Es ist nicht schwer, sagt das Sprichwort, sich einen breiten Riemen aus der Haut eines Andern zu schneiden. Warst nicht du selbst es, der Alles vorschrieb, was irgend hier geschehen ist, alle Verbesserungen? Hast du nicht selbst sie in allen den Jahren zu machen begonnen, da du bei deines Vaters Lebzeiten das Gut verwaltetest, und hat er nicht selbst den Grund zu denselben gelegt? Ich weiß noch, wie der Pfarrer des Gutes, mein Vater selig, und die andern Leute hier in der Gegend von dem

guten Herrn sprachen. Es war noch in jenen Tagen, als wir Zwei täglich zur Schule in Horsens und zurückritten, und ich dir dein Schimmelchen so misgönnte."

„„Das ist nicht wahr! du bist mir niemals neidisch gewesen auf Etwas. Du warst mir der Schatz, wofür man Gott nicht genug danken kann: ein bewährter Freund*), wie es in den alten Liedern heißt, ein Kindheitsfreund den kein Umsturz der Lebensverhältnisse uns raubt.""

„Jedes Wörtchen, das du mir sagst, ist mir eine wahre Herzensstärkung, aber stände mir nur eine solche Beredtsamkeit zu Gebote, wie du sie hast, so würde ich doch fragen, wer von uns beiden dem andern mehr schuldig ist. Als ich vor zehn Jahren von Seeland hieher nach Hause kam, wo ich in gerechtem Groll gegen meine Vorgesetzten mein Brod aufgegeben, als ich mit Weib und Kindern und mit leeren Händen da saß, und meine Freunde und Verwandten mich von sich stießen und mich einen unruhigen Kopf nannten, da kamest du mir entgegen, überließest mir Felder und Wälder, bautest mir ein schönes Haus und machtest mich zu einen glücklichen Mann. Was hätte wol aus mir werden sollen, wenn ich in einer Stimmung

*) Dänisch: en „fuldtro" Ven.

wie der damaligen herumgehn und mich herumtreiben hätte müssen?"

„„Und was hätte aus mir wol werden sollen, wenn ich herumgehn und mich herumtreiben hätte sollen in meinem Humor von damals, als mir meine beiden Eltern kurz nach einander hinstarben, und dies Haus, dieser Garten, diese ganze Gegend hier mir so melancholisch vorkamen, daß ich sie gar nicht ansehn mochte? Hätte mir mein gutes Schicksal nicht dich, dich, hergeführt, in dessen Hände ich mein und meiner lieben Gutsunterthanen Glück legen konnte, so hätte ich nicht mit ruhigem Gewissen fortreisen, und noch weniger neun volle, ganze Jahre von hier fern bleiben können; und wäre ich hier geblieben, so glaub' ich, wäre ich vergangen vor Traurigkeit und Ueberdruß an der ganzen großen Welt.""

„Ja, es mag das Menschenherz wol erfrischen, hinauszufliegen in Gottes reiche weite Welt! Der Storch, die treue Schwalbe, die beständig herumziehn auf der Welt, scheinen immer bei gutem Humor zu sein. Aber, wäre es mir beschieden gewesen, mich in der Welt umsehen zu können, so würde ich lieber die Tour gemacht haben, die du in deinen jüngern Jahren mit deinen Eltern nach Paris, als die lange Reise, die du jetzt bloß in diesen griechischen, orienta-

lischen und amerikanischen Ländern machtest, die mir etwas längst Erstorbnes, etwas in Ruinen liegendes, Etwas, bei dessen Anblick man melancholisch werden könnte, vorkommen. Aber freilich, du schwärmtest ja immer für die antike Herrlichkeit und die griechischen Heroen, von dem Prinzen Hector an bis auf deinen Lord Byron."

„„Ja siehst du! Die Wünsche meiner Jugend traten wie alte Freunde tröstend in meinem trüben Zustande zu mir heran, und da mir kein Hindernis im Wege stand, diese alte Neigung zu befriedigen, so griff ich zum Wanderstabe wie so mancher andre Mensch, der in Beschwerde und Veränderung Ruhe suchte. Als ein ächter Pilgrim bin ich auch am Grabe des Erlösers gewesen.""

„Wirklich?"

„„Ja, ich bin in Palästina gewesen, habe mit aufrichtig heißer Andacht auf dem Oelberge gebetet, habe aber meine alte Liebe zu der antiken Welt deswegen nicht verläugnet und auch nicht versäumt, den classischen Boden Hellas und Italiens zu besuchen. Es lag nicht in meiner Absicht, mich so lange im Auslande herumzutreiben, aber l'appetit vient en mangeant, ein Ort weist uns nach einem andern hin, gleichwie ein Studium einem andern die Hand reicht;

man macht mit gleichgesinnten Reisenden Bekanntschaft, man schließt sich ihnen als Begleiter auf ihren Reisen an, und so kam ich nach dem südlichen Amerika, einem Theile der Erde, dessen näherer Bekanntschaft ich mich jetzt freue, und kurz, so ging die Zeit zu meiner eignen Verwunderung hin.""

„Nun ja, Gott sei Dank! Nun haben wir dich ja mit wolbehaltenem Leib wieder da. Aber wie wirst du dich nach so vielem draußen in der Welt Herumbewegen in unser stilles Leben hier zu Hause finden?"

„„O! jetzt sehne ich mich selber nach Ruhe.""

„Aber du bist so allein in deinem Hause hier."

„„Ach ja! das ist wahr.""

„Weißt du, was meine Frau gestern Abend sagte, nachdem du von uns gegangen warst? „„Könnte ich es erleben,"" sprach sie, „„noch bei der Hochzeit unsers guten Freunds und Gutsherrn zu sein, ich würde ebenso froh sein, als ich es voriges Jahr bei der Hochzeit von unserer einzigen Tochter war."" Du lachst und schüttelst mit dem Kopfe. Aber war es nicht vernünftig gesprochen von meiner Frau? Was steht dir im Wege, dich nach irgend einem liebenswürdigen, guten Mädchen umzusehn, und sie und dich selbst glücklich zu machen?"

„„Erinnerst du dich der Worte, die so oft bei

Ossian vorkommen, wenn die Rede von einem Helden ist, der fern von seiner Heimat gefallen? Der Tag seiner Heimkunft ist vorüber, heißt es. Der Sinn ist: Es ist ein Tag, vorbestimmt in den Gestirnen, an welchem er hätte ins Vaterland heimkehren sollen; er ist ungenützt vorübergegangen. Das ist auch der Fall mit meiner Heirat. Der in den Gestirnen bestimmte Tag meiner Hochzeit ist vorübergegangen.''''

„Du bist ja aber noch kein alter, sondern ein noch ganz hübscher Mann. Meine Frau wiederholte dies gestern Abend in der That mehr als ein Mal."

„„Nun! so ein halbes Säkulum ungefähr mag ich schon haben auf meinem dünnen Haar. Doch will ich nicht affketirt sein und sagen, daß ich mich als einen alten Mann fühle. Diese Freude will ich den jungen Löwen des Tags auf keinen Fall machen, die mit zwanzig Jahren schon älter sind, als ich; aber leider, der Tag der Liebe ist auch vorüber. Mein Vater sang manchmal ein altes, französisches Lied von dem Frühlinge, qui ne revient plus pour les amans, comme il revient pour la nature." Und das Lied hat Recht, glaub' ich.''''

„Aber um Gottes willen! soll man denn bloß im Frühlinge des Lebens, in der Unerfahrenheit der Jugend sich die Gefährtin auf den ganzen Lebensweg aufsuchen?"

„„Nein, das will ich durchaus nicht behaupten. Aber es ist mir gegangen, wie so manchem Andern auch. In der Jugend geht man auf Abenteuer aus, man hascht mit Entzücken nach ihnen, und reißt sich verächtlich von ihnen los, weil es blos Abenteuer waren ohne allen Halt und alle Wahrheit; und findet man dann einmal eine Perle vom Lande Dschinnistan, so hat sie schon ein Anderer sich zugeeignet. Indessen entschwindet die Zeit, Jeder führt die Seinige heim, ich aber nehme die Meinige nicht und bekomme wie Andere, Keine. Ja, man sieht freilich solche, von welchen unser Baggesen sagt:

Sie dachten darüber weislich so:
Wird einem keine Afrodite,
Je nun, man nehme eine Charite,
Und sei, wenn man nur die kriegt, froh;

mir aber ist es ergangen, wie folgt, daß:

So gar genügsam und bescheiden
Handschreiber Eginhard nicht war,

und um kurz zu sein: dies ist nun der Fall bei mir.""

„Ja," versetzte Milner, „jetzt lachen wir; aber ich kann es doch nicht unterlassen, mich zuweilen bekümmert zu fragen: In was für Hände wird alles Dies einmal fallen? Wer wird mit der Zeit einmal für das Sorge

tragen, was wir mit so vieler Liebe aufgebaut? Wird nicht vielleicht eine geizige Hand Armut und Verwüstung da säen, wo jetzt Wolstand und Schönheit blüht? — Ohne von deinem eignen, verlassnen Zustande als Junggesell zu sprechen, wenn einmal die alten Tage anrücken."

„„Da sieht man,"" gab ihm Lusard zur Antwort, „„wie wir Zwei mit einander sympathisiren! Dergleichen Betrachtungen habe ich nämlich dieser Tage selbst angestellt. Was ich so recht gerne möchte, was mich jetzt glücklich zu machen im Stande wäre, das wäre ein junger Mann, den ich als meinen Sohn ansehn könnte, dem ich eine Frau geben könnte nach der Wahl seines Herzens, um so diese stille Einsamkeit mit einer jungen, liebenswürdigen Familie zu verschönern, die ich lieben könnte und die mich liebte.""

„Ja, es wäre etwas Herrliches. Aber wo nehmen wir gerade einen solchen Kerl her?"

„„Ja, da liegt eben der Hund begraben. Hättest du doch einen Sohn, der dir ähnlich wäre!""

„Lieber Charles! Nun machst du mich ja wieder über mein Söhnchen weinen, aber hin ist hin."

„„Natürlich,"" sagte Lusard, „„habe ich an meine eigenen Verwandten schon gedacht, aber sie sind mir eigentlich ganz fremd. Von Seiten des Vaters

ist Niemand da, der in Betracht kommen kann, während meine Verwandten von Seiten der Mutter, die aus einem dänischen Geschlechte stammt, mir auf jeden Fall näher zu stehen scheinen. Ich habe heute Abend in alten Briefen gelesen, die mich auf eine eigene Art bewegten. Vielleicht sind Nachkommen vorhanden von dem Vetter der Mutter, Ferdinand Waller, einem herrlichen Mann, der sich in der Schweiz niedergelassen und dort gestorben ist. Auch in Kopenhagen ist noch ein Sohn von meiner Mutter Oheim da, dem verstorbnen Großhändler Waller.""

Milner unterbrach ihn: „Großhändler Waller, ja, ich erinnere mich seiner noch gar wol von den Studententagen her, als deine Eltern sich deinetwegen in Kopenhagen aufhielten, und ich beinahe zwei volle Jahre wie ein Kind in ihrem Hause war, das vergesse ich niemals."

„„Erinnerst du dich auch des Sohnes des Großhändlers noch, Christian Wallers, der, obgleich etwa zehn Jahre älter als wir, gleichwol ein sehr guter Freund von uns war?""

„Ja, gewiß, er arbeitete auf seines Vaters Comptoir. Hergott noch einmal! Man kommt so ganz aus seinen alten Verbindungen! Ich glaube nicht, daß ich an diesen Menschen die langen Jahre her mehr als

einmal gedacht habe, und das war vor fünfzehn Jahren, als er in der Zeitung den Tod seiner Frau anzeigte."

„„„Gott wolle mirs verzeihen,"" " erwiederte Lusard, „„„ich habe auch beinahe ganz auf ihn und die ganze Verwandtschaft vergessen. Doch während meine Mutter noch lebte, hörte ich zuweilen von ihm und den Seinen sprechen, und weiß so, daß er zum zweiten Mal verheiratet ist und Kinder aus dieser Ehe hat. Wer weiß, ob man nicht unter ihnen, oder andern Verwandten wen finden könnte, der nach meinem Wunsche wäre?"

Der brave Milner ging mit großer Freude auf den Plan seines Freundes ein, bestärkte ihn sehr eifrig in seinem Vorhaben, und beschleunigte seine Reise nach Kopenhagen, die er auch nach ein paar Wochen wirklich antrat.

Mit innigem Vergnügen sah Charles Lusard die dänische Residenz wieder, welche ihm in der langen Zeit, die vergangen war, seit er sie als junger Student zum letztenmal gesehen, außerordentlich an Belebtheit und Annehmlichkeit zugenommen zu haben schien. Das Volksleben das gleichsam aus dem Schlaf aufgewacht war und sich auf Wegen und Straßen zeigte, die Menge von Menschen, welche aus dem

westlichen Thor herausströmte und ihm vor seinem Eintritte in die Stadt selbst begegnete, die Musik und der Lichtglanz, die ihm von den illuminirten vielverschlungenen Gängen des Tivoli*) entgegenklangen und entgegenstralten, versetzten ihn in die heiterste Stimmung und erfüllten sein Herz mit frohen Ahnungen.

Am nächsten Morgen erfuhr er, daß sein Verwandter Christian Waller, Großhändler wie sein Vater, aber mit dem Titel „Commerzienrat" seines Vaters Haus besitze und bewohne, welches indessen weder als Handelshaus noch in andern Hinsichten sein früheres Ansehen mehr behaupte. Lusard nahm den Weg nach dem ihm wol bekannten Hause und traf seinen alten Jugendfreund in dessen kleinem Comptoir an, wo er auf gerade demselben Platze saß, wo sein Vater sonst gesessen, auf einem zu drehenden Comptoirstuhl, wie er, an einem ganz ähnlichen Pult, jedoch nicht mit dem jovialen, jugendlichen Aussehen, das den alten Großhändler stäts ausgezeichnet. Der Commerzienrat sah aus wie Jemand, der sich an einem heißen Tage vor Fliegen nicht ausweiß. Die Runzeln in seinem Gesichte glätteten sich jedoch, und mit einem freundlichen

---

*) Eine Gattung „Wiener Prater" der Kopenhagner. Vergl. Monatsblätter z. A. A. Ztg. Juli, 1847. („Kopenhagen.")

Ausdrucke stand er auf, als so ganz unvermutet der fast vergessne Jugendfreund wieder zu ihm kam.

„Eine solche Freude ist mir lange nicht geworden," sagte der Commerzienrat. „Wo bist du diese ganze Zeit her doch gewesen? Verreist, wie ich mir sagen lassen."

„„Ja, aber jetzt fange ich zu Hause ein neues Leben an, indem ich meine Verwandten aufsuche, unter denen du der Einzige bist, welchen ich kenne.""

Bei einer solchen Wiederbegegnung ist der Lauf der Zeit und der Wechsel der Dinge stäts das Erste, worüber man zu sprechen pflegt. „Sie sind Alle hinüber gegangen, die damals mit uns zusammenwaren," sagte der Commerzienrat: „deine Eltern, mein Vater und meines Vaters Bruder, der bejahrte Herr Justizrat; und die, welche noch leben, sind in aller Welt zerstreuet. Meine letzte Stiefmutter, die nicht so gut war, als meine erste, ist hinüber nach England, meine Vettern und Cousinen, die Geschwister Ferdinand Wallers, sind tot oder wohnen weit von hier — —."

„„Aber,"" unterbrach ihn Lusard: „„Ferdinand Waller, der ja leider auch gestorben ist, hinterließ er keine Frau und keine Kinder?""

„Die Frau," erwiederte der Commerzienrat, „starb vor ihm, und von Kindern hatten sie nur eine Tochter,

die einen Dänen nahm, und hier im Lande mit ihm lebte. Er war Fabrikbesitzer und hieß Bergland. Es war, in seinem Grabe noch mag er es hinnehmen, ein Windbeutel und Projectenmacher, der seiner Frau Vermögen durchbrachte und der sie und ihre Kinder arm zurückgelassen haben würde, wäre nicht ihr Vater, der dem Schwiegersohn vergebens so lange als möglich half, so vernünftig gewesen zu bestimmen, daß sein Nachlaß der Tochter als Leibrente gesichert sein solle. Hievon lebte sie sehr honnett in der Stadt hier, bis sie vor ein paar Jahren auch hinüber ging. Es war eine wackre Frau."

„„Aber sie hatte Kinder, sagst du?""

„Ja, einen Sohn."

„„Wo ist er denn?""

„Er ist, so viel ich weiß, vor einem Jahr ungefähr in die Schweiz gereist, um sein Glück drüben zu versuchen, wo er etliche Verwandte hat. Der Bursche ist ein thörichter Geselle, ein Narr gerade wie der Vater, aber ein trefflicher Kopf."

„„Nun, was fehlt ihm denn?""

„Es fehlt ihm alle Vernunft und Gesetztheit, er weiß nicht recht was er will. Erst studierte er auf's theologische Examen und nahm es, noch sehr jung, mit der besten Note, aber auf einmal machte er sich

dann an das Studium der Medicin; dann verließ er es wieder, und fing Naturwissenschaften und Geschichte an, und weiß Gott, was er noch Alles mit schrecklichem Lerneifer trieb, so lange es dauerte. Es wird Nichts aus ihm. Ich nahm mich seiner ehrlich an und hatte ihn sogar eine Zeitlang bei mir aufgenommen, aber ich könnte mich wol mit gutem Grund über ihn beklagen, wenn ich nur von den Geschichten reden wollte.""

„Das thut mir leid! Meine Eltern hielten so viel auf seinen Großvater, Ferdinand Waller. Nun, Gott sei Dank, ich treffe dich in deiner alten, freundlichen Gemütsart, und, wie ich hoffe, finde ich dich glücklich als Gatten und Vater in dem alten, angesehenen Wallerschen Hause, dessen Ansehn mich freut daß es sich durch dich unverändert erhalten."

„„Ja, Gott sei unserm alten, angesehenen Haus gnädig! Es ist nicht mehr, was es war. Die Zeiten haben es geworfen, wie die meisten andern. Die guten Zeiten für den Handel waren schon vorüber, als du vor etwa dreißig Jahren hier warst, denn mein Vater hatte das große Vermögen seiner Frau im Geschäfte mitstehen, aber davon blieb mir Nichts. Ich kann mich übrigens nicht beklagen; es wird so lange ich lebe noch gut thun, meine Kinder

aber werden von meinem künftigen Nachlasse nicht reich werden."

„„Ich freue mich darauf, mit den Deinigen Bekanntschaft zu machen. Hast du viele Kinder?""

„Vier Mädchen habe ich: eine Tochter von meiner ersten Frau und drei mit meiner jetzigen."

„„Und keinen Sohn?""

„Nein, Gott sei Dank! Es sind schlechte Zeiten für Söhne, und im Grunde auch für die Töchter."

„„Du möchtest sie aber doch sicher nicht gern verlieren.""

„Ja, durch irgend eine Heirat, weiß Gott. Das will sagen die Aelteste, die neunzehn Jahre alt ist; mit den drei Anderen hat es keine Eile; die älteste von ihnen geht in ihr vierzehntes Jahr, die beiden jüngern sind noch klein, neun und sieben Jahre alt."

„„Du bist doch wirklich glücklich! Du bist umgeben von einer kleinen Familie, die um dich aufblüht und gedeihet, und darfst Kummer und Freude, die deine Kinder dir machen, mit der Mutter zu theilen hoffen. Es hat mich immer tief ergriffen, wenn ich zwei alten Ehleuten begegnet bin, die, Arm in Arm, einander stützend, des Weges schritten; ich dachte mir dann in meinem Herzen, so hätten sie auch mit einander des Lebens Rosen- und Dornpfade durchwandert; und hätte ich je ein

Ehepaar um sein häusliches Glück beneidet, es würde das ihrige gewesen sein.““

„Meine Gattin ist noch jung, sie ist erst vier und dreißig Jahre alt, sie gilt allgemein für eine hübsche Frau, sie ist gebildet und talentvoll, eine ganz ausgezeichnete Klavierspielerin, in Gesellschaften sehr gern gesehen, und von allen Herren wird ihr die Cour geschnitten. Die älteste von meinen Töchtern ist ein gutes junges Mädchen, welche für die Haushaltung sorgt, und außerdem die kleineren Geschwister unterrichtet, wenn meine Frau eben nicht Zeit hat.“

„„Das ist ja Alles ganz herrlich; ich hoffe daß du mich deiner Frau vorstellst.““

„Ja, das Vergnügen kann ich mir auf der Stelle machen, ich glaube daß sie eben zu Hause ist.“

Der Commerzienrat ging nun mit seinem Vetter in die obere Etage, die seine Familie bewohnte. — Im Vorzimmer begegneten sie dem Bedienten, welcher sagte, die gnädige Frau wäre nicht zu Hause. „Ach, dummes Gerede!“ versetzte der Commerzienrat, „ich kann sie ja doch drinnen spielen hören.“ — Der Diener sagte mit verlegnem Gesichte: „Ja, der Herr Musiklehrer ist drinnen und giebt der gnädigen Frau Stunde, und also ist es Dasselbe, als wenn sie nicht zu Hause wäre.“

„„Geh' hinein und sage, daß ich mit einem Herrn von meiner Verwandtschaft da wäre.““

Der Bediente ging hinein, und Lusard suchte sich indessen die Erlaubnis zu erbitten, gehen und seinen Besuch auf eine andere, gelegenere Zeit verschieben zu dürfen; und als der Bediente mit dem Bescheide zurückkam, daß die Frau in drei Viertelstunden das Vergnügen sie zu empfangen haben würde, machte Lusard sich schnell los, und ging, indem er seine Karte zurückließ.

Mittags bei Tische kam es zu einem Streit zwischen dem Commerzienrate und seiner Gattin. Sie kam zu Tische mit Lusards Karte in der Hand und rief aus: „Aber lieber Gott! Welcher Name: Monsieur Lusard de Montalbert. Ist es ein Franzose? ein vornehmer Herr? Ist es einer deiner Verwandten? Ich kann mich nicht erinnern von ihm gehört zu haben.“

„„Ja, es ist einer meiner Verwandten.““

„Und ist ein Franzose von Geburt, und, wie es scheint, adelig? Wie kommst du zu einer solchen Verwandtschaft?““

„Seine Mutter war eine Cousine von mir, jene hübsche Claudine, von der du ja wol schon hast sprechen hören.““

„Ah, diese Claudine, die bei deinem Vater im Hause war, und welche durchging u. s. w. Ja von der kann man nicht einmal reden, wenn junge Mädchen anwesend sind."

„„Gott wolle nur geben, daß die jungen Mädchen so würden, wie sie!""

„Ja, danke schönstens! Nur die nicht, deren Mutter ich bin! Aber was ich sagen wollte: was ist er denn, dieser Franzose?"

„„Er ist kein Franzose, übrigens ist er Gutsbesitzer.""

„So ist er wol reich?"

„„Das weiß ich nicht. Sein Gut in Jütland soll ein herrlicher Grundbesitz sein, mehr weiß ich nicht, er selber aber ist ein gebildeter, hübscher braver Mann und ein Jugendfreund von mir, den du jedenfalls empfangen konntest.""

„Aber wie konnte ich denn auch wissen, daß es so ein Herr sei?"

„„Du wußtest daß ich ihn brachte, und ihn also gern freundlich von dir empfangen gesehen.""

„Die Leute die du gewöhnlich bringst, pflegen nicht von dem Kaliber zu sein."

„„Wenn dein Mann sie zu dir bringt, sollte ihnen doch nicht ein solcher Empfang zu Theil wer-

den, daß sie drei Viertelstunden warten sollen, bis die Frau vom Hause sie vorläßt.""

„Hätte ich den Musik-Lehrer gehen lassen und einen Thaler weg werfen sollen für eine Stunde, die so verloren gegangen wäre?"

„„Du hättest ja Marianen von der Stunde Nutzen ziehn lassen können.""

„Nein, Maren hat zu thun, und muß in der Küche sein Vormittags."

„„Das Mädchen heißt Mariane. Ich mag den Namen Maren nicht hören.""

„Ja, daran mußt du dich gewöhnen. Ich nenne sie Maren. Der Name ist gerade characteristisch für ein häusliches Fraunzimmer."

Mariane erröthete, und ging, in einem andern Zimmer Etwas zu holen, um vom Tisch aufstehen zu können. Die jüngre Schwester, Colette, schlug eine helle Lache auf.

„Worüber lachst du?" sagte die Frau mit zornigem Gesichte.

„„Darüber muß ich lachen, daß Mariane des Essens wegen, das wir heute haben, in der Küche bleiben sollte, während doch die Köchin, eine Hand hintenauf gebunden, mit den paar Gerichten da ganz gut zurechte gekommen wäre.""

„Du hast dich nur um dich selber zu bekümmern, du unartiges Ding, du!"

„„Und dann muß ich auch lachen bei dem Gedanken an den Musik-Lehrer, wie froh der gewesen wäre, wenn es ihm beschieden gewesen, Marianen Lection zu geben, denn er scheint meiner Schwester so recht herzlich gut zu sein, obgleich sie nicht mit der Fertigkeit wie die Mama spielt; wenn aber Mama nicht da ist, sowie er hereinkommt, sagt er jedesmal auf der Stelle: Giebt mir vielleicht die älteste Fräulein Schwester die Ehre?""

„Ja, der Herr ist ein Geck, das habe ich wol schon gesehen, und es steht einem Kinde wie du bist gar nicht gut, dergleichen Bemerkungen zu machen."

„„Ein Kind, das an die vierzehn Jahre alt ist, ist nicht gar so dumm. Als ich nicht größer als meine kleinste Schwester war, da lobte mich Mama gar oft wegen meiner Gescheidtheit, und es wäre wirklich schlimm, wenn ich seit der Zeit nicht gescheidter geworden wär'.""

Der Commerzienrat stand vom Tische auf und sagte: „Nun mag ich nichts mehr hören von diesen euern Abgeschmacktheiten da. Mach', daß du Kaffee einschenkst, Marianchen! Ich muß aus."

Die Frau sagte: „„Bleib' noch ein paar Mi-

nuten ruhig sitzen, und sag', wenn du mir Herrn Lusard de Montalbert vorstellen willst.""

Der Commerzienrat milderte den Ton etwas und antwortete: „Wenn ich ihn morgen Vormittag antreffe, so kann ich ihn zum Mittagstische hier einladen."

„„Kann er nicht heute Abend kommen? Ich möchte ihn gerne so bald als möglich sehen.""

„Ich weiß nicht, ob ich ihn noch einmal sehe, und ob er uns die Höflichkeit erweisen wird, heute nochmals zu kommen."

„„Thue dein Bestes, ich bitte dich darum.""

Der Commerzienrat trat auf den Kaffeetisch zu, wo Mariane stand, und indem er selber eine Tasse nahm und sie leerte, gab er Marianen ein Zeichen ihm zu folgen, und verließ das Zimmer. Als sie sich draußen auf dem Vorhause befanden, nahm er seine Tochter freundlich am Kinne und sagte: „Hör' mich an, Mädchen! Sorge dafür, daß Alles ein Bischen nett und zierlich heute Abend wird. Unser lieber Gast ist sicherlich nicht gewohnt, eine große Abendmahlzeit zu halten, aber mache doch, daß das Ganze so ein wenig nobel wird. Du weißt schon, wie ich es gerne möchte."

„„Ich werde die Mama fragen, aber ich weiß, ihre Haushaltungskasse — — —""

Er unterbrach sie: „da hast du Geld, aber du brauchst der Mutter nichts davon zu sagen. Mache die Sache nur so gut als möglich, nach deinem eignen Geschmacke.“

Er ging, kehrte aber noch einmal um, und sagte lächelnd: „Ich würde auch gerne sehen, wenn du dich anders anzögst, und dich so nett als möglich machtest, denn ich möchte gerne, daß meinem alten Freund meine Kinder gefielen.“

Ueber diesen Auftrag höchst verlegen, ging Mariane mit demütigem Gesichte zur Stiefmutter, bat sich deren Befehle aus, und wie gewöhnlich erkühnte sie sich hiebei, mit dem einen und dem andern Vorschlag hervorzurücken. Zu Marianens Vergnügen ward in demselben Augenblick ein beinahe täglicher Gast vom Haus angemeldet, ein Herr Arnold, Student der Rechte, weitläufig mit der Frau verwandt, die Marianen nun schnell mit folgenden, dem Mädchen in der Verlegenheit sehr rechten Worten abfertigte: „Ja, ich habe keine Zeit jetzt, mit dir in den Tag hinein zu raisonniren. Richt' es gut und hübsch ein, aber es darf nicht mehr als das gewöhnliche Geld kosten — —“

Sie konnte nichts weiter sagen, indem der junge, nach dem neuesten Schnitt angezogene Herr bereits eintrat. Indem er an Marianen vorbeiging, warf er

ihr einen ganz verstohlnen Blick zu, und sagte leise: „Du meine kleine Süße!“ Sie wandte ihren Kopf um, und that, als hätte sie es überhört.

Herr Arnold machte der Frau sein Compliment und sagte: „Meine schöne Cousine! Ihrer Sklaven Sklave steht hier zu Ihren Füßen. — Ah, Gruß euch, ihr schönen Bilder!“ sagte er hierauf, indem er sich an die zwei kleinen Mädchen hinwandte, die an dem einen Fenster saßen, und in einer schweigenden Zänkerei um eine Puppe sich befanden, die sie hin und wieder zerrten. An dem andern Fenster saß Colette mit einem Buch in den Händen, worüber sie indessen mit ihren verschmitzten Augen von Zeit zu Zeit wegschielte. Arnold ging auf sie zu und flüsterte scherzend: „Bist du da, Colette? Strick, kleiner!“ Colette stieß mit dem Elbogen nach ihm.

Er nahm nun an der Seite der Hausfrau Platz und sagte: „Ich soll in Commission von Frau Lissing Sie anbetteln und inständig ersuchen, sie heut Abend mit Ihrer sehr geschätzten Gegenwart zu beehren. Es ist nicht was man so eigentlich eine Soiree nennt, sondern nur eine ganz kleine Reunion auserwählter, guter Freunde, die der Hoffnung leben, daß ihnen die Freude Ihres Pianofortespieles wird: Es kommen ein paar von den Italienern, die uns

Einiges vorsingen werden, übrigens nur unser eigener, wohlbekannter Cirkel, Baronesse Rodolphe unter andern, und unser guter Kammerjunker. Ja, er hat jetzt noch einen ganz eigenen Grund, Ihre Gegenwart zu wünschen, abgesehen von seiner stäts glühenden Leidenschaft für Sie, die Sie schon lange kennen. Ich mache mir nicht das geringste Gewissen draus ihn zu verraten, den Luchs, der mir ins Gehege hereingeht und meiner Cousine die Cour schneidet, und die Geschichte ist ganz herrlich: Diesen Morgen gingen wir mit einander auf der Gasse und sahen ein überaus hübsches Mädchen in ein Gewölbe hineingehn. Sie müssen mich wohl verstehen! Es war keine Dame, sondern eine Grisette, vermutlich eine Kammerjungfer, oder eine Näherin; sie war einfach gekleidet und trug ein großes Päckchen. Von Neugierde getrieben, gingen wir ihr in den Kaufladen nach, und stellten uns an denselben Ladentisch wie sie, unmittelbar hin neben sie. Wir ließen uns ein Stück nach dem andern zeigen, und ersuchten sie höflich, uns mit einem guten Rath beehren zu wollen, sie antwortete uns aber schnippisch, und da wir denn doch wegen der vielen Mühe, die wir in dem Kaufladen verursacht, ein wenig in Besorgnis waren, kaufte der Kammerjunker eine kleine Echarpe, ganz schön, mit Gold eingewebt und auch

kostbar wie Gold, und wie wir wieder auf die Gasse kamen, sagte er mit einem Seufzer, der herzzerreißend war: „„Höre, mein lieber Freund! Meinst du nicht, daß ich es wagen dürfte, deiner hübschen Cousine Frau Waller mit diesem kleinen Shawl ein Präsentchen zu machen?““ — „Probir's!“ war meine Antwort; und nun möchte ich einen theuern Eid ablegen, daß er heute Abend mit seinem Rauchopfer hervorrückt, das Sie denn doch keinesfalls annehmen.“

„„So? Würden Sie sich darüber ärgern? Dann will ich es gerade annehmen! Das sind saubere Geschichten, die Sie mir da wiederum erzählen: einem Mädchen in einen Laden nachzulaufen! Ich bin überzeugt daß das ein Einfall von Ihnen war, und nicht von ihm, denn der Mensch hat so was Anständigs und Unschuldigs an sich.““

„Jetzt muß ich aber lachen! — sagte der Franzose, und fing bitterlich zu weinen an. Aber was für ein Verbrechen ist es denn übrigens, wenn man ein hübsches Gesichtchen in der Nähe zu betrachten wünscht? Wenn ich blind und gefühllos für Schönheit wäre, könnte ich Sie dann in so hohem Grad bewundern?“

„„Ich will über diese Sache gar kein Wort mehr verlieren. Zur Frau Lissing kann ich heute

Abend nicht kommen. Die Einladung kommt zu spät hiefür. Ich habe selbst Fremde.""

„Fremde! Und das sagten Sie mir nicht gestern Abend."

„„Gestern wußte ich es noch nicht. Es ist ein Herr, der eben hier angekommen ist, Jemand von Wallers Verwandtschaft.""

„Ein Herr von Herrn Wallers Verwandtschaft! Das ist wol so ein schöner alter Philister!"

„„Da sehn Sie einmal seine Karte an.""

„Sapperment! Was ist denn das für ein fremder Vogel? Wo kommt denn der her?"

„„Es ist ein reicher Gutsherr, artig und elegant, ein Adliger aus französischem Geblüte.""

„Nah! So ist denn in Gottes Namen ein neuer Courtiseur gekommen für Sie, jetzt können wir andern alle einpacken."

„„Ah! abgeschmackt!""

„Abgeschmackt! Nein, ich kenne meine Cousine schon. Jetzt coquettiren Sie aus allen Ihren Kräften mit ihm. Nun wenden Sie jedes Ihrer Worte nur an ihn, und wenden uns Anderen den Rücken, und wir müssen dann dasitzen wie die armen Sünder. Aber ich will mich hängen lassen, wenn ich meinen

Fuß eher wieder ins Haus hereinsetze, als bis ich weiß, daß der Zugvogel wiederum fort ist mit den übrigen Wildgänsen."

Die Frau sagte zornig: „„Was fehlt Ihnen? Sind Sie bei sich selber oder nicht? Sind Sie vielleicht mein Liebhaber? Habe ich mich jemals mit Ihnen, oder mit jemand Anderm in ein vertrautes Verhältnis eingelassen? Ruht auch nur der kleinste Schatten auf mir, oder auf meinem Rufe?""

„Ach, da sei Gott vor! Davon sage ich auch kein Wort, Sie sind die Tugend selber, nur — suchen Sie im Coquettiren Ihres Gleichen."

„„Nun, das ist hübsch, solche Frasen anhören zu müssen! Was geht es Sie an? Gesetzt ich coquettirte, was ich aber durchaus nicht thue, so thut dies ja der Tugend gar keinen Eintrag. Im Gegentheil! Coquetterie kann oft sogar eine Tugend sein. Das steht auch in einem Stücke von Scribe.""

„Ja, ja! Jedermann hat seinen eignen Catechismus."

Dieses Gespräch wurde jetzt von dem Commerzienrat unterbrochen, der nach einer flüchtigen Begrüßung des Herrn Arnold zu seiner Frau sagte: „Ich traf meinen Vetter nicht, er war nicht in seiner Wohnung, ich hinterließ indessen ein paar Zeilen, worin ich ihm

anzeigte, in welcher Absicht ich gekommen sei, und lud ihn auf übermorgen zum Mittagstisch ein. Dann ging ich zu unserm alten Freund Etatsrat Dalund, und er gab mir das Versprechen zu kommen."

Höflich wandte sich der Commerzienrat jetzt an Arnold, und sprach: „Wollen Sie uns nicht auch das Vergnügen gewähren, übermorgen zu Mittag bei uns vorliebzunehmen, und einen Vetter und Jugendfreund von mir, Herrn Lusard de Montalbert, kennen lernen, einen sehr interessanten Mann, der die alte und neue Welt durchreist hat?"

Arnold nahm die Einladung an, und der Commerzienrat entfernte sich, und suchte seine Mariane auf, die er zu bewegen versuchte, den Tisch für den bestimmten Tag bestmöglichst zu besorgen, und der er zu diesem Zwecke noch mehr Geld einhändigte. Vergebens bat Mariane ihn, das Geld und die Anordnung des Gastmahles der Frau zu überlassen. „Nein, nein!" war seine Antwort: „Sie zwackt an Allem Etwas ab, und wenn ich ihr auch doppelt so viel Geld gebe, und sie kümmert sich ohnehin nicht um das Ganze, und diesmal will ich es ordentlich haben. Du brauchst nichts weiter zu sagen, als: Papa giebt mir was ich verlange, ohne zu sagen wie viel, so wird sie sich ganz zufrieden geben."

Als der Commerzienrat das Wohnzimmer verlassen hatte, brach Arnold mit lautem Lachen aus: „Unser fremder Herr ist also ein Jugendfreund von Ihrem Manne. Er muß also schon eine alte Haut sein. Das hätten Sie mir gleich sagen sollen, so hätte ich mir meinen Aerger und vor Allem Ihren Zorn ersparen können."

„„Sie schmeicheln sich vergebens mit Hoffnung. Ich habe den Bedienten ausgefragt, welcher mir sagte, es wäre ein sehr eleganter Herr gewesen, bedeutend jünger als Waller.""

„Na, jedenfalls hat er nicht allein seine Kinderschuhe, sondern auch die Tanzschuhe schon ausgetreten. Seien Sie nun nicht länger böse; denn sonst begehe ich einen Selbstmord. Geben Sie mir ein Zeichen, daß Sie wieder mit mir ausgesöhnt sind. Brechen Sie eine kleine Blüte von dem Jasminstock da, und geben Sie sie mir zum Versöhnungszeichen."

„„Sie sind ein Kind!"" sagte die Frau lächelnd, indem sie dennoch, als er seine Bitte wiederholte, einen kleinen Zweig von einem der Blumenstöcke brach und ihm denselben hinreichte. Er küßte ihre Hand und brach aus: „Aber, was mir eben einfällt! Da der hochvornehme Gast heute Abend nicht kommt, so steht Ihnen ja nichts im Wege, mir zu erlauben

daß ich Sie in Frau Lissings Soiree begleite. Es ist, wie schon gesagt, keine große Gesellschaft. Sie brauchen sich nicht erst anders anzuziehn, so nett wie Sie sind. Es hat eben sieben Uhr geschlagen; um halb acht sollten wir ihrem Wunsche nach beisammen sein, da wir so viel musikalische Genüsse als nur möglich haben sollten, und die Gesellschaft abgeschmackt früh wieder aus einander muß, weil ihr Mann krank ist."

Es kostete ihn nicht gerade besondre Mühe die Frau zu überreden. Sie entfernte sich auf einen kleinen Augenblick, um an ihrer Toilette Einiges zu verändern, und indessen sprang Arnold auf Colette zu, schlang seinen einen Arm um sie und sagte: „Süße Colette mit den gescheidten, gar zu gescheidten Aeugelchen! Es ist wahrhaftig erschrecklich, was du groß wirst! Du bist ja schon so groß, als wenn du deine achtzehn Jahre alt wärest. Höre einmal! Ich will dir im Leben und im Tode ein treuergebener Freund sein, wenn du ein gutes Wörtchen bei Marianen für mich sprichst."

„„Bei der — Mariane! Wollen Sie sich um die Hand meiner Schwester bewerben?""

„Ach Gott bewahre! Auf was hin könnte ich auf Freiersfüßen gehn! Nein, siehst du, es ist eine ganz einfache Affaire. Mariane ist so ganz um Einen

zur Verzweiflung zu bringen schnippisch gegen mich. Sie antwortet mir beinahe nicht, wenn ich sie auch noch so freundlich und bescheiden anrede. Das kränkt mich jedesmal ganz abscheulich, besonders wenn fremde Leute so eine Behandlung mit ansehen, die ich wahrhaftig nicht gewohnt bin. Es bringt mich oft ganz aus meiner guten Laune."

„„Sind Sie verliebt in Marianen?""

„Ach Kind, das du bist! Du sprichst halt immer gleich in so starken, bestimmten Ausdrücken. Du mußt nicht Alles so großartig ansehen. Ich kann deine Schwester außerordentlich gut leiden, wie auch dich. Sie ist nicht so lebendig und auch nicht so piquant wie du, aber wie gesagt, ihr unfreundliches und strenges Wesen genirt mich. Ich ersuche dich deswegen ihr vorzustellen — — —"

Die Frau trat ein, und man brach rasch ab. Die zwei jüngsten Mädchen stimmten jetzt einen lauten, schreienden Klaggesang an. „Was giebt es denn?" sagte die Mutter. „Worüber weint ihr beiden Kleinen denn?"

„„Jetzt gehst du,"" versetzte Natalie, die ältere von ihnen, schluchzend: „„Jetzt gehst du, und heute Morgen hast du uns versprochen, uns Abends nach Tivoli zu führen, wenn die Witterung schön bliebe.""

„Da habe ich wahrhaftig vergessen drauf.“

„„Aber wir armen Narren,““ brach die kleine Ida aus, „„wir haben nicht drauf vergessen, sondern freuten uns schon den ganzen Tag drauf.““

„Hört doch auf mit dem kläglichen Gemeine da! Ihr könnt ja immer noch hinkommen.“

Sie zog an der Schnur. Das Stubenmädchen kam herein, und die Frau ertheilte ihr den Auftrag, sich ungesäumt anzuziehn und mit den Kindern ins Tivoli zu gehn, worauf sie und Arnold schnell weggingen.

Colette sprang laut lachend auf, drehte sich ein paar Mal auf dem Absatze wie ein Kreisel, und als Mariane in demselben Augenblick ins Zimmer trat, warf sie sich ihr um den Hals, drückte ihr einen Kuß auf und rief: „Liebe Mariane! habe ich dich einmal! Ich habe dich ja beinahe den ganzen langen Tag nicht gesehen. Aber, Gott sei Dank! jetzt haben wir Ruhe und Freiheit für heute Abend, denn soeben ist Mama mit dem aimabeln Herrn Arnold fort.“

„„Mama ist ausgegangen?““ fragte Mariane.

„Ja, so ist es, und sie ist so gut, bis zum Schlafengehn nicht wiederzukommen.“

Es trat jetzt das Stubenmädchen mit den Kindern ein, die sich zum Fortgehen anschickten. „Wo geht ihr hin?“ fragte Mariane.

„„Hinaus ins Tivoli,““ antwortete Natalie.

„Nein, du darfst mir nicht mit, denn diesen Morgen hat dir die Mama schon angedroht, daß du heute daheimbleibst für deine Unart von gestern, wo du durchaus nicht lernen wolltest, und mit Fleiß die Strickerei verdarbest.“

„„Mama selbst hat die Erlaubnis gegeben, daß ich ins Tivoli hinausdarf. Du hast mir nicht das Geringste zu befehlen.““

„Ja wol habe ich dir zu befehlen, denn ich habe es auf mich genommen, dir Unterricht zu ertheilen.“

Das Stubenmädchen nahm Natalien bei der Hand, indem sie sagte: „Kommt, Kinder! Wir wollen gehen.“ Hierauf wandte sie sich an Marianen, und sagte schnippisch: „Entschuldigen Sie gefälligst, Fräulein Maren! Ich habe der gnädigen Frau, und nicht Ihnen zu gehorchen.“

Stillschweigend wendete ihr Mariane den Rücken, und die Magd entfernte sich mit den Kindern.

„Nein, das ist doch gar zu arg!“ brach Colette aus: „warum leidest du das? warum gehst du nicht auf der Stelle zum Vater, und bittest um seine Hülfe?“

„„Der arme Vater! Der ist froh, wenn man

ihn in Ruhe und Frieden läßt! Aber jetzt sind wir allein und ich habe jetzt Zeit; komm, setze dich mit mir ans Pianoforte, und probire die Romanzen mit mir, die der Musik-Lehrer uns gestern geliehen hat!"

Sie machte das Instrument auf, setzte sich an dasselbe und schlug einige Akkorde an. Colette, welche neben ihr Platz nahm, ergriff ihre Hand und sagte: „Warte ein wenig! Laß mich dir doch vorher noch erzählen, was für einen Handel wir im Institut heut hatten. Unsere Madame ward wie gewöhnlich vor Migraine krank, und mußte sich legen. Es war in unserer Stickstunde, und unser gutes Stickfräulein, wie wir sie heimlich heißen, wurde ein wenig vor die Thür hinausgerufen, es wollte Jemand mit ihr sprechen. Sie war kaum draußen vor der Thüre, als Lina Sörensen ein sehr zierliches Briefelchen herauszog, das sie auf der Hausstiege gefunden, und dessen Aufschrift lautete: „„An die schönste der jungen, reizenden Grazien, die dies Institut besuchen."" Du kannst dir den Aufruhr denken, welcher jetzt entstand. „„Wer ist die Hübscheste von Allen?"" hieß es. Der Brief flog wie ein Vogel um den ganzen langen Tisch herum, und sie rissen ihn beinahe in Stücken. Endlich fanden sie denn, nach meinem Rate, daß es nicht gerade verboten sei, den Inhalt zu lesen. Mir

ertheilten sie die Erlaubnis, das Siegel zu erbrechen und ihn laut vorzulesen. Er war sehr hübsch geschrieben und in Versen, und ging darauf hinaus, es würde sich auf dem Nachhausewege ein Anbeter einfinden, um in der Nähe zu betrachten und ein paar Wörtchen zu hören u. s. w., du kannst dir Dergleichen wol selber denken, das gar prächtig und herrlich klingt, das man aber doch schon einmal wo gelesen und sagen hören hat. Das Fräulein trat in demselben Augenblick ein, und der Brief fuhr unter unsern Tisch von Hand zu Hand, bis er wieder in Linas Händen war. Du kannst dir die Ungeduld vorstellen, mit der wir uns auf die Gasse zu kommen sehnten. Wir sahen keinen Menschen, der möglicherweise der Briefschreiber, nach dem wir uns, langsam gehend, und nach allen Seiten hin spähend, umsahen, hätte sein können. Niemand ließ sich blicken, als auf einmal an der Ecke nicht Einer, sondern drei elegante, junge Herrn hinter dem Plankenwerk, das dort steht, hervorgesprungen kamen. Der eine von ihnen lief auf Linan zu, der andere auf Sofien und — was meinst du? der dritte von ihnen auf mich. Es war wirklich ein sehr hübscher junger Mensch mit einer ganz artigen, schwarzen Schnurre und einem kleinen Spitzbärtchen. Er war höchst galant und sagte mir tausend schöne Sachen."

„„Behüte! Und du?““

„Ach, ich hörte ihm ruhig zu und antwortete nur hie und da ein Wort. Er ging mit mir bis ans Thor her, und bat sich sehr bescheiden die Erlaubnis aus, mich morgen wieder treffen zu dürfen, und als ich zu antworten zögerte, entriß er mir meinen einen Handschuh, zum Pfand, sagte er lächelnd, das er mit einem kleinen Präsentchen mir zurückerstatten zu dürfen bat.“

Mariane schwieg eine Weile. Dann nahm sie die Hand der Schwester zwischen ihre, und sagte freundlich: „„Colette! Du sagst, du liebst mich, ich glaube und vergelte es von ganzem Herzen. Willst du mich meiner einzigen Freundin nun berauben? Das thust du, wenn du dich in dergleichen Liebelein einläßt, die mir im höchsten Grad zuwider sind. Glaub' mir! Ich bin schon ein paar Jahre älter als du! Wie du weißt, bin ich bis zum Hinscheiden der Großmutter, vor einigen wenigen Jahren, in ihrem stillen, ehrbaren Haus gewesen, und habe mir ihre Lehren tief eingeprägt. Ich weiß, daß du deinem Verderben entgegen gehst, wenn du einen Schritt weiter auf dem Weg, welchen du heut betreten hast, gehst. Gieb mir das heilige Versprechen, daß du diesen Herrn niemals mehr treffen willst, und wenn er sich dir morgen aufdringt, so sag', du wärst über sein Be-

nehmen so verlegen geworden, daß du nicht gewußt hättest, was du sagtest oder thatest, daß du dir aber von nun an jegliche fernere Annäherung von seiner Seite verbätest.‟‟

„Ach, Mariane! Wie kannst du so Etwas von mir verlangen? So ein hübscher und artiger Mensch! Und was Unrechtes ist denn dabei, wenn wir ein Präsentchen annehmen, das uns auf ehrerbietige Art geboten wird? Ich wollte wetten, Mama nimmt diesen Abend ein Präsentchen von einem jungen Herrn an.‟

Mariane warf verdrießlich die Schultern in die Höhe: „„Das ist auch eins von den vielen Dingen, die mir an dir durchaus nicht gefallen, daß du über deine Mutter so aburtheilst, daß du so garstig gegen sie bist.‟‟

„Sie ist auch garstig gegen mich, und mag mich nicht, ich weiß es recht gut. Und wie ich klein war, da gab sie sich so viel mit mir ab, da schleppte sie mich überall mit. Gerade, wie sie jetzt die beiden Kleinen behandelt, so hat sie damals mich behandelt. Aber es versteht sich von selbst, es wird auch ihre Zeit kommen. Natalie, die für den Augenblick vor Uebermut nicht weiß, was sie nur thun soll, ist just an der Tour, heute oder morgen zu fallen. Siehst du, so Etwas kann ich nicht leiden.‟

„„Wie kannst du aber nur verlangen, daß dich deine Mutter lieben soll, wenn du selbst so gar keine Liebe zu ihr hast?““

„Ja, das ist ganz wahr! Liebe habe ich keine zu ihr, aber dafür kann ich nicht, und es ist dies nicht, weil ich von herzlosem Character bin, denn dich liebe ich aufrichtig und herzinnig!“

„„Liebe Colette! Aber bin ich wirklich so glücklich, daß du mich lieb hast und mir glaubst, so beweise mirs dadurch, daß du meinem Rathe folgst.““

Colette seufzte: „Ach! Du hast trefflich reden. Du hast eben einen Liebhaber, an dem du mit ganzer Seele hängst, um den alle deine Gedanken sich drehen.“

Mariane errötete: „„Wie kommst du auf solche Sachen?““

Colette griff behende nach einer kleinen Schnur, die unter dem Halskragen Marianens hervorsah, zog sie aus ihrer Hülle, und sagte lachend: „Glaubst du, ich kenne diesen Ring nicht? Was soll er, sprich? Du hast so blutwenig Vertrauen zu mir, aber dennoch weiß ich Alles!“

Mariane nahm ihr ihr Ringlein aus der Hand, und steckte es in den Busen, indem sie mit wehmütig ernstem Ton sagte: „„Wenn du eben Alles

weißt, so weißt du auch, daß ich selbst nicht weiß, welche Hoffnung, oder was ich überhaupt an diesen Ring knüpfen darf, und dann weißt du auch, daß ich ohnedies Grund genug traurig zu sein habe, und daß du, die du sonst ein gutes Mädchen bist, mich nicht noch trauriger zu stimmen brauchst.""

„Ich! Nein, eher wollte ich sterben als dich betrüben."

„„Nun, so gieb mir denn zum Beweise das Versprechen, dich nicht mehr mit dem jungen Herrn einlassen zu wollen. Wenn du dir's nochmals recht vergegenwärtigst, wirst du selber einsehn, daß er sich dir auf keine so undelikate Art genähert hätte, wenn er wirklich Liebe und Achtung für dich fühlte.""

„Wahrhaftig! Ja, du hast Recht! In Gesellschaft mit zwei Andern — — — und dann das Briefchen auf der Stiege — — Ja, du hast Recht! Du hast wirklich immer Recht! Ich will thun, was du willst, ich verspreche es."

Mit einer warmen, ächtjugendlichen, gegenseitigen Zuneigung und Liebe fielen sich beide Mädchen einander in die Arme, dann sprach Mariane zur Schwester: „Laß uns nun noch rasch die Zeit benutzen und die Romanzen probiren. Es trifft sich just nicht so oft, daß man so über das Instrument kann."

Inzwischen war Lusard nach dem Hotel, in welchem er logirte, zurückgekommen, und als er aus dem Inhalte des Billetes, das der Commerzienrat dort zurückgelassen, erfuhr, daß dieser und die Seinigen ihn Abends bei sich zu sehen wünschten, dachte er in seinem Sinne, es wäre noch nicht allzuspät, sich der Einladung zu bedienen. Er ging daher wie das erstemal aufs Comptoir, wo er den Commerzienrat sehr beschäftigt, aber doch sichtbar aufgeräumt traf, ihn zu sehn.

„Nun," rief er aus, „es war hübsch und freundschaftlich gehandelt von dir, daß du doch kamst. Es freut mich, dich zu meiner Frau hinaufbringen zu können, die sich so sehr sehnt, dich zu sehn; ich führe dich hinein zu ihr, muß dich aber dann ersuchen zu entschuldigen, daß ich dich eine kleine Weile verlassen muß, um eine Sache zu besorgen, womit ich gerade beschäftigt bin, und welche ich nicht wol verschieben kann."

Er ging nun rasch mit ihm in die obere Etage, und eilte gleich in die inneren Gemächer. Vor der Thüre zum Wohnzimmer sagte Lusard: „Es ist ein gutes Zeichen, daß man stäts vor deiner Thüre mit Musik und Harmonie empfangen wird. Wie hübsch es herausklingt von innen!"

Der Commerzienrat trat nun mit seinem Gaste ins Zimmer, wo die zwei jungen Mädchen sich befanden, die, wie Singvögel erschreckend, deren Busche man naht, rasch aufsprangen und den Fremden schüchtern grüßten. „Wo ist eure Mutter?" fragte der Hausherr, und sah äußerst überrascht aus bei der Nachricht, seine theure Ehhälfte sei in die Abendgesellschaft. Mit bescheidner Galanterie näherte sich Lusard den jungen, unbekannten Verwandten, und redete Coletten an, die er für die Aeltere von Beiden hielt. Sie antwortete ihm mit einem kleinen Knix, und wendete sich verdrießlich an ihren Vater, zu welchem sie sagte: „Kannst du nicht uns vorstellen, da die Mutter nicht zu Hause ist?"

Lachend nahm der Commerzienrat seine Töchter bei der Hand, führte sie dem alten Freunde vor, sie mit einigen herzlichen Worten dem Wolwollen desselben empfehlend, und bat ihn, mit den beiden Mädchen vorlieb zu nehmen, während er selbst sich in ein paar Minuten entfernte.

Lusard nahm nun mit jeder seiner Hände ein Mädchen bei der Hand, er küßte die kleinen Hände und sprach: „Ich bin so ein armer und verlassener Mensch, ich bin durch dieses Leben gegangen, ohne daß liebende Geschwister, oder auch andere Verwandte

mit mir aufwuchsen und mich auf der irdischen Pilgerfahrt begleiteten! Sie können sich also leicht vorstellen, wie sehr es mich freut in meinem reifern Alter ein paar junge, liebenswürdige Cousinen zu treffen, die mir freundlich die Hand darreichen."

Er fragte sie nun nach ihren Namen, ihrem Alter, ihren Beschäftigungen, und durch die zugleich herzliche und bescheidne Huldigung, die er ihnen erzeigte, machte er sich die jungen Mädchen, die sich nicht oft mit einer solchen Aufmerksamkeit, auf eine so feine Art behandelt sahen, leicht zugethan und gewogen. „Ich unterbreche Sie in Ihrem Singen," sagte er sodann: „Gönnen Sie mir die Freude, mich die jugendlich frischen Stimmen, die mir bei meinem Eintritt so angenehm entgegenklangen, nochmals hören zu lassen."

Sehr schüchtern fügten sich die jungen Mädchen seinem Wunsch, und sangen ein zweistimmig Lied. Anfangs zitterte besonders Mariane in ihrer Stimme, und ihre sonst sichere Hand griff unsicher auf den Tasten, die sie doch lange kannte, aber allmählig kam der Mut zurück, und die zwei jungen Stimmen schmolzen so weich und präcise in einander, daß Lusard voll Rührung ausrief: „Es ist lang her, seit ich zum letztenmal ein solches Lied singen hörte, das mich in

unserer jetzigen, innerlich verbildeten Zeit anspricht, wie wenn mir fern vom Vaterland der Muttersprache traute Laute ans Ohr schlügen. So sang auch meine Mutter. Ihre Stimme, ihre Romanzen, noch jetzt klingen sie in meiner Seele nach. Ich bin mit Liedern dieser Art aufgewachsen. Wenn sie in der Stille der Abende zur Guitarre, oder zum Klaviere sang, hörte ich ihr als Erwachsner mit tiefer Wehmut zu; als Kind tanzte ich zu ihren Liedern."

Er schwieg, wie wenn er diese stillen Erinnerungen im Geiste verfolgte, und Mariane warf ihre großen, sinnigen blauen Augen mit einem tief sympathetischen Ausdrucke nach ihm hin, welcher nicht unbeantwortet blieb.

Nun kam der Commerzienrat und that sein Bestes, um seinen Vetter und Freund zu vermögen, den Rest des Abends mit ihm und seinen Töchtern zu verbringen; Lusard aber, der, in Rücksicht der Hausfrau, welche just abwesend war, die Einladung nicht annehmen wollte, entschuldigte sich und fügte hinzu: „Ich habe heute Abend schon so viel Angenehmes in deinem Hause genossen, daß ich, aus Furcht vor der neidischen Nemesis, nicht mehr auf einmal verlangen darf.""

„„Nun, wie du willst,"" versetzte der Commer-

zienrat: „„Nur darfst du indessen nicht vergessen, daß du mir den übermorgigen Tag zugesagt hast. Du triffst hier einen alten Bekannten, der noch von unserem früheren, nun zerstreuten Kreis übriggeblieben ist: unsern guten Criminalgerichts-Advokaten, jetzigen Etatsrat Dalund.““

Lusard war über diese Nachricht sehr aufgeräumt, und nahm sich vor, gleich nächsten Morgen seinen und seiner Eltern alten Freund besuchen zu wollen. Er dankte den jungen Mädchen, nahm höflich Abschied von ihnen, und ließ sie ganz bezaubert von seiner freundlichen Erscheinung stehn.

Als die Frau des Hauses heimkam, kam Colette ihr mit stürmischen Lobreden auf des neuen Verwandten Eleganz in Wesen und Umgangston entgegen, und vergaß nicht ein Langes und Breites von dem Gefallen zu erwähnen, den er an ihrer und Marianens Gesellschaft, sowie an ihrem Gesange gefunden. Sowol der Commerzienrat als seine Frau waren sehr aufgebracht: er, weil sie, ohne ihm etwas zu sagen, in die Gesellschaft gegangen war, und überdies deswegen, daß die beiden kleinen Mädchen erst vor einer Weile von einer, für sie so keineswegs passenden, nächtlichen Lustbarkeit zurückgekommen; sie, weil ihr Mann einen Gast empfangen, während sie abwesend war.

Alle begaben sich verdrießlich zu Bette, Colette ausgenommen, die alle diese Collisionen höchst amüsant fand.

Am folgenden Vormittag war die Familie gerade beisammen, als Lusard sich anmelden ließ, und diesmal mit herzlichem Vergnügen empfangen und bei des Hauses Herrschaft eingeführt ward. Frau Waller war eine noch hübsche Frau, und wenn sie in ihren guten Stunden war, konnte sie sehr einschmeichelnd und angenehm sein. Sie nahm Lusard ganz besonders verbindlich auf, beklagte ihren bösen Stern, der sich ihrem Wunsch entgegen zu setzen schien, ihres Manns geliebten Freund und Verwandten zu sehen; sie stellte ihm ihre zwei jüngsten, sehr hübschen Kinder vor, die sich ihm, schon vollkommen eingelernt in Dem, was man Ansehen der Person nennt, mit ehrerbietiger Freundlichkeit näherten. Lusard war über das häusliche Glück seines Vetters außer sich; und die höfliche Huldigung, welche er der Frau erzeigte, war ganz ein Ausdruck des Gefallens das sie ihm einflößte. Er gab nun an, daß er zur Entschuldigung wegen seiner gar zu häufigen Besuche schon bekenne, daß er heute Morgen gekommen sei, um dem Commerzienrat den Vorschlag zu machen, als Dritter mit ihm und Dalund auf irgend einer Restaurazion zu Mittag zu essen.

Mit einem sehr vergnügten Gesichte ließ sich der Commerzienrat drauf ein, und Lusard sagte: „Wie hat mich der Anblick Dalunds erheitert! Wie er selbst sagt, ist er über achtzig Jahre alt, und doch ist er noch so geistig jugendlich, so körperlich kräftig. Er macht noch jeden Tag einen kleinen Spaziergang. Die liebe Sonne, die frische Luft, sagt er, sind Lebensbedingungen für die beiden schwachen Alter, für Kindheit und Greisenthum. Er kommt mir munterer und gesünder vor, als vor dreißig Jahren. Seine Wohnung ist so außerordentlich hübsch ausgeschmückt, es unterhält ihn sich mit Kunstwerken, mit Blumen und tausend andern Verschönerungen zu umgeben, wonach er in seinen jüngern Jahren nicht fragte. Er ließ sich hierüber so gegen mich aus: „„Wenn wir allmählig alt werden, so kommt es uns vor, als wären die lieben kleinen Angewohnheiten, an denen unser Herz schon so lange gehangen, ebensoviele kleine Fäden, an denen unser Leben noch festhinge. In der Jugend macht man so große, so schreckliche Ansprüche ans Leben; wird man alt, so wird man ganz wieder zum Kinde, man ist wiederum genügsamer, man freut sich wieder über Kleinigkeiten, man hat seine kleine Spielerei gern, und wird nicht traurig beim Gedanken, es bald den jüngeren Geschwistern abtreten zu müssen.““

„„Er hat auch ein heiteres Greisenthum,““ gegenredete der Commerzienrat: „„Er wohnt bei seinem Neffen, dem er schon lange seine Geschäfte, sowie einen Theil seines Vermögens anvertraut hat. Der jüngere Dalund und die Seinen ehren ihren Ohm wie einen Vater, und tragen ihn auf den Händen.““

Charles Lusard fuhr fort: „Ich finde diesen Alten so liebenswürdig. Der kleine Anstrich von Sarkasmus, welcher ihn auszeichnet, geht bei ihm angenehm und anmutig mit jenem tiefen, innigem Gefühle Hand in Hand, das als ein Hauptzug in seinem Character hervorsticht.“

Bei diesen Worten machte der Commerzienrat gegen seine Frau eine Miene und Geberde, die deutlich sagten: „Da hörst Du's!“ — Eine schweigende Anrede, welche die Frau beantwortete, indem sie ihrem Manne ganz rasch und verstohlen ihr rosenrot schwellendes Zungenspitzchen wies, worauf man auseinanderging, auf beiden Seiten sehr zufrieden mit einander. Das Einzige was indessen der Frau an ihrem neuen Verwandten nicht recht war, war sein dänischer Dialect, den er sprach, wie alle andern Eingebornen auch, da sie sich doch nichts anderes erwartet, als daß das Französische doch eigentlich seine Muttersprache sein müsse, eine Sprache, die sie mit ziemlicher Fertigkeit sprach.

Verabredetermaßen holte Lusard den alten Dalund ab, und während er mit ihm nach der Restaurazion ging, gab er ihm in den herzlichsten Ausdrücken zu verstehen, wie sehr der Umstand ihn erfreue, den Commerzienrat in so glücklichen häuslichen Verhältnissen zu finden, an der Seite einer so hübschen und angenehmen Frau, worauf Dalund nur sagte: „Ja, ich will Ihrem Urtheil in dieser Hinsicht nicht vorgreifen. Sehen Sie selber, mit Ihren Augen, und ich gebe Ihnen mein Wort, es wird nicht gar lange währen, so werden Sie sich bedenken, sein häusliches Glück allzusehr zu preisen."

Am nächsten Tage fand dann die eingeladene Gesellschaft im Hause des Commerzienrats statt. Alles war geschmackvoll arrangirt, und nahm sich hübsch aus. Die Frau war keineswegs ohne Sinn für das, was anmutig und angenehm ist; ihre häusliche Thätigkeit ging indessen nur auf Das, was Jedermann in die Augen fiel, und bei besondern Anlässen und Gelegenheiten, wie einem großen Gastmahle, oder dergleichen, war ihr Eifer so unruhig und beschwerlich, daß er oft ein Stein des Anstoßes für die stille, kaum bemerkte Thätigkeit war, womit Mariane Jegliches zu ordnen wußte.

An dem soeben erwähnten Tag traten, als die

Familie sich zusammenbegab, um die eingeladene Gesellschaft zu empfangen, Mariane und Colette ein, in schneeweißen einfachen Kleidern, mit ihren hübschen Haarflechten und glänzenden, reichen Locken, die der Ersteren dunkelblond, die der Letzteren dunkelbraun. Ihr guter Vater, der alleine im Zimmer war, ging ihnen entgegen, und sah sie eine Weile an, denn seine Töchter gefielen ihm. Er streichelte Marianen die Wangen, die wie Pfingstrosen glüheten, und sprach: „Nicht wahr, meine kleine Haushälterin ist echoffirt, vor lauter Arbeit?"

In demselben Augenblick trat die Frau ein, und sagte lachend: „Es ist wirklich rührend, so ein sentimentales Papachen zu sehen, wie es seine großen Mädchen noch hätschelt."

Die Frau war sehr elegant gekleidet, und trug über ihrem herrlichen Kleid eine überaus prächtige, sogenannte Echarpe, in ausnehmend glänzenden Farben, mit Gold eingewebt.

„Was ist das für ein prunkender Shawl oder wie's heißt?" fragte der Commerzienrat.

„„Es ist ein Shawl, den ich zum Geschenke erhalten,"" war ihre Antwort.

„Von Wem?"

„„Von unserm guten Herrn Kammerjunker.""

„Was ist Das? Nimmst du Geschenke von den jungen Herren an? Das will ich mir verbeten haben.“

„„Sei ohne Sorgen. Jedenfalls kannst du doch denken, daß es auf eine Weise geschehen ist, daß gar nichts Anstößigs drin liegen kann. Indessen bin ich der Meinung, daß mein Ruf und meine häusliche Aufführung der Art sind, daß sie dergleichen kritischer Bemerkungen nicht bedürfen.““

„Dergleichen Geschenke aber — — —“

Sie fiel ihm ins Wort: „Das kennst du nicht. In unsern Zeiten ist es ganz gewöhnlich, Geschenke zu machen und zu nehmen. Wenn man zu Damen an Geburtstagen, Confirmazionsfesten, oder andern Gelegenheiten der Art hinkommt, so sieht man einen ganzen Bazar von Geschenken vor sich. Meine Cousine Malle und ihre Töchter z. B. brauchen sich fast gar Nichts anzuschaffen, sie kleiden sich in lauter Geschenke.““

Der Commerzienrat schüttelte den Kopf. „Die Mode will ich doch sicherlich in meinem Hause nicht leiden.“

Colette stieß die Schwester an, und sagte leise: „„Was hab' ich g'sagt! Da hörst du's, — du, die du mich so grausam gezwungen hast, die schönste Broche von der Welt auszuschlagen!““

„Es wird dich nicht reun," flüsterte Mariane.

Die Gesellschaft die sich in dem jetzigen Wallerschen Haus versammelte, war von einer ganz andern Art als die, welche vor nun fünfzig Jahren die Wände desselben Speisesaals von Gesängen und lebhaften Gesprächen wiederhallen ließ. Sie bestand aus Herren und Damen der Familien, wo Commerzienrats sonst eingeladen zu werden pflegten, außerdem aus einigen wenigen jungen Herrn, wie dem erwähnten Herrn Kammerjunker, Herrn Arnold und etlichen — so genannten Schöngeistern der gleichfalls so genannten neuesten Schule in der Literatur. Als die Herrschaft des Hauses Lusard und die andern Gäste des Tages einander vorstellten, war auch nicht ein Einziger unter ihnen, der ihm nicht nach Namen und Person ganz unbekannt gewesen wäre. Bei Tisch kam er neben die Hausfrau zu sitzen, und am untersten Tischende saß Herr Arnold zwischen den beiden jungen Töchtern des Hauses, in einem leisen Gespräche, das Charles Lusards Aufmerksamkeit auf sich zog, ungeachtet er kein Wort zu vernehmen vermochte.

Colette beeilte sich nämlich, Herrn Arnold in Kenntnis zu setzen, daß sie seinem Auftrag bei ihrer Schwester nachgekommen sei. „Und wollen Sie wissen, welche Antwort sie mir gab?" setzte das leichtsinnige Kind

hinzu. „Ihre Antwort war: „„Der Ton, den Herr Arnold sich mir gegenüber herausnimmt, verdiente eine weit ernstere, aufrichtiger ausgesprochene Antwort, als ich armes Mädchen ihm zu geben mich getraue.““

Mariane ward über Colettens Geradheit und Unüberlegtheit entsetzlich verlegen, aber als Arnold auf eine deutliche Erklärung drang, sprach sie: „Ja, das war meine Antwort. Hätte mein Vater es gesehen, in welcher Weise Sie mit mir umgehen, oder hätte ich einen Bruder, so würde er Ihnen sagen, daß ich Ihnen nie irgend einen Anlaß gab, sich mir mit der höchst ungeziemenden Familiarität zu nähern, die Sie sich gegen mich erlauben. Ich habe Ihnen z. B. nie die Erlaubnis gegeben mich mit Du anzureden, um von so vielem Andern zu schweigen, womit ich bitte, mich verschonen zu wollen.“

Arnold fühlte sich ordentlich durch den Ernst imponirt, mit dem das junge Mädchen ihn anredete. „Ich bitte um Verzeihung,“ antwortete er verlegen, „aber ich meinte mich als Verwandter betrachten zu dürfen, und ich müßte mich unendlich irren, wenn ich nicht einen jungen Herrn ohne weitern Anstoß Sie mit Du hätte anreden hören.“

Mariane errötete, versetzte aber nach einer kleinen Pause: „Das müßte höchstens ein mir nah verwandter

Mensch gewesen sein, der mich von meiner Kindheit her kannte, übrigens indessen ist dies Etwas, das nur ich selbst erlauben oder nicht erlauben kann."

Nach diesem kurzen Gespräche war ein ganz eigenthümlicher, stiller Ausdruck in Gesicht und Benehmen der betreffenden Personen bemerkbar. Mariane war über den Ausbruch von Heftigkeit verlegen, womit sie ihr gutes Recht vertheidigt, während auf der andern Seite das Ungewöhnliche in dem sonst so stillen, bescheiden znrückhaltenden Wesen des jungen Mädchens Arnold ganz frappirte: und fast gegen seinen Willen kam sie ihm reizender und liebenswürdiger vor, denn je. Er sah sie stillschweigend von der Seite an, und suchte auf eine nun bescheidenere und versöhnende Art wieder eine Unterhaltung mit ihr einzuleiten, während sie ihm mit einem zwar freundlichen, aber noch verschämten Gesichte antwortete. Lusard, der die zwei Personen aufmerksam betrachtete, ging es, wie es einem eben oft geht, wenn man irgend ein pantomimisches Stück sieht, ohne das Programm desselben gelesen zu haben: er legte in die mimische Vorstellung einen Sinn, der gerade der verkehrte war, und war der festen Meinung, eine kleine Liebesscene zu sehen, die sich in den Schleier der Heimlichkeit zu hüllen suchte. Mancherlei Gedanken und Betrachtungen durchkreuzten einander

in seinem Kopfe, als er diese seine, freilich ganz irrige Entdeckung bei sich übersann.

Die Frau machte ihn auf seine Zerstreutheit aufmerksam. „Ich freue mich im Stillen," sprach er, „über den jüngeren Theil meiner mir noch neuen, lieben Verwandtschaft. Sie selbst sind noch so reizend und jugendlich, und haben schon eine so große Tochter. Es ist ein schöner Anblick, diese zwei jungen Mädchen beisammen zu sehen."

Die Frau lachte. „„Sie sind wirklich gar zu gütig. Es ist eine Sünde zu behaupten, Eine von ihnen wäre schön.""

„Ich will gerade nicht sagen, daß sie regelmäßige Schönheiten sind, aber ich will sie nette, angenehme Mädchen nennen. Die jüngere von ihnen ist erst halb entwickelt, aber es freut einen wirklich, wenn man ihre frische Jugend sieht, die von Leben sprudelt und Gesundheit, und die ältere von ihnen ist so fein, so ätherisch daß man fast bange sein könnte, sie möchte einmal, wie die Nymfe Echo, verschwinden und sich in einen bloßen Laut verwandeln, um so mehr, da sie wirklich eine höchst klare, wunderbar rührende Stimme hat, welche freilich, — das Gegentheil von der der Echo, keine Antwort giebt, sondern findet im Herzen der Menschen. Es wurde mir vorgestern das

Vergnügen zu Theil, sie und ihre Schwester singen zu hören, und ihre Lieder, — um beim Gleichnisse zu bleiben, klingen noch nach in meinem Innern."

Die Frau des Hauses lachte laut: „„sie sind denn doch wol ohne alle Schule, und nicht werth, daß man ihnen ein Ohr leiht. Ich kann wirklich nicht begreifen, was Ihnen so sehr gefallen mag an Maren.""

„Maren!" wiederholte verwundert Lusard. „Heißt das Mädchen nicht Mariane?"

„„Wir nennen sie Maren.""

„Niemals konnte ein Name schlechter passen."

„„Ich bitte um Verzeihung! Er paßt eben ganz vortrefflich; sie ist ein im höchsten Grad unbedeutendes Ding, und überdies unproporzionirt und garstig gewachsen; und meine eigene Tochter, Colette, die wirklich hübsch werden zu wollen schien, fängt jetzt an so groß und massive zu werden, daß sie wol einmal zum Grenadier paßt.""

Dalund, der nicht weit von ihnen seinen Platz hatte, sagte lächelnd: „„Was Sie da von Ihren Töchtern äußern, meine Gnädigste! kann man ja einen Vorzug mehr nennen, da solch ein Wuchs ganz zu unserer heutigen Mode paßt. Jeder wird bemerken, daß, was die allerneueste Generazion anbelangt, die Fraunzimmer immer größer und die Männer stäts

kleiner werden. Es muß dies mit der vielbesprochenen Emanzipazion der Fraun zusammenhängen.""

Lusard sagte: „So, wie Colettchen indessen ist, und wie sie dort sitzt, ist's eine Freude sie anzusehen, und mit ihrer lieben Schwester giebt sie ein hübsches Bildchen."

Dalund aber wandte sich hin zur Frau, und sagte mit seinem feinen, ironischen Lächeln: „Man merkt es Charles Lusard doch an, daß in seinen Adern französisches Blut fließt, denn er weiß Jedem Etwas zu sagen, das er gern hört; und da eine Mutter nun bekanntlich Nichts mehr freut, als ihre Töchter loben zu hören, so möchte er sich hübsch insinuiren — —"

Die Frau fiel ihm mit erzürntem Gesichte in die Rede: „„Nein, mein verehrter Herr Etatsrat! Ich bitte um Verzeihung! Von dieser Schwachheit bin ich in der That frei. Ich kann meine Kinder, Gott sei Dank! recht gut beurtheilen. Meine Kinder sind noch klein, und Colette ist für jetzt leider ein unangenehmes Kind. Meine zwei jüngsten kleinen Mädchen sind indessen lieblich, und von der Natur ganz besonders bevorzugt, das wird Niemand in Abrede stellen, der sie kennt.""

Lusard, welcher merkte, daß er die Unterhaltung in kein gutes Gleis geleitet, bog um und brachte sie

auf eine andere Bahn, indem er einen Anlaß nahm, seine Freude über die Menge von Fortschritten, welche seine Geburtsstadt in den dreißig Jahren, während welcher er sie nicht mehr gesehen, sowol im Nützlichen, als in Dem, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt, gemacht hatte, hervorzuheben. „Dreißig Jahre," fing er an, „dreißig Jahre sind eine lange Zeit für den Einzelnen, aber eine nur sehr kurze für die Menschheit: und muß man nicht in Erstaunen geraten, wenn man die Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, die Erfindungen zur Erleichterung und Verschönerung des Lebens bedenkt, die in diesem Zeitraum Statt gefunden? Wer hätte sich früher von Dampfschiffen und Eisenbahnen träumen lassen, die darauf berechnet zu sein scheinen, den Menschen zu trösten, daß er keine Flügel hat? Und diese neuen Unternehmungen, diese Industrie an allen Ecken, wie viel Gelegenheiten zur Arbeit, zum Verdienste gibt sie der Classe der Proletarier nicht, wie viel mehr geschmackvoll und angenehm scheint doch das innere häusliche Leben selbst zu sein! Mit herzlichem Vergnügen war ich in diesen Tagen Zeuge des Volkslebens, das sich hier regt. Ich habe mich umgesehen hier in der Umgegend, und es hat mich im höchsten Grade amüsirt, die vielerlei herrlichen Vergnügungs-

orte zu besuchen, die gleichsam neu erstanden sind. Tivoli z. B. gefällt mir außerordentlich. Die vielen Menschen, sowol von der höheren als niedrigern Volksklasse, die sich da versammeln und zu demselben Zweck zusammenkommen, sich nämlich ein unschuldig und anständig Vergnügen zu machen, sind ein hübscher Anblick für Auge und Gedanken des Zuschauers."

Ein Herr versetzte: „„Ich kann dieser Ihrer Meinung nicht unbedingt beipflichten. Diese Vergnügungssucht, die sich, gleichsam ansteckend geworden, immer mehr verbreitet, untergräbt den Wolstand der Familien, den Frieden des innigen häuslichen Zusammenlebens, und somit die Sittlichkeit. Ich kenne zum Exempel Familien, welche zu Hause, — ich könnte wol sagen, unanständig knapp leben, die es Kindern und Dienstboten an dem Nötigsten fehlen lassen, um nur eben ihre Vergnügungssucht und Eitelkeit zufrieden zu stellen. Für die Schwachen ist die Versuchung zu groß. Es stehen dem Misbrauch zu viel Thüren und Thore offen.""

„Man macht doch von Allem Misbrauch, was es nur giebt!" versetzte Lusard. „Die, welche einmal zu schwach sind, sich auf ihren Füßen zu erhalten, werden immer straucheln, wenn nicht gerade über das Eine, so sicher über das Andere. Ich kann es

nicht anders als zweckmäßig nennen, daß Der, der der den Tag über tüchtig gearbeitet hat, des Abends irgend einen Ort hat, wo er sich ein paar Stunden auf eine schöne, anständige Art zerstreuen kann, und zwar ganz unbemerkt unter der Menge."

„„Ja,"" brach Dalund aus: „„unbemerkt unter der Menge! Durch diesen Zusatz bekommen Sie vollkommen Recht. Derjenige, welcher mit diesem Wunsche kommt, er kommt gewöhnlich um sich zu zerstreuen und auszuruhn, sowol in Tivoli, als im „Thiergarten"*) und an andern solchen Orten. Einer Bürgersfamilie, einer stillen, die den Tag oder die Woche über fleißig war, und gegen Abend, oder des Sonntags in ihrem schlichten Anzuge, um sich von der Anstrengung des Werkeltags zu erholen, ausgeht, ausfährt, oder eine Lustpartie im leichten Schiffchen unternimmt, der muß man mit Achtung und Wolwollen begegnen. Was an dieser Richtung, wie an mancher andern, indessen zu tadeln ist, ist die thörichte Eitelkeit, die da Schuld ist, daß die Mehrheit der Leute, besonders die Mehrheit der Frauenzimmer und unserer jungen Männer, nicht um sich zu zerstreuen

---

*) Nächst „Tivoli" der frequenteste Belustigungsort der Kopenhagener.

hinausgeht, sondern um sich sehen zu lassen. Wenn ich, was gar oft der Fall ist, diesen Frauen und Mädchen der allergemeinsten gewerbetreibenden Classe in ihrem, von Putz und Schmuck strotzenden und überladenen, Costume begegne, der meistens eher recht zeigt, als birgt, daß diese Damen keine Damen sind, so bin ich auch nahe daran, auf die Seite Derer zu treten, welche behaupten, daß die reichlichen Anläße, sich sehen zu lassen, alle seine Freude außerhalb des Familienlebens zu suchen, diese Repräsentazionslust, diese Mode, die ebenso lächerlich als demoralisirend ist, erhalten und nähren.""

„Diese Geschmacklosigkeiten," war Lusards Einwurf: „und dieser Mangel an Tacte, werden sie nicht eben durch den Umstand, daß die bessere Gesellschaft sich unter die wenigergebildete mischt, ganz gut zurechtgewiesen und gehoben?"

„„Die „bessere Gesellschaft", im wahren Sinn gesprochen, ist eben nicht zahlreich,"" sagte Dalund, „„und man findet sie nicht auf der Gasse, wie's im alten Sprichwort heißt.""

Ein älterer Herr sagte: „Man mag indessen von der Jetztzeit, von ihrem eiteln Wesen u. s. w. sagen was man will, so wird doch kein Mensch, der das

uns vorausgegangene Zeitalter gesehen hat, läugnen können, daß dasselbe weit unmoralischer als das jetzige war. Während, vor, und eine gute Zeit lang nach der französischen Revoluzion ging das Laster mit hochaufgeworfenem Haupt einher. Verspottung des Heiligsten, unzulässige Liebesgeschichten und dergleichen mehr, gehörten zur Tagesordnung, und entehrten Niemanden. Die trefflichsten Schriftsteller, Voltaire, Wieland und Andere, priesen die Unkeuschheit als was Liebenswürdiges an. Rousseau, der fast gegen seinen Willen und mit tief hinreißender Schwärmerei dasselbe that, goß noch Oel ins Feuer der Sünde; und mehr als Einer ist diesen Mustern hier bei uns nachgefolgt. Heutzutag getraute sich doch wol Niemand, Religion und Sittlichkeit zu verspotten. Das Verhältnis der Ehe ist rein und treu, und man hält jetzt den Gottesdienst in Ehren."

Dalund sagte mit halb leiser Stimme, die sich aber immer mehr und mehr hob, und zu einer immer größern Volubilität stieg. „„Ich bin ein alter Mann allbereits. Es ist mir daher zu verzeihen, wenn ich mit allzuviel Vorliebe in die fernen Jahre zurückschaue, wo auch ich im Arkadien des Lebens stand. Es fällt mir nicht ein, für den Ton, für die Sitten in die Schranken zu treten, wie sie von den französisirten

europäischen Höfen her in der Welt allgemein geworden sind, oder für jene Rohheit, womit die französische Revoluzion in die heiligsten häuslichen Verhältnisse der Welt eingriff. Ich ließ mich nicht hinreißen von diesen Strömen, als sie Europa durchbrausten. Auch will ich gerade nicht läugnen, daß schon viel dadurch gewonnen ist, daß die Menschen dem Heiligen und Reinen jetzt wenigstens äußerlich Ehrfurcht und Hochachtung bezeigen, und so doch einigermaßen freiwillig, oder nicht freiwillig dem Besseren huldigen. Bei all dem aber getraue ich mich doch zu behaupten, daß gerade dieselben Laster und Irrungen als unreine Schwarzelfen*) am hellichten Tag lebendig, nur unter andern Masken und Gestalten, unter uns umgehen. Ich will deswegen nicht sagen, daß sie überall Eingang finden, da sei Gott vor! Es gilt dies natürlicherweise nur im Großen und Ganzen, ich stelle die Ausnahmen nicht in Abrede, die, Gott sei Dank! jederzeit und überall vorkommen. Man hält jetzt die Religion in Ehren, ist Ihre Ansicht. Ich antworte indessen: Es ist nur Schein, nicht Ernst. Bei uns

---

*) Schwarzelfen (Svartalfer), böse Genien, im Gegensatz zu den Lichtelfen (Lysalfer), den freundlichen Genien. (Nordische Mythologie.)

sowol als anderwärts ist eine Partei, die öffentlich behauptet: Die christliche Religion ist antiquirt, das Evangelium ist eine Mythe. Und was Die unter uns anbelangt, die den Gottesdienst besuchen, wie Viele unter ihnen, es thut mir leid, es aussprechen zu müssen! aber wie Viele unter ihnen — coquettiren mit dieser ihrer Gottesfurcht nur! Wie klein ist die Anzahl Derer, die, die Worte des Predigers in stiller heiliger Betrachtung auf sich selbst anwendend, und ihr eigenes Herz prüfend, zu ihrem Herd heimkehren, wie jener Zöllner im Evangelium, gerechtfertigter und besser als sie ihn verließen! Möchte zur Religion, insofern sie eben eine Offenbarung, ein Ausdruck hoher, heiliger Gefühle ist, nicht die Verehrung auch gehören, die man Dem beim Bruder und Nächsten zollt, was da ist von Gott, dem Großen und Edeln? Möchte zur Religion nicht die schöne Demut auch gehören, auch bei Andern Etwas anzunehmen, vor dem man sich still zu beugen und seinen Stolz verstummen zu lassen hat? Anzuerkennen, daß man im Einen und Anderen denn doch wol Grund hat, an irgend eine Autorität zu glauben? Soviel Nazionalgefühl zu besitzen, daß man allezeit bereit ist, für Die, welche zur Ehre, zur Cultur der Nazion beitrugen, ritterlich in die Schranken zu treten? Thun wir dies? Lassen Sie

Jemanden sein ganzes langes Leben der Aufgabe aufopfern, uns einen hellen Strahl herunter zu bringen, lassen Sie einmal das Scherflein, das er auf den Altar des Vaterlands hingelegt, so groß sein, daß Jeder im Volke, bewußt oder unbewußt, sein Theil davon genossen hat, — aber sein Wirken ist im Reiche des Gedankens, dem heiligen und unsichtbaren, gewesen, ist nicht wie Thorwaldsens Schöpfungen mit den Augen zu schauen, und mit den Händen zu greifen! — lassen Sie einen solchen Mann, sag' ich, einmal eine Ueberzeugung, die mit Recht, oder mit Unrecht dem Geschmacke des Zeitalters widerspricht, verfechten, und sehen Sie sodann, mit wie empörend höhnischer Verachtung die kleinen Vögel die Eule der Minerva umfliegen, und an ihr zerren und rupfen, und ihr die großen Federn zu entreißen sich bemühen, die sich doch keiner von ihnen zueignen kann. Ist dies nicht Mangel an Ehrfurcht vor dem, was uns in hohem Grad heilig sein muß? Und nun unsre guten Sitten! Unser Familienleben! Ist es von einem einzigen Band zusammengehalten, das da fest hält? Von dem Bande der Liebe? Es sei fern von mir, in Abrede zu stellen, daß man heutiges Tags seltener, als vor einem halben Jahrhundert, verheirathete Fraun findet, die in sträflichen heimlichen Liebesverhältnissen stehn, aber statt

dieses Frevels am Ehebund ist jetzt das Liebeln Mode geworden. Um wie viel ist das eben besser?""

„Um Viel," versetzte der obenerwähnte Herr: „Es ist nicht so schlimm in seinen Folgen, und an und für sich weniger unedel."

„„Es ist, wie man's nimmt. Im entschwundenen Jahrhundert, der Zeit, die wir mit der unsrigen vergleichen, war die Liebe eine große Macht. Sie ist jetzt, wie so manche andere Potentaten, die damals ein großes Wort hatten, dethronisirt. Sie ist nun, wie ich irgendwo gelesen, zu den „verloren gegangnen" Künsten zu zählen. Aber Liebe, wenn sie wirklich dieses Namens werth ist, ist an und für sich was Herrliches und Schönes. Muß man sie in ihren süßen Verirrungen auch verdammen, — verachten kann man sie dennoch nicht. Aber die Liebelei kann man nur verachten. Die Irrungen der Liebe sind menschlich, die der Liebelei hingegen vermöchte man dämonisch zu nennen, denn sie sind nur wie Spuk, wie bloße Schatten, die leer, die ohne Seele sind.""

„Ja, was verstehen Sie unter Ihrem Liebeln? Meinen Sie vielleicht jene verzeihliche, weibliche Eitelkeit, die sich freut, zu gefallen und zu erobern? Nach meiner Ansicht kann das manchmal die Anmut, den Reiz eines jungen Frauenzimmers nur erhöhen,

und geht diese kleine Eitelkeit auch mitunter ein bischen zu weit, ist sie doch nicht mit der Gewissenlosigkeit zu vergleichen, die eine Frau ihren Schwur vergessen macht, den Schwur der Liebe und Treue, den sie ihrem Gatten vor dem Herrn geschworen, eine Vergehung, die oft Haus und Kinder in's Verderben stürzt."

„„Unter Liebeln verstehe ich das Spiel, das treulose und falsche, mit der Frucht, die uns am Baume der Erkenntnis hängt, jene kleinen Liebesverhältnisse, von welchen weder der Geist, noch das Herz, ja, überhaupt kaum irgend ein gesundes menschliches Gefühl was weiß, deren Dasein man aber gleichwol, so lange sie währen, vor Mann und Eltern sorgfältig verheimlicht, und die man nachher wegläugnen kann, sogar vor seinem eignen Gewissen, wie man sich einen leeren Traum ausredet; was es mit einander ermöglicht, einen eiteln Farisäergerechtigkeitsschein zu bewahren, und vor Gott und Welt mit einer Tugend zu prahlen, die eigentlich gar keine Prüfung bestanden; denn unsere jungen Herrn sind durchaus keine schwärmerischen, oder leidenschaftlichen Liebhaber; wenn sie um die Gunst irgend einer Dame sich bewerben, ist es ihnen auch keineswegs Ernst; sie selbst, sowie die Damen, suchen weiter nichts, als eben einen Triumf

der Eitelkeit, als den Ruhm, für unwiderstehlich zu gelten, als ein flüchtiges Interesse, das die tötliche Zeit ausfüllen kann. Aber —"" fiel Dalund sich in die Rede: „„aber ich merke, daß mir der Advokat noch im Kopf herumspukt, und daß ich als Defensor des entschwundnen Jahrhunderts in den Schranken zu stehen meine.""

„Oder als Actor gegen das jetzige," bemerkte der oben erwähnte Herr.

„„Ja, ja,"" versetzte Dalund, und lächelte gutmütig: „„In beiden Fällen kann leicht ein Wort zu viel mit gehn.""

Ungeachtet der Wärme, die dieser Streit hervorrief, war er doch keineswegs so laut gewesen, daß es der übrigen Gesellschaft nicht vollkommen frei gestanden, in kleinen Gruppen, je nach Wahl, mit einander zu sprechen, ohne dem Gespräche Aufmerksamkeit zu schenken, worauf blos die nächste Umgebung hinhorchte. Die Frau, die darauf Acht gegeben, sagte leise zu Lusard: „Es ist gut, daß die lange Predigt aus ist. Dieser Dalund ist wirklich ein unausstehlicher Mensch. So alt er ist, so entsetzlich unmoralisch ist er noch. Seine Geschichte ist freilich auch nicht sehr erbaulich. Ich will mich in dies Zeug eben nicht einlassen, aber man braucht übrigens gar nicht

aus unserm Hause, oder aus unserer Verwandtschaft hier hinauszugehen, um in jenen Zeiten, die er in Schutz nimmt, so schreckliche Skandale zu finden, daß es eine Schande ist, sie irgendwem zu erzählen."

Charles Lusard schwieg still, dachte aber bei sich selbst: Entweder muß diese Frau gänzlich mit meiner Eltern Leben und Schicksalen unbekannt sein, oder sie hat einen schlechten Ton. Ich will das Erstere annehmen.

Nachdem der Kaffee weg war, ging die Frau, auf Verlangen Mehrerer in der Gesellschaft, an das treffliche Instrument, und trug eine große und schwierige Composizion mit ungewöhnlicher technischer Fertigkeit vor. Charles Lusard hörte mit Bewunderung auf die überwundenen Schwierigkeiten in dieser Leistung, da der Kunstgenuß indessen überaus lang dauerte, fühlte er sich doch sehr zum Dank verbunden, als er aus war, und steuerte mit Vergnügen sein schuldig Scherflein zu dem Opfer des Dankes, und des Lobs bei, welches von allen Seiten dargebracht ward. Als einige andere Damen und Herren nun auch an der musikalischen Unterhaltung Theil nahmen, schlich sich Lusard in ein anstoßend Cabinett, wo er Dalund allein sitzen sah.

„Ich sitze hier stille," sagte dieser, „und sinne

nach über die stumme, ernste Sprache, womit die leblose Umgebung zu uns spricht. Es kommt mir vor, als ob die Wände in diesem Zimmer zu mir sagten: Weißt du noch, guter alter Freund, wie du so oft hier auf dem nämlichen Platz gesessen, und durch dieselbe offene Thür hier eine fröhliche Gesellschaft, von der nur du allein noch übrig geblieben bist, sich bewegen gesehen hast? Wie du hier Gesänge und Klänge von einer andern Art, als die, vernahmest? Weißt du noch, wie du eines Tages hier, wie heut, alleinwarst, und die reizende Claudine ein kleines Lied singen hörtest, das, einer wehmütigen, süßen Ahnung gleich, in deiner Brust wiederklang? Und wie du sie dann, ohne daß sie deine Nähe gewahrte, mit kindlicher Lustigkeit drin tanzen sahest? — Ja, sie ist eine eigene Illusion, diese Sympathie, die der Mensch bei der leblosen Umgebung vorauszusetzen scheint, während es einem in ältern Jahren fast gar nie einfällt, sich eine solche bei irgend einem Nebenmenschen zu denken."

„„Da kann ich Sie wahrhaftig versichern,"" versetzte Lusard, „„daß ich in ähnlichen Gedanken mit Ihnen schon sympathisirte. Eben heute versetzte ich mich in Gedanken in einen Tag zurück, den ich vor etwa dreißig Jahren in denselben Gemächern hier

verlebte, die sich, wie wir selbst, nicht mehr ähnlich sehen, aber doch dieselben sind. Der alte Großohm war so froh, daß meine beiden Eltern da waren, daß er vor lauter Freude nicht wußte, was er Alles thun sollte, um durch tausendfältige Aufmerksamkeiten jede Spur eines frühern Mißverständnisses zu tilgen. Meine Eltern waren so lustig, beide kamen mir so jung, so schön vor.""

„Ja, das waren sie aber auch noch. Ich saß einmal zu eben der Zeit in einem trauten Gespräche mit Ihrer Mutter, Ihrer liebenswürdigen, und in der That, es kam mir vor, als sähe ich noch immer die junge, reizende Claudine aus meines Glückes Tagen vor mir, ob sie gleich ihren schon achtzehnjährigen Sohn nach ihrem frühern Haus herbrachte, und nie habe ich zwei Ehleute gesehen, deren inneres Glück mir so unzweifelhaft erschienen ist, wie das Ihrer Eltern."

„„Ja, sie waren glücklich, und ich mit. Das Haus, wo meiner Jugend Tage mir hinschwanden, steht mir noch als blühendes Paradies im Herzen. Ein stiller Friede, eine Ruhe, eine Schönheit, wie sie gar nicht zu beschreiben und zu schildern ist, lag über unserm Leben. Eine Liebe, welche ganz unaussprechlich war, eine Freude, wie sie nur aus des Her=

zens Tiefen quillt, erfüllte und beseelte uns. Unser heiteres und gastliches Haus, es war ein Sammelplatz trefflicher, wahrhaftgebildeter Menschen, die sich sowol aus unserer Umgegend, als von weit und breit auf unserm Schloß einfanden, und uns, und sich selbst durch ihr fröhliches Verweilen in unserm Kreis belebten, und der Betrübte, Der, der des Trosts, des Beistandes bedürftig war, nie ging er heim, ohne unser Dach scheidend zu segnen.“ “

„Ja, es ist ein Segen in solcher Menschen Nähe. Die beinahe anderthalb Jahre, die Ihre Eltern hier in der Stadt zubrachten, machten gleichsam Epoche, gleichsam einen Wendepunkt in jenem düstern, melancholischen Zustande, an welchem ich damals litt, und der mir viele Jahre lang, und unter manchen Veränderungen im Leben stäts wiederum in längern, oder kürzern Perioden, in welchen ich beinahe die menschliche Gesellschaft floh, zurückkam. Aber der Umgang mit diesen alten Freunden, der Anblick ihres inneren Glücks, ihre lieben Freundschaftsmittheilungen in Hinsicht der Schicksale, die sie mit einander bestanden, die lange Zeit entbehrte Seligkeit, mein Innerstes vor geprüften, treuen Freunden ausschütten zu können, die mich kannten und verstanden, all’ diese süßen, unerwarteten Woltaten des Geschickes erfrischten mein Herz, mein

wundes und kränkendes, und sangen meine Trauer zur Ruhe. Sie reisten voller Freude, voller heiterer Pläne für die Zukunft nach Hause, mir gingen sie indessen unendlich ab."

„„Die heitern Pläne, womit wir die dänische Residenz verließen, gingen indessen nicht in Erfüllung, und der Frohsinn im Elternhaus litt auch eine gute Zeit ziemlich großen Eintrag. Sie wissen auf jeden Fall, daß meines Vaters Absicht, sein geliebtes Vaterland, Frankreich, mit meiner Mutter, und mit mir wieder einmal zu besuchen, — wie ganz Europas Aussehen nach der Völkerschlacht bei Leipzig und Napoleons Verbannung auf Elba, zerrüttet und vereitelt ward. Diese Begebenheiten, die bald nach der Rückkunft auf unser Schloß eintrafen, gingen meinem Vater tief zu Herzen. Das herrliche Vaterland, gedemütigt und überschwemmt von den Feinden, die es so oft in siegreicher Schlacht geschlagen, so vieles edele Blut, von seinem eignen zu schweigen, — wie er in seinem Schmerz vermeinte, vergebens vergossen, all Dies fiel ihm zu schwer, um es gleichmütig zu ertragen. So oft ließ er sich in Gesprächen darüber aus, daß Dänemark jetzt sein Vaterland sei, so oft tadelte er früherhin des Kaisers Mangel an Achtung für das Recht, für die Nazionalität fremder Völker, und zwar

zu Zeiten mit Heftigkeit; aber im Augenblick des Unglücks ward die alte Liebe zu dem ehemaligen berühmten Anführer in ihm wach, die Begeistrung für die Trikolorfarbe ward so groß, so stark in seiner Seele, daß ihn, als Napoleon von der Insel Elba zurückkam, Nichts von dem Entschlusse zurückzuhalten vermochte, unversäumt nach Frankreich zu reisen, und sich mit seinen frühern Waffenbrüdern zu vereinen, deren Schicksal und Sieg er in einem solchen Augenblick zu theilen für Pflicht hielt. Er erfüllte allmälig auch mich mit seinem heißen Enthusiasmus, die Klänge des Liedes von Marseille, wie ich sie in meines Lebens Morgen oft vernommen, erwachten wiederum in mir, und mit Jünglingsbegeisterung und Jünglingsthränen bat ich ihn, ihn begleiten zu dürfen. Alles wurde zur Abreise geordnet und vorbereitet.""

„Aber, mein Gott! Was sagte Ihre Mutter?"

„„Ich bin vollkommen überzeugt, daß sie viel Angst und Kummer ausstand, doch widersetzte sie sich dem Willen des Vaters nicht, sondern bat nur inständig, mitreisen zu dürfen.""

„Ja, darin, wie in noch mehr, erkenne ich die junge Claudine wiederum."

„„Aber ihr guter Engel, — glaub' ich, mischte sich in unsere eiligen Angelegenheiten. Mein Vater

hatte von Zeit zu Zeit, in Folge seiner Wunden und Strapazen im Kriege, mit Gichtleiden zu kämpfen; diese Plage überfiel ihn jetzt mit größerer Heftigkeit als je; seine Ungeduld, die mit jeder Stunde wuchs, machte seinen Zustand nur schlimmer, und die „hundert Tage," diese verhängnisvollen, waren vorüber, ehe an eine Reise nur zu denken war. Er trauerte tief über das Schicksal seines Landes und seines Kaisers. Napoleons Unglück warf in seinen Augen einen Glanz, einen Heldenruhm, wie er nur den hohen Göttern eigen ist, auf dieses Helden Stirne. Erst bei der Julirevoluzion tröstete er sich, und fühlte sich erleichtert, wie vor. Er reiste nunmehr mit mir, und meiner Mutter nach Paris, und wir verlebten dort ein ganzes, sehr angenehmes Jahr.""

Dalund saß einen kleinen Augenblick still, alsdann sagte er: „Wenn ein Mensch einmal so alt geworden ist, wie ich, so sollte es scheinen, daß man sich freuen müßte, sich die Geliebten schon in dem stillen Port angelangt zu denken, der sich auch unserem Lebensschiff bald aufthut, aber ich gestehe, daß ich mir Ihre Eltern doch nur mit Schmerz jenseits, und für diese Welt verloren denke, auf der ich noch lebe und wandele. Allzukurz, zu kurz nur scheint mir das glückliche Zusammenleben mit ihnen, das mit den Widerwärtig-

keiten und Schmerzen, dem mutigen Ausharren so einer langen, langen Zeit errungen war, und besonders betrachte ich es als eine große Ungerechtigkeit des Schicksals, daß Ihre Mutter dem Manne, dem sie mit so großer Liebe und Treue der Jugend Jahre geopfert, vorangehn mußte."

„„Ach, es war auch eine kurze Zeit, kaum ein Jahr, daß sie ihn schmerzlich entbehrte und beweinte.""

„Wie litt sie seinen Verlust?"

„„Still und sanft, wie sie jederzeit so Freudiges als Trauriges ertragen. Das Leid, sie in so kurzer Zeit bereits zu verlieren, es kam mir so unvorbereitet entgegen getreten. Allerdings bemerkte ich, daß sie gleichsam Tag für Tag hinschwand, aber ich schmeichelte mir, daß ihre Liebe gegen mich, die grenzenlos zu nennen war, und die sich mir auch nicht einen kleinen Augenblick nur verläugnet, sie an das Leben fesseln würde.""

Lusards Bewegung bei diesen seinen Erinnerungen war so groß, daß sie seine Stimme auf einige Secunden fast erstickte. Er faßte sich indessen, und sagte nach einer Pause: „„Ich bin sehr der Ansicht Derer, welche behaupten, daß die Vorangegangenen noch in einem eignen Verhältnisse zu uns stehn. In dem Todesaugenblicke der Mutter sah es in der That aus,

als ob der geliebte Ehemann sie auf seinen Armen hinübertrüge. Sie lag wie in einem leisen Schlummer; mit einmal öffnete sie die Augen, lächelte, breitete die Arme aus, und rief mit lauter Stimme: „Lusard!“ und mit dem Laut dieses theuren Namens schied sie aus der Welt, wie es schien, ohne allen Kampf und Schmerz.““

Dalund rief aus: „O! selig, wem zum Lohn seiner Liebe im Augenblick des Todes das Glück zu Theil wird, das Bild noch einmal zu erschauen, das allezeit lebendig, und mit dem Rosenschein der Jugend in seiner Brust gestanden, selig, den die geliebte Hand jenen dunklen Weg hinüberleitet, der auf diese Weise nicht dunkel ist! Ach, wer hoffen dürfte — — —“

Er unterbrach sich selber, und sie saßen beide still.

Indessen hatte die Musik im anstoßenden Saal aufgehört, und gegen das Ende des obigen Gespräches hatte sich Arnold hinter die offen stehende Thür hingesetzt, die in das Cabinet hineinging, und ohne die darinnen Sprechenden behorchen zu wollen, hatte er doch hingehorcht, was sie mit einander redeten. Die Frau kam jetzt am Arme des Kammerjunkers, und Arnold hielt sie auf und sagte leise: „Ich habe hier gesessen, und mich göttlich amusirt, indem ich soeben, ohne von Jemandem gesehen zu sein, ein ganz un-

übertreffliches, sentimentales und schwärmerisches Gespräch zwischen den zwei alten Gesellen da drinnen im Cabinet erlauschte. Nehmen Sie einmal neben mir, hinter dieser Thüre hier Platz, die die prächtigste spanische Wand ausmacht. Vielleicht kommt noch mehr von demselben Fach daran."

Er und der Kammerjunker nahmen jeder die Frau bei einer ihrer Hände, und zogen sie zwischen sich auf das kleine Sofa nieder, auf welchem Arnold saß. Die Frau sagte: „Ah, es ist mir viel zu uninteressant zu hören, was das alte Eisen, der Dalund da zusammenschwätzt."

„„Ihr vornehmer Herr Vetter,"" versetzte Arnold, „„war in jeder Rücksicht eben so rührend.""

„Sein Sie so gut, unsern vornehmen Herrn Vetter in Ruhe zu lassen! Er ist weder so entsetzlich alt, noch ein „alter Geselle," wie Sie vorhin zu sagen beliebten, es ist just ein Mann comme il faut."

„Es ist nicht in Abrede zu stellen," sagte der Kammerjunker, „daß der Mann noch immer ganz außerordentlich hübsch ist. Seine Eltern sollen auch beide sehr hübsch gewesen sein. Mein Herr Papa zu Hause, der seine Mutter in seiner Jugend gesehen, kommt noch heute in Ecstase, wenn er von ihrer Schönheit und Anmut spricht."

„Ah was! Ihre Schönheit war wol, wie ihre Tugend, wie sie eben damals Mode war.“

„„Nun, meinthalben!“ sagte Arnold: „„Es ist ja gut, daß Sie diesen Herrn Montalbert so angenehm finden, da er sich wahrscheinlich mit dem Gedanken herumträgt, Ihr Schwiegersohn zu werden. Ja, Sie sehn mich an, als wollte ich Sie benachrichtigen, der Mond sei vom Himmel herunter gefallen, soviel aber ist ausgemacht, daß dieser Herr heute über Tisch dasaß, und Blicke auf Mariannchen warf, gerade, als wollte er sie verschlingen.“ “

Die Frau schlug eine helle Lache auf. „Nah, Gott erhalte Sie gnädigst bei Trost! Sie sehn wol bei hellichtem Tag Gespenster. Maren, diese Aschenbrödel!“

„„Ja, ja! Aschenbrödel, die ist zu'nem bessern Glück gekommen, als Dem, einen Jütländer Gutsherrn zu bekommen.“ “

Der Kammerjunker lächelte ironisch in sich hinein, und fiel ihm mit Selbstgefälligkeit in die Rede: „Fräulein Waller ist unläugbar ein hübsches Mädchen, aber natürlich, neben ihrer Stiefmutter fällt sie durch, aber wer thut dies nicht?“

„Ja,“ brach die Frau aus, „das will ich Ihnen gleich sagen: die Jungfer auf der Oststraße, die Ihre Augen und Ihr Herz so einnahm — — —“

„Was, was, was? Muß ich die Geschichte zum hundertsten Mal hören? Habe ich Ihnen nicht mehrmals schon geschworen, daß ich nur in das Gewölbe hineinging, weil ich einen solchen Shawl erblickte, wie ich Sie einen wünschen hören, und weil ich mir herausnahm zu hoffen — — —"

Die Frau stand auf. „Ja, jetzt gehe ich einmal zu meinem Vetter Lusard de Montalbert da hinein, denn jetzt ging Gottlob Dalund von ihm, und wie ich soeben bemerke, geht er auf und ab, und sieht sich die Gemälde im Zimmer an."

„Sie werden mir erlauben," wendete sich Lusard an die Hineintretende, „Sie werden mir erlauben, Sie nach einem sehr schönen Bild zu fragen, einem Portrait der Stiefmutter Ihres Mannes, der ersten nämlich, das ich in dem Cabinet hier vermisse? Es hing noch hier, wie ich in den Universitätsjahren in dies Haus herkam."

„„Jenes Portrait? Fanden Sie es wirklich gar so schön? Ja, da muß ich freilich gestehen, daß ich es längst aus meinem Haus gegeben. Da ich zufällig hinter die geheime Geschichte des Originales kam, so können Sie sich leichtlich einbilden, daß ich es nicht in meinem Haus duldete, und auf keinen Fall zugab,

daß meine Mädchen mit der Dame vor Augen groß werden sollten.""

„Ich kann wahrhaftig nicht läugnen," versetzte Lusard, „daß ich Sie mit Erstaunen so sprechen höre, denn so viel ich weiß, muß Ihrem Manne doch das Andenken an diese Dame heilig und theuer sein, gleichwie das einer Mutter, denn eine solche ist sie ihm ja gewesen."

„„Ja, es war ihm auch nicht lieb daß ich das Gemälde in die Rumpelkammer warf, da aber Dalund wie rasend auf dasselbe war, machten wir ihms zum Geschenke, indem er ja den nächsten Anspruch darauf hat.""

„Doch meine beste Cousine! Da Sie's so klösterlich streng halten in Ihrem Hause, wie erklären Sie alsdann Ihren Töchtern die Bilder, welche statt jenes Portraits hier hängen? Leda mit dem Schwane, Jupiter und Io, das sind mir schlüpfrige Geschichten für Mädchen."

„„So? ja, mir sind die Geschichten unbekannt, und so nehme ich eben kein Aergernis dran.""

„Sie wissen wirklich Nichts davon?"

„„Ja, so dunkel kann ich mich erinnern, daß vor ein paar Jahren im Theater ein Stück war, das

die „Schwanenhaut" hieß, und in dem kam ein Langes und Breites von einer Leda und einem Schwane und dergleichen unverdaulichen Zeugs mehr noch vor, aber es sind dies ja Geschichten und Fabeln, die lange schon veraltet sind, und von welchen weder ich selber, noch ein Anderer von meiner ganzen Bekanntschaft das Geringste weiß, und darum machte das Stück auch kein Glück, denn die Wenigsten im Publikum verstanden es.""

„Der Verfasser des Stückes wird eben selber zu sehr Schwan sein, um in einer gemeinen Gassen-Rinne zu schwimmen."

„„Ich weiß nicht, wie ich Ihre Worte verstehen soll; ist die Geschichte der Leda indessen unanständig, so ist es ja gut, daß wir Frauenzimmer sie nicht verstehen. Um aber wieder auf den Etatsrat Dalund zurückzukommen, den Fantasten im Grauhaare: wissen Sie vielleicht schon, was sein eigner Brudersohn, der Herr Criminalgerichts-Advokat, bei dem er wohnt, Wallern in meinem eignen Beisein im Vertrauen erzählte? Er sagt, er mache einen Götzen aus dem Portrait, wovon wir sprachen; er sehe jeden Morgen und jeden Abend, gleichsam grüßend, zu ihm auf, und sage ihm guten Morgen und Gut-Nacht. Gar oft säße er wie in Gedanken verloren da, und starre

zu dem geliebten Bild empor, und dann träten ihm die Thränen in die Augen. Da sei er heimlich dahinter gekommen, erzählte der Advokat; denn dem Ohm sei es sicherlich nicht angenehm, daß er in dies Geheimnis eingeweiht sei. Wenn Sie nun gesehen hätten, wie der Advokat und mein verehrter Ehemann und Herr die alberne Geschichte wichtig und rührend nahmen, so wäre es Ihnen sicherlich ergangen, wie mir, und Sie hätten laut aufgelacht.“ “

„Nein, das glaube ich gerade nicht; ich hätte sie gleichfalls rührend gefunden, denn eine so treue, eine so innige, herzliche Ergebenheit, wie die Dalunds, giebt einer Liebe die Weihe, welche hinsichtlich der Verhältnisse, worin die Liebenden sich befanden, unheilig zu nennen ist, die indessen ihr tiefer Grund, wovon ihr Sieg über Zeit und Tod zeugt, sühnt, heiligt. Der liebenswürdige Character der genannten verwandten Dame war übrigens im Munde Aller, die ihr persönlich nah gestanden, und lebt jetzt noch als eine schöne Ueberlieferung auf den Lippen des jüngeren Geschlechtes fort.“

„„Theilen Sie vielleicht die Ansicht Dalunds, daß eine schon verheiratete Frau einen Liebhaber haben könne, ohne Nachtheil für den liebenswürdigen Character derselben?“ “

„Nein, ich bin im Gegentheil der Meinung, die nicht neu ist, daß Reinheit und Ehrbarkeit für ein Weib Das sind, was Muth und männlicher Character für den Mann, Tugenden nämlich, die alle andern Tugenden nicht ersetzen. Ich bekenne indessen auch, daß, falls ich so glücklich wäre, eine geliebte Gattin zu besitzen, diese Treue, die ich auf jeden Fall forderte, gleichwol nicht den geringsten Werth für mich hätte, wenn sie nicht mit einer höhern, geistigern Treue Hand in Hand ginge, und daß ich meiner Frau ebensowenig die Treue, die ich von einem intimen Freund verlange, als die Unsträflichkeit in sittlicher Beziehung, die der Ehemann zu verlangen das Recht hat, nachsehen würde."

Die Frau sah ihn ein wenig verwundert an. „„Ihre Meinung ist mir nicht ganz klar, doch ist es mir lieb, daß Sie Dalunds Aufführung im Hause des Schwiegervaters gleichfalls verdammen.""

„Ach nein, verdammen thue ich Dalunds Aufführung sicherlich nicht. Jeder, der die Macht der Leidenschaften einmal empfunden hat, weiß, wie schwer es ist, ihnen zu wiederstehn."

„„Man muß eben seine Gefühle nicht zu Leidenschaften werden lassen.""

„Ja, das ist die Aufgabe des Menschen, die

große und herrliche, da haben Sie allerdings Recht, das ist ja aber eben der Punkt, worin die Schwierigkeit des Ganzen liegt."

„„Es ist nicht gar so schwer. Es schickt sich nicht, daß man sich selbst als Exempel aufstelle; Ihnen indessen, als unserm lieben Freunde und Verwandten, kann man ja wol ein Wörtchen im Vertrauen sagen. Sehn Sie! Als Kind von neunzehn Jahren gab man mich einem Manne, der mein Vater hätte sein können. Ich bin seine zweite Frau; er ist eine gute Seele, aber man kann, ohne ihm unrecht zu thun, sagen, daß er weder hinreißend schön, noch überhaupt liebenswürdig war. Ich kann es g'radezu sagen, denn die ganze Welt beneidet mich drum, daß man mich, wo ich mich nur sehn ließ, in Gesellschaften wie hier zu Hause, ungemein fetirte, daß mir ungemein viel die Cour geschnitten ward: wie sehr aber auch Dieser oder Jener für mich glühete, ich ließ mich doch niemals in irgend ein vertrautes Verhältnis mit Jemandem ein, welches nicht bestände vor dem Richterstuhl der Moralität. Ich habe mich mit der Liebe zu meinen kleinen Kindern und durch Ausübung der schönen Künste getröstet. Nun bin ich eben der Meinung, daß Das, was mir möglich und zu bestehen ist, auch Andern nicht unmöglich ist, und

daher gestehe ich, daß ich die Fraunzimmer von ganzem Herzen verdamme und verachte, die sich eine solche Handlungsweise zu Schulden kommen lassen, wie Die, deren Bildnis Sie vermissen, sowie ich die schamlose Zeit hasse, da Nichts auf der Welt den Menschen heilig war.""

Charles Lusard war über diese Worte so gewiß verlegen. Er sah ein, daß die Frau was recht Schmeichelhaftes auf diese ihre Mittheilung von ihm erwarte, aber es war ihm unmöglich, so was über seine Lippen zu bringen; er schwieg eine kleine Weile, dann sprach er: „Ich muß wol zum Theil jenem Herrn beistimmen, der Dalund heut bei Tisch widersprach, insoweit ich es nämlich als etwas Gutes ansehe, daß die leichtsinnige Welt wenigstens den Pflichten nicht öffentlich zu höhnen wagt, die sie nur im Geheimen mit Füßen tritt; das zeugt von einer größern Reinheit in der Meinung der Menschen, und — — —"

Er hielt hier ein, denn es ging ihm der rechte Ausdruck für Das ab, was er eigentlich zu sagen vorhatte. Die Frau lächelte ihn spöttisch an, und nach einer kleinen Pause von ein paar Minuten begaben sie sich wiederum zur übrigen Gesellschaft, ohne daß diese ihre Conversazion sie eben in ihrer Neigung und Gunst für einander gehoben hätte.

Lusard vertraute indessen dem Etatsrat die Pläne an, womit er eigentlich nach Kopenhagen kam. „In der Wallerschen Familie," sprach er, „wünschte ich einen Sohn, einen Erben zu finden. Meine Eltern haben in diesem Hause Freundschaft und gastfreie Aufnahme gefunden. Ich besuchte vor Kurzem das Landhaus, wo der verstorbne Großhändler mit einer so seltenen Gastlichkeit und Güte, voll Zuvorkommenheit und Uneigennützigkeit, dem Vater bei Anlaß des Duells Aufnahme und Verpflegung gewährte. Das Haus ist nunmehr in fremden Händen, ich ging aber rund um dasselbe und sah nach den Fenstern der Zimmer hinauf, die meine liebe Mutter mir gewiesen, als wir mit einander eine Wallfahrt zu diesem Heiligthum der Erinnerung für sie selbst und meinen Vater veranstalteten. Ich besuchte die Brücke am Ufer, wo sie voll Angst stand, und nach dem kleinen Boot hinaussah, das ihren theuern Geliebten trug, ihren schwerverwundeten, und es schien mir klar, daß die Wallersche Familie, vor allen andern, auf meine Dankbarkeit Ansprüche hat, und daß ich dieser eine Art Schuld, die noch vom Vater als Erbtheil auf mir liegt, zu entrichten verpflichtet bin. Mein Vetter Waller hat mich mit einem so unverkennbaren, so herzlichen Wolwollen aufgenommen."

„Ja, er ist ein guter und wackerer Mann, aber er ist nicht von kräftigem Character; Waller hat nicht die Energie, und hat auch das Glück nicht, wie einst sein Vater der Großhändler. Eine Erziehung und Behandlung, die strenge und barbarisch war, — hat ihn in seiner Jugend schon verdorben; in seiner ersten Stiefmutter starb ihm sein guter Engel. Von Kindesbeinen an hat er eine alte Liebe zu mir behalten; er schenkt mir bei allen Vorfällen Vertrauen, ladet mich gewöhnlich bei häuslichen festlichen Gelegenheiten ein, und ich erscheine auch gewöhnlich, obgleich ich seine Frau fast gar nicht mag. Ich wünschte wirklich, daß Sie sein mattes Dasein durch irgend ein großes, unerwartetes Glück beleben könnten, aber wie sollten Sie einen Sohn, wie einen Erben in seinem Hause finden? Er hat ja leider keinen Sohn.""

„Als wir jüngst in Gesellschaft dort waren," gab Lusard zur Antwort, „erwachte ein Gedanke in mir, der möglicherweise zu einem Ziel führen könnte. Seiner Aeltesten bin ich gar gut; ich müßte mich gewaltig täuschen, wenn sie nicht ein treffliches Kind wäre, und ich verstände mich nicht auf Anzeichen, wenn nicht ein mehr oder weniger erklärtes Liebesverhältnis zwischen ihr und dem jungen Arnold stattfände. Sie saßen bei Tisch nebeneinander, und ihre

leise, geheimnisvolle Unterhaltung, die ich verfolgte und beobachtete, drehte sich sicherlich um nichts Gleichgültiges. Es liegt überdies in den Augen des Mädchens Etwas, das auf ein liebend und bekümmert Herz schließen läßt. Arnold ist ein hübscher junger Mann; ich kenne ihn übrigens nicht näher; liebt ihn aber dies Mädchen, so spricht es für ihn, und vielleicht fände ich dann in ihm und in ihr, was zu suchen ich hiehergekommen bin."

Dalund schüttelte bedenklich den Kopf. „„Es thäte mir herzlich leid, wenn Mariane den Menschen da liebte. Es ist ein Geck, sonst gar nichts.""

„Er ist jung, und eines guten und liebenswürdigen Mädchens Liebe hat Schlimmerem gesteuert, als einem bischen Stutzerhaftigkeit. Es wäre eine Freude für mich, eine wahre Freude, das Mädchen recht glücklich zu sehen, und mich ihrer täglichen Gesellschaft zu versichern."

„„Ich will,"" nahm Dalund mit Zaudern das Wort wieder, „„nicht gerade streng dagegen plaidiren, denn ich bin allerdings davon überzeugt, daß es einer der herzlichsten Wünsche Wallers ist, diese seine Aelteste gut ausgeheiratet zu sehen; sie ist sein Augapfel und hat keine frohen Tage im Hause der Stiefmutter. Aber daß Sie sich wol vorsehen, einen festen Entschluß

zu fassen, denn ich kann mir wirklich nicht vorstellen, daß Mariane in den leeren Menschen verschossen sein sollte.""

„Meine Spekulazion," fuhr Lusard fort, „als ich in die Stadt kam, war allerdings eigentlich, irgend einen Descendenten von dem brüderlichtreuen und allezeit lieben Freund meiner Mutter, Ferdinand Waller, ausfindig zu machen, es soll ja aber nur Einer noch von seinem Stamm übrig sein, und dieser Eine soll, wie ich mir sagen lassen, eben nicht viel taugen, und ist, abgesehn hievon, Gott weiß wo."

„„Den jungen Bergland meinen Sie vielleicht? Er ist, so viel ich weiß, drunten in der Schweiz etablirt, wo er Verwandte von Seiten der Mutter hat. Doch es ist nicht recht, wenn man sagt, daß nichts an ihm ist. Gerade im Gegentheil, es ist ein Mensch von herrlichen geistigen Anlagen, der aber dessen ungeachtet nicht leicht seinen rechten Platz in der wirklichen Welt finden wird, da er eben als ein Mann zu betrachten ist, der in allen Künsten und Wissenschaften nach dem „Steine der Weisen" sucht, und als ein Comet durch alle Systeme hindurchfährt, so daß es eine kleine Ewigkeit braucht, bis endlich der nebelgeformte Kern einen festen Ball gewinnt. Uebrigens behaupte ich doch, daß er von diesen seinen

Kreuz- und Querfahrten nicht ohne alle Ausbeute für sein Wissen nach Hause kehrt, hingegen wird er aber auf diese unstäte Art niemals das erreichen, was man zum Auskommen im Leben braucht.""

„Aber sein Character?"

„„Ist etwas stolz, aber gut und rechtschaffen.""

„Aber Waller giebt mir zu verstehen, der junge Mensch habe ihm seine Güte gegen ihn mit Undank gelohnt."

„„Das ist ein Irrthum von Waller. Bergland hatte ein paar Mal rein wissenschaftliche Artikel in eines der Tagsblätter hier geliefert. Nun traf es sich einmal ganz zufällig, daß ein Inserat in demselben Blatt stand, das Wallern sehr unangenehm berührte, und das ein Misverständnis zwischen einem Mann hier in der Stadt, und zwischen ihm besprach, eine Affaire, die zufällig gehässig und lächerlich geworden war. Diese Sache, die im Guten längst wiederum beigelegt war, wurde von beiden Seiten geheimgehalten, doch des Schicksals Laune wollte, daß unser junger Bergland und kein Anderer in dieselbe eingeweiht ward, und als diese Geschichte nun in ein Blatt kam, in welches er früherhin geschrieben, hatte ihn sein Onkel im Verdachte, und alle seine Versicherungen und Betheuerungen, er sei unschuldig und wisse nichts, hielten

Wallern in seiner heißen Erbittrung nicht ab, gänzlich mit ihm zu brechen und ihm sein Haus zu verbieten. Aber das Wahre an der Sache hat mir, wie ich es schon damals muthmaßte, erst jetzt Einer der Redacteure im Vertrauen mitgetheilt, und ich denke Wallern nun überführen zu können, ohne seine Frau dadurch zu compromittiren, denn Niemand Anderer als sie ist die Schuldige. Der Mann hat wahrscheinlich vergessen, daß er ihr die Geschichte anvertraut hat, und sie, welche sie piquant fand, konnte sich nicht enthalten, sie einer Freundin zu erzählen, die mit einem der schönen Geister, wie sie sie jetzt zu nennen pflegen, in näherer Verbindung steht, und so kam die Geschichte mit allerhand Zusätzen und Verschönerungen an den Tag.""

„Alles, was Sie mir hier sagen und erzählen, macht mich von Neuem in hohem Grad begierig, den jungen Menschen zu sehen. Wissen Sie seine Adresse nicht?"

„„Nein, die wird Niemand zu Hause hier wissen. Er soll, so viel ich weiß, wo auf dem Lande im Umkreise von Genf, bei einer reichen Familie sein, mit der er, wie es heißt, Teutschland durchreist hat. Es sind beinahe zwei Jahre, seit er von hier fort ist, und hat er irgendwo sein tägliches Brod gefunden,

so ist dies just Das, was nach seiner Denkungs- und Handlungsweise am schwersten zu finden ist für ihn, und dann ist es jedenfalls am besten für ihn, wenn man ihn nicht aus der Stellung wiederum herausreißt, die es ihm giebt. Ueberdies ist er zweifelsohne verehlicht, wenigstens hat einer seiner Freunde mir anvertraut, er sei heimlich mit einer Niece seiner Mutter versprochen, deren Familie, wie Sie bereits wissen, in der Schweiz wohnt.""

Eine Weile ging nun hin. Charles Lusard kam täglich zur Familie des Commerzienrats, ohne zu irgend einem Resultat in Hinsicht auf den Plan mit Arnold und Marianen zu gelangen. Arnold war verlegen und gezwungen, wenn er da war, er ward verlegen und stille, wenn der fetirte Verwandte eintrat, und sagte oftmals zur Frau, daß diese Mischung von einem feinen Franzosen und einem Jüten *), einem **galant-homme** und einer guten Kreatur von Erdratze **) die Freiheit und Munterkeit im Hause zu

*) Wie schon anderswo angeführt ist, ist Jütland das Schwaben des Nordens.

) Unübersetzbares Wortspiel mit „Jordrot" (Jorddrot) und „Jordrotte." Unter „einer guten Kreatur von Erdratze" hört das dänische Ohr also, — den ganzen Satz wiederholt: „dieser Mischung von — — — „einem **galant-homme und einem schlichten Landjunker." —

verderben anfinge. Mariane ward Lusarden dagegen tagtäglich mehr lieb, und die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, womit er dem jungen Mädchen stäts entgegen kam, die einer solchen Auszeichnung ganz ungewohnt, sich ihrerseits mit kindlicher Zuneigung an ihn schloß, war so auffallend und entschieden, daß es unter den Freunden und Bekannten bald hieß, der Herr Montalbert sei Marianens Anbeter, trage sich bereits mit ernstlichen Absichten u. s. w. Die Frau lachte und spottete, Arnold war ärgerlich darüber, ohne zu wissen, warum, der Commerzienrat war fröhlich, wie über eine Schickung des Himmels, und Lusard und Mariane waren die Einzigen, die von allen diesen Spekulazionen nichts wußten.

Eines Tages sagte Colette zu ihrer Schwester: „Ach, Mariane! Ich baue das ganze Glück meiner Zukunft auf dich und die frohe Hoffnung, daß du doch unmöglich so desperat sein kannst, Nein zu sagen zu unserm guten, hübschen, liebenswürdigen Herrn Lusard de Montalbert, der um dich wirbt. Du machst große Augen, als ob du nicht eben so gut wüßtest, als ich, daß er dich liebt. Theuerste Mariane! Du nimmst ihn doch, und nimmst mich mit auf deinen schönen Herrenhof auf Jütland? Du machst mich wirklich glücklich und gut bei dir. Ja, ich will so gut, so herzlich froh werden."

Mariane fiel ihr mit Gelächter in die Rede:

„„Bist du bei dir selbst, Colette? Herr Lusard de Montalbert, und um meine Hand werben! Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll über deine Fantasien.““

Einige Monate waren so vergangen, ohne daß Lusard in Hinsicht der Verhältnisse und Personen, woran er seiner Zukunft Schicksal zu knüpfen dachte, in's Reine kommen konnte. Diese Ungewißheit fiel ihm peinlich aufs Herz, bis ihn endlich die eigenen, übrigens nichts weniger als sonderbaren, Begebenheiten eines einzigen Tags auf eine ganz andere Spur lenkten. Es war an einem Sonntag. Er ging in die Kirche zum Gottesdienst, und als er nebst der übrigen Gemeinde herauskam, traf er am Eingange Frau Waller, die gleichfalls drin gewesen war. Er grüßte sie natürlich, und da sie eben allein war, begleitete er sie bis nach Hause. Unter Weges theilten sie sich ihre Freude über die schöne Predigt mit, die sie soeben vernommen, und Lusard sagte: „Man kann nicht ohne Schmerz daran denken, daß die Menschen in ihrem innersten Wesen doch hartherzig sein müssen, was zu sein, sie doch vor Allem das wenigste Recht haben, denn schon seit dem Morgenrot des Christenthums bis heute hat man ihnen von Nachsicht und Liebe, von Vergebung gepredigt, und doch scheint es, als ob eben diese Tugenden jetzt weniger, als je zur Tagsordnung gehörten.“

Die Frau war ganz seiner Ansicht, und sprach, diese Predigt, die sie soeben vernommen, werde lange wie eine süße Melodie in ihrer Brust nachklingen. Lusard nahm an ihrem Hausthor Abschied, gab indessen das Versprechen, sich verabredetermaßen zur Essenszeit wiederum einfinden zu wollen; was er auch that.

Als er ins Wohnzimmer hineintrat, hörte er in einem an dasselbe stoßenden Saale laut sprechen, und, wie es schien, gab es einen ernsten Streit zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau. Er ging daher rasch nach dem Speisezimmer, wo er die zwei jungen Töchter des Hauses, Marianen und Coletten, allein beisammen stehn sah. Colette sah äußerst aufgelegt aus, und lachte so recht von Herzensgrund. Auf seine Frage, warum sie so erfreulich aufgelegt sei, rief sie aus: „Gottlob, daß Sie mich „erfreulich aufgelegt" nennen! Sie sind allezeit so gütig, und allezeit gut aufgelegt, Mariane indessen wirft mir vor, ich sei allemal gut aufgelegt, wenn es Verdrießlichkeiten und Zänkerei in unserm Haus gebe — —"

„„Wie? Verdrießlichkeiten und Zänkerei? Es hat sich doch nichts Unangenehmes und Fatales begeben?""

„Ja, leider, aber es ist dennoch ganz unsäglich amusant und lächerlich. Erzählen wir unsern guten

Ohm immerhin die Geschichte, wie sie war! Nun geben Sie einmal Acht! Wie die Mutter heute heimkommt vom Gottesdienst, trifft sie auf der Treppe g'rad an der Thüre die Köchin, welche ein schönes, junges Mädchen ist, und unsern edeln Hausfreund, den Herrn Kammerjunker, der das Mädchen mit innigstem Entzücken herzt und küßt. Mama, nimmt den Spaß indessen übel, und sagt zu der Magd: „„Du siehst Dich auf der Stelle nach einem andern Dienst um, denn wie diese Woche um ist, am ersten des nächsten Monats, gehst du aus meinem Hause."" Das ist die Schattenseite der Geschichte, jetzt kommt aber die komische. Hierauf macht sie dem Kammerjunker die Thüre auf und bittet ihn hereinzukommen. Diese Scene war unvergleichlich. Sie hätten den armen Herrn sehen sollen! Er sah aus, als ob er öffentlich beichten und auf den Knieen rutschen sollte, und so was ging auch vor sich. Ich saß in einem Winkel des Zimmers, darum kümmerten sie sich aber in ihrem Eifer nicht. Mama war so aufgebracht, daß sie feuerrot im Gesichte war, und las dem Kammerjunker die Epistel. Das hätten Sie einmal hören sollen! Er wollte sowol das Mädchen als sich selbst entschuldigen; es wäre weiter nichts, als ein unschuldiger Scherz gewesen, gab er vor; er sei durchaus nicht in

die Magd verschossen, er kenne sie nicht einmal im Geringsten; aber da gab ihm die Mutter zur Antwort, das mache die Sache nicht besser, denn Liebe wäre an und für sich etwas Gutes, obgleich sie nicht immer zu billigen sei, Liebelei hingegen sei verachtenswerth, sei dämonisch zu nennen, sei wesenlos und gespensterhaft. Sie lächeln so politisch, lieber Onkel? Ja, Sie werden wohl wissen, was das heißt? Ich weiß es nicht, aber ich weidete mich so recht von Herzen an dem Benehmen des Kammerjunkers, denn ich sah wol, daß er in allem Ernst weinte; war das nicht hübsch? Er rief: „„Ich will Sie auf den Knieen um Vergebung anflehen,““ und fiel mit einer solchen Wucht auf den steinharten Fußboden hin, daß er der Mama ihr ganzes schönes Kleid entzweiriß. Nun geht es erst recht an, fürchtete ich bereits im Stillen. Aber, nein! Sie ließ Gnade für Recht ergehen, sie ertheilte ihm in ihrer Milde Ablaß für alle seine Sünden, und zum Zeichen des Ablasses gab sie ihm die gnädige Erlaubnis, ihr die Fußsohle des Schuhes zu küssen. Das Ding war unendlich lächerlich.“

Lusard gab ihr mit dem ernstesten Gesichte, das er nur zu machen fähig war, Folgendes zur Antwort: „„Unläugbar war es von dem jungen Herrn unrecht, daß er ein Haus, das ihm gastlich Thor und Thür

aufthut, nicht gehörig respectirte, und daß die Hausfrau dies übel nimmt, das kann Ihrer Mutter kein Mensch verdenken, Colettchen!''"

Die Art, wie Lusard die Worte „Ihrer Mutter" aussprach, machte Coletten erröthen; sie versetzte verlegen: „Ich lache nicht über meine Mutter, sondern über den verliebten närrischen Kammerjunker."

Mariane griff nun zum Worte und sprach: „Aber der leidende Theil hiebei ist das arme Mädchen, das jetzt weint und beinahe verzweifelt. Sie behauptet fortwährend, daß der Herr, welcher ihr zufällig entgegentrat, als sie die Treppe der Etage hinablief, sie gegen ihren Willen in seine Arme nahm, und ich schenke ihr auch Glauben, denn sie ist schon eine gute Zeit bei uns im Dienst, und hat sich bis jetzt immer ganz gut aufgeführt. Sie hat einen braven Schreinergesellen zum Liebhaber, ist mit demselben schon versprochen, und Bräutigam und Eltern werden nicht wissen, was sie von der Aufführung des Mädchens denken sollen, wenn sie auf diese Weise plötzlich aus dem Dienst muß. Papa hat Mitleiden mit ihr, und vertheidigt sie soeben bei Mama."

Colette brach in ein Gelächter aus. „„Papa, und Fürsprache bei Mama für sie einlegen! Ja, da kann sie einpacken und gehen!""

Onkel Lusard wendete sich nunmehr an Marianen, und sprach: „Liebes Cousinchen! Da Sie das Mädchen so in Schutz nehmen, muß sie freilich eine brave Magd sein. Sie sind gebeten sie zu benachrichtigen, daß ich, wenn sie auf meinem schönen Schlosse in Jütland dienen will, nach Hause schreiben und Anstalten treffen werde, daß man weiß, daß sie kommt, und daß sie in meinen Dienst eintreten kann, und ist ihr Geliebter ein tüchtiger Schreinergeselle, so kann sich auch noch ein Platz für ihn auf meinem Gut finden. Ueber das Nähere will ich mit Ihnen schon noch sprechen. Es soll Alles durch Ihre Hände, und ganz nach Ihrem Willen gehen."

Mit dem herzlichsten Dank entfernte sich Mariane, der weinenden Magd einen solchen Trost hinauszubringen. Colette flüsterte der Schwester zu: „Was hab' ich g'sagt? Wenn der Mann kein Anbeter und Verehrer ist, wofür soll man dann alle andern Mannsbilder auf der Welt ausgeben?"

In der Thür trat Marianen der Vater höchst verdrießlich entgegen, und äußerte im Vorbeigehen: „Ich kann Gretchen nicht helfen!"

„„Es ist ihr schon auf eine andere Art geholfen,"" versetzte Mariane: „„Unser Onkel nimmt sie in Dienst.""

Der Commerzienrat war ganz voll Freude, dieses zu vernehmen, besonders, weil er sich hierin von Neuem ein Zeichen von Lusards Liebe zu seiner Tochter zu sehen schmeichelte.

Indeß fanden sich noch ein paar Gäste zum Mittagstisch ein. Sie verweilten drinnen im Cabinet bei der Frau, und es schien, als ob an diesem Tag gleichsam ein Aether des Widerspruchs in der Luft läge, denn die zwei Angekommenen waren bereits in einem lebhaften Streit verwickelt. Der eine von ihnen war der junge Herr Arnold, der andere ein etwas älterer, aber doch auch noch junger, nicht übeler Officier. Sie waren alle zwei so in Eifer und Heftigkeit, das sie den Faden des Gespräches nicht einmal bei Lusards und des Commerzienrats Eintreten ins Zimmer fallen ließen, im Gegentheil wendete sich der Officier mit den Worten an Arnold: „Sie werden doch wol nicht zu behaupten wagen wollen, daß er ein schlechter oder blos mittelmäßiger Kopf als Dichter und Schriftsteller sei? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein?"

„„Nein,"" rief Arnold zur Antwort, „„es ist, der Wahrheit die Ehre zu geben, auch nicht mein Ernst, mein festester Ernst aber ist es, daß ich mit Freuden die Hand darreiche, wenn es ihn, wenn es irgend einen Andern zu stürzen gilt, der einen größern,

oder einen kleinern Thron auf den Zinnen des Parnasses behaupten und den jüngeren und frischeren Talenten im Weg stehn will, so daß diese nicht vorwärts kommen können.""

„Wenn etwas an ihnen ist, so kommen sie schon vorwärts, eben so gut als ihre großen Vorgänger, ist dagegen nichts an ihnen, so ist es ja von einem wahren Nutzen für die Sache, wenn wer da ist, der sie aus dem Musenhain verweisen kann, ehe er gänzlich unter Wasser zu stehn kommt."

„„Aber im Musenhain soll doch wohl Freiheit und kein Ansehen der Person herrschen. Diese Aristokratie der Kunst oder der Literatur ist um kein Haar besser, als die, welche wir im Staat bekämpfen. Diese Notabilitäten in der literarischen Welt nehmen mittelst des Namens, der ihnen einmal folgt, nicht nur die geringen äußeren Vortheile im Buchhandel und beim Theater in Anspruch, die einem jüngern Schriftsteller ein glückliches, heiteres Jugendleben zu bereiten vermöchten, sondern, was jedenfalls noch schlimmer ist, sie nehmen auch ausschließlich die Berühmtheit in Anspruch, die das Ziel des Strebens der Jüngeren ist, und die den Fittigen des Strebens einen neuen Schwung verliehe. Ist Dies recht? Ist Dies die Freiheit und Gleichheit, wofür die Welt jetzt schon so

lange Jahre kämpft? Ich erlaube mir, mich einmal an Sie zu wenden, Herr de Montalbert! Freiheit und Gleichheit sind Ihnen auf jeden Fall heilige Ideen, indem Ihr Herr Vater Leben und Blut dafür geopfert.""

„Da Sie mich beehren mich zu fragen," versetzte Lusard, „so will ich offen und ehrlich gestehen, daß mein Vater Selig — was man sagt — sich in seinem Grab umkehren würde, wenn er es mit seinen Ohren noch vernähme, daß die Freiheit und Gleichheit, wofür er Gut und Blut hingab, darin bestehe, dem Verdienste seine Krone und dem Arbeiter seinen guten Lohn schnöde zu versagen, darin, die Köpfe hochmütig herunter zu schlagen, welche den gemeinen Plebs überragen, damit Alle gleich groß seien. Eine Gleichheit der Art widerspricht schon dem Naturgesetze selbst, oder, richtiger gesprochen, dem Gesetze jener höhern Macht, jenes Geistes, der uns nach einem stillen Willen, welchen wir nicht begreifen, unser Loos zutheilt. Seine Gaben sind ungleich, wir werden nicht ganz gleich geboren."

„„Wenn wir indessen auch annehmen, daß diese stille Macht, diese unfreie, die wir mit dem Namen Natur bezeichnen, ungerecht und parteiisch sei, sollen wir Menschen es deswegen auch sein? Uebrigens indessen ist der Satz wol nicht so sehr über allen Streit erha-

ben, daß wir nicht gleich geboren werden. Große Geister haben es behauptet, daß alle Menschen gleich, und auch mit ungefähr denselben Anlagen auf die Welt kommen, aber Erziehung, äußere Umstände, die ihr Glück machen und bedingen, stehn den keimenden Talenten im Wege, und dies ist eben der mißliche Punct, welchem wir verweisend die Stirn bieten, vorbeugen sollten.""

„Ich bin der Ansicht und Ueberzeugung," bemerkte Lusard, „daß dem wirklichen Talente kein Mensch für längere Zeit hindernd, und seiner stillen Entfaltung den Damm setzend, im Wege stehen kann, und daß der Mensch, auf dessen hoher Stirne der Genius thront, wol weiß, was er denen schuldig ist, die ihm auf seiner dunkeln Straße mit ihrem Licht vorangegangen sind."

„„Ich war wol in vorhinein überzeugt, daß der Herr de Montalbert die Antiken, doch nicht, daß er das, was verblichen und veraltet ist, woran der Eisenrost der Jahre hängt, liebe, wie z. B. die Schule in der Literatur, zu welcher der soeben erwähnte Dichter zählt.""

„Aber zum Guckuk!" brach der Officier mit Heftigkeit aus: „Sie gestehen ja selber ein, daß es nicht Ihr Ernst ist, wenn Sie des Dichters Werke tadeln.

Und Das in den Staub ziehen zu wollen, was man in seiner innersten Brust bewundert, oder Das rühmend zu erheben, was man in seiner Brust verachtet, das ist ja, — wofern ich mich so ausdrücken darf, in geistigem Sinn genommen, dasselbe, was die Juristen Falschheit in Mein und Dein nennen."

„„Nein, es ist nur eine feine diplomatische Art, einen kleinen Vortheil zu gewinnen, der durchaus nicht unrechtmäßig ist, welchen man sich in offenem Kampf aber nicht verschaffen kann. Dieser Hochmut, dieser geistige, dieses Dictatorwesen — paßt entschieden nicht zu dem frischen, jugendlichen Streben, das unsere Zeit auszeichnet, sich los, los zu reißen von den steifen Formen, von der unnützen und unfruchtbarn, staubigen Bücher-Gelahrtheit, die des Geistes Flügel gefesselt hält. Das Neue und Junge soll leben, die neuen Formen sollen in der Kunst, wie im Staate siegen, und wenn eine große Vorliebe für Alles, was verblichen und veraltet ist, woran der Eisenrost der Jahre hängt, unserem geehrten Capitän zu verzeihen ist, so kann sie doch Herrn de Montalbert unmöglich anstehen, der aus einem Land herstammt, das der Politik und den Literaturen der Welt eine neue Form gegeben hat.""

„Ich gestehe aufrichtig," versetzte Lusard, „daß auch ich in jüngern Jahren von einem heißen Eifer

für die Gährungen der Politik der Welt glühete, daß auch ich mich mit dem heißen Wunsche herumgetragen, Gut und Blut dem Wohle der Menschheit zu weihen. Ja, hiefür wäre ich bis auf diesen Tag begeistert, wenn ich nur deutlich einsähe und begriffe, daß mein Opfer ein Opfer für die Wahrheit, nicht für einen leeren Wahn wäre. Aber dies ist eben das große Wort: die heilige innere Wahrheit, der Ernst, sie im Geiste der Wahrheit zu suchen. Zu unsern Zeiten scheint es, sowohl in Frankreich, wie in allen andern Ländern, daß man gar oft mit dem Landpfleger Pontius Pilatus fragt: Was ist „Wahrheit?“ denn in Politik wie in Literatur, ja, im Leben selbst scheint Ehrerbietigkeit für Treue und Wahrheit beinahe verschwunden zu sein, und doch ist die Wahrheit der Grundstein, ohne welchen kein Gedanke, kein menschliches Vorhaben fest stehn kann. Zu allen Zeiten haben die Menschen sich selber und Andere betrogen, aber sie haben Scham darüber empfunden; dies thuen indessen die meisten von ihnen nicht mehr. Diese Entdeckung hat meinen heißen Eifer für Vieles, was mich ehmals begeistert hat in der Welt, im Leben der Völker, allmählig abgekühlt. Da, wie im Reich der Kunst, scheint mir die Unwahrheit zu herrschen, und ich gestehe aufrichtig, daß ich die große Heerschaar von

Dichtern, Kritikern und Politikern, diese vielen Kleinhändler in der Literatur, die mit scheelen Augen auf die Großhändler hinblicken, und, soweit sie's eben vermögen, den alten Wahlspruch: „**Paix aux cabanes, guerre aux chateaux!**“ erkoren haben, nur verächtlich ansehen kann.“

Es ergriff jetzt der Commerzienrat das Wort, und sprach: „Unsere zwei Freunde hier sind hierüber schon so oft hinter einander gekommen, daß keine Hoffnung ist, sie mit einander einig zu sehen. Ich will mich in solche Sachen nicht mischen, ich bin kein Gelehrter und Bücherkenner.“

„„Aber ein desto besserer Bücherführer!““ fiel ihm Arnold mit Lachen in die Rede.

„Ja, anders thäte es auch nicht gut. Aber Sie ließen mich nicht ausreden: Wenn ich mitunter einmal Zeit habe, und es trifft sich just, so ist es mir eine große Erquickung, — — —“

„„Eine Prise Tabak zu nehmen““ lachte Arnold, ihm von Neuem in die Rede fallend.

Ohne sich irre machen zu lassen, fuhr der Commerzienrat indessen fort: — „irgend ein gutes Buch in die Hand zu nehmen, und das hat mich oft, wenn mir das Herz schwer war, erheitert und getröstet, und daher ist es meine Meinung, daß man sich dem

zum Dank verpflichtet fühlen muß, welcher Einem so eine gute Stunde schafft."

„„Nein,"" gab Arnold zur Antwort: „„Wenn das Buch ein im Buchladen bezahltes ist, dann ist es keines großen Dankes mehr werth. Wenn Sie es hingegen nur geliehen, nur von dritter Hand haben, so ist die Sache eine andere, besonders, wenn Sie während der Lectüre Tabak zu rauchen pflegen.""

Die Frau lachte und schien diese Worte amusant zu finden.

Charles Lusard wendete sich an die Frau, und sprach: „Das ist mir wahrhaftig ein eigener Ton, das, den dieser junge Herr hier sich Ihrem Manne vis à vis herausnimmt."

Er flüsterte ihr diese Worte nur zu, aber die Frau brach in ein schallendes Gelächter aus, und rief: „Gütiger Himmel! Sie werden doch sehen, daß es eine reine Ironie ist?"

„Ironie?" versetzte Lusard, das Wort verwundert wiederholend.

„„Wie?"" fragte Arnold: „„Verstehen der Herr Montalbert keine Ironie? Die, welche ich hier anwende, z. B.""

„Nein, ich gestehe offen, daß mir dies eine Ironie ist, die ich durchaus nicht verstehe, und ich will beinahe

behaupten, daß weder unser Voltaire noch Lichtenberg sie als ächt erkennen würden, wenn sie sie zu hören bekämen."

„„Da läge mir wahrhaftig nicht viel dran. Die seligen Herrn gehören auch zum „Alten", so viel ich weiß; denn ich muß aufrichtig bekennen, daß der Name Lichtenberg mir eine jener Autoritäten ist, die ich zum ersten Mal nennen höre, und was Voltaire anbelangt, so weiß ich, daß es mir ennuyant gewesen ist, nur eines seiner Theaterstücke zu durchblättern. Was er noch Mehreres geschrieben hat, das mag er gefälligst für sich selber und seine Gönner behalten.""

Die Gesellschaft ward nun zu Tisch gerufen, und Lusard sprach bei sich selber: Adieu, mein Plan! Da sei Gott vor, den Menschen da tagtäglich um mich haben zu müssen, wenn ich mit diesem schreienden Papagey auch die liebliche Nachtigall gewänne, die er wol leider gefangen hält. Ach! es scheint, daß ich eben so arm heimreise, als ich kam.

Bei Tisch sagte Arnold: „„Apropos, um von was Literarischem zu sprechen! Zufällig blätterte ich diesen Morgen in einem kleinen Verzeichnis von Büchern, die man dieser Tage hier öffentlich versteigert, und da fiel mir eine kleine Pieçe in die Augen: „Primulae veris, Gedichte von F. C. Waller" betitelt. Sie

werden es doch wol nicht gewesen sein, verehrter Herr Commercienrat! der in seiner Jugend Aurikeln in dem soeben besprochnen Musenhain brach?""

Noch war der Commerzienrat nicht im Stande, ihm darauf zu antworten, als Charles Lusard ausbrach: „Sie erweisen mir einen wahren Dienst mit dieser Nachricht. Diesem Buche sind ich und Vater und Mutter, als einem verlornen Familien-Kleinode, lange Zeit vergebens auf der Spur gewesen. Ich ersuche Sie hiemit, mir sagen zu wollen, wo der Katalog zu haben ist, denn ich werde mich jedenfalls bei der Auktion einfinden, und das Buch soll mein werden, und wenn ich zwanzigmal so viel bezahlen müßte, als es werth ist.""

„„Ich will eben nicht glauben, daß es Ihnen sehr hinaufgetrieben wird,"" warf Arnold mit Lachen ein: „„von mir haben Sie wenigstens nichts zu befürchten.""

„Dafür bin ich Ihnen sehr verbunden," versetzte Lusard.

„Ja, das Buch ist auch in meines Vaters Hause nicht mehr zu finden," sagte der Commerzienrat: „es ist gleichsam aus der Welt verschwunden; der Verfasser desselben, mein Vetter Waller selig, ist auch seinetwegen für seine Freunde und für sein Vaterland verschwunden."

Der Herr und die Frau fuhren gleich nach Tische nach einem schönen Landhause, eine Meile Weges von der Stadt entlegen, um den Abend auf demselben zu verbringen. Die Gäste gingen ihres Wegs. Die zwei kleinsten Kinder gingen mit dem Stubenmädchen nach Tivoli spazieren, und die zwei Fräuleins Waller blieben wie gewöhnlich allein zu Hause.

Der Hof, welcher auf der einen Seite an den des Commerzienrats stieß, gehörte zu einem Hotel, wo unter andern Reisenden für den Augenblick ein Ausländer logirte, der ein alter Bekannter Lusards war. Nachdem er ein Stündchen bei den jungen Mädchen zugebracht, verließ er dieselben, um dem erwähnten Herrn eine kleine Visite zu machen. Er war gerade nicht zu Hause, ein Aufwärter im Gasthofe gab Lusarden indessen zu verstehen, daß er ihn in einer halben Stunde heim erwarte, und lud ihn ein, diese in einem netten Lusthause des Gartens zu verbringen, der an der Rückseite des Gasthofs lag. Charles Lusard war müde, und nahm mit Vergnügen das Anerbieten an, sich ein wenig in die frische, sommerlich duftende Laube zu begeben, und in ihr der Nachmittagsruhe zu pflegen. Es war dieser Garten mit Planken und Holzlatten umgeben, die ihn vom Hofraume des Nachbarhauses gehörig trennten, die Laube des Gartens

war dagegen nur durch eine dichte Hecke und ein Gitterchen von einer andern, ganz ähnlichen auf des Nachbars Boden abgetrennt. Er war Lusarden von frühern Zeiten her erinnerlich, daß ein Gärtchen zu des Commerzienrats Hofraume gehörte, er sah durch einen weniger dichten Punkt des sonst üppigen Geheges, und erkannte den alten, sehr kleinen Garten wieder, der nur aus der soeben erwähnten Laube und einem kleinen Beet bestand, dessen Rosen- und Resedaflor seinen süßen Duft zu ihm hinübersandte, und welcher so bezeugte, daß dieser kleine Raum noch von einer liebenden Hand gewartet sein müsse.

Es war warm, Lusard hatte sich in der Mittagsgesellschaft sehr gelangweilt, er fühlte sich abgespannt und matt, eine Stille, eine Ruhe, wie sie so wolthuend und angenehm sein kann, herrschte ringsherum, und ohne daran zu denken, schlief er ein. Er schlief so ruhig und ungestört, daß er, ungeachtet ihm halb und halb das Bewußtsein geblieben, und er deutlich vernahm, daß gleich neben ihm gesprochen ward, sich doch nicht zu besinnen vermochte, bis er auf einmal seinen Namen laut aussprechen hörte. Er schlug seine Augen auf, sah indessen Niemanden in der Nähe; doch ward es ihm bald klar, daß diese Stimmen aus dem Lusthause im Garten des Commerzienrats drin

herkamen, und daß die eine der Stimmen Niemand Anderm als Marianen gehörte, welche sagte: „Es ist ein einfältig Gerede, was man da schwätzt, das muß ich am besten wissen, aber selbst angenommen, der Herr Lusard sei Willens, mich mit seinem Antrag zu beehren, kannst du denn in einem solchen Fall glauben, daß er, daß irgend ein anderer Mensch auf der Welt, mich zu bewegen vermöchte, den Treueschwur zu brechen, welchen ich dir geschworen?"

Lusard sagte bei sich selbst: Wahrhaftig! Es scheint, daß mich mein guter Stern hergeführt auf dieses Plätzchen, um mir endlich einmal aus dem Traume zu helfen!

Aeußerst behutsam, um nicht wieder gesehen zu werden, sah er neugierig und verstohlen durch die kleine Oeffnung zwischen den Blättern der Hecke. Er sah Marianen an der Seite eines jungen Manns sitzen. Sie kehrten alle Beide der Laube den Rücken, in welcher Lusard sich befand, und das Laub versteckte so vollkommen des Manns Haupt, daß man von seiner Person fast gar nichts zu sehen oder zu erkennen vermochte, als daß er von hohem Wuchse war, und daß seine linke Haud, die ihm eben hinter Marianen auf der Lehne der Gartenbank lag, weiß und schön war, sowie, daß er an dieser einen Ring trug, welcher

eine auffallende Form aufwies, und der mit einem Stein versehen war, der einen kleinen Delfin, und zwar so vortrefflich geschnitten, wies, daß auch ein nicht so scharfes Auge, als das Lusards von Natur war, in einer so geringen Entfernung drauf aufmerksam geworden. Als nun dieser halb unsichtbare Mann nach einer kurzen Pause, mit einer reinen, angenehm sonoren Stimme, zu sprechen anfing, war diese Stimme Lusard ganz unbekannt, und er sah, daß der Mensch ihm ganz fremd sei.

Marianens Geliebter, — denn daß er das war, sah man bald, sagte nach einem tiefen Seufzer: „Meine Geliebte! Ich habe dich gebeten, mir dies heutige Stelldichein zu gewähren, um noch einmal unter vier Augen im Vertrauen mit dir zu reden. Ich will so ruhig sprechen als möglich, und ich bitte dich inständig, mich geruhig anhören zu wollen, und mich ausreden zu lassen, denn Das, was ich dir zu sagen habe: du glaubst's nicht, wie schwer es mir fällt, es über meine Lippen zu bringen."

„„Du machst mir angst und bang!"" versetzte Mariane: „„Mit einer Freude, wie sie mir in einer so langen, langen Zeit beinahe fremd geworden, bin ich heute Abend hiehergekommen; willst du sie in Betrübnis verwandeln?""

„O Mariane! Liebenswürdigstes, edelstes, bestes aller Mädchen! Meine Worte sprechen es nicht aus, wie tief ich von deinem Werth durchdrungen bin, wie heiß, und doch wie rein die Verehrung und Liebe ist, die ich so lang für dich empfunden und getragen. Ich weiß, daß ich Keine auf Erden mehr finden werde, welche mit dir zu vergleichen ist, und du wirst auch nimmermehr erfahren, daß ich jemals einer Anderen den Platz in meinem Herzen, der dein, nur dein ist, gegeben, wohin mein Schicksal mich auch führt, mein unselig neidisches. Dir Dies zu sagen ist mir ein Bedürfnis, ist mir ein Trost. Glaubst du mir nicht?“

„„Ja, dein Wort ist mir hochheilig und theuer.““

„Mir auch deins. Du sagtest vorhin, daß kein Mensch dich jemals zu bewegen vermöge, mir untreu zu werden: davon bin ich auch überzeugt; ich kenne ihn bereits, deinen männlich festen Sinn, der sich dir mit dem weiblich sanften in der liebenden Brust vereint. O! glücklich, wer eine solche Braut heimführen kann! Keine Drangsal muß seinen Muth beugen, keine Arbeit ihm zu schwer sein. Ach! zu spät sage ich Dieses, zu spät! Denn ich bin gezwungen hinzuzufügen: Ein solcher Talisman gegen des Lebens Elend war mein, ich war seiner aber nicht werth, ich muß ihn aus der zitternden Hand lassen.“

„„Mein Gott! was meinst du denn? Worin besteht denn das Verbrechen, dessen du dich selber anklagst?““

„In Dem, was ganz alleinig an aller Not dieses Lebens Schuld trägt! Nämlich im Egoismus, der nur seinem eigenen augenblicklichen Hang nachgeht! Nämlich im Hochmut, der sich nicht dem Gesetze unterwirft, das dem gesammten gefallnen Menschengeschlechte gilt, und das da heißt: „„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen!““ Der, welcher einsam und allein ist, es steht ihm frei, gleich dem armen Vogel des Feldes zu leben, der heut ein Samenkorn zur Speise findet, und welcher morgen tot im Schnee liegt. Der Mann aber, der das Loos eines lieben Mädchens an das seinige gefesselt hat, er hat dem Himmel Rede zu stehen, wenn dies Mädchen seine schönste Zeit in getäuschten Hoffnungen verseufzen muß, wenn sie dennoch endlich, zum Lohn für ihre süße Jugend und Lebenslust, die sie dem geliebten Mann geopfert, nur ein von Nahrungssorgen getrübtes häusliches Glück erreicht. Nein, das soll dein Loos nimmer werden, meine junge Rose du, deren frische Blüte so schon ihr Haupt neigt, aus Gram um mich.“

„„Was meinst du? Was soll doch das Alles

nur heißen? Sind wir nicht alle Beide jung? Steht dir nicht die ganze Welt offen? Bist du denn unwissend und unbrauchbar auf der Welt, ohne Kenntnisse? Behauptet nicht Jedermann das Gegentheil? Hast du denn deine Zeit vielleicht mit Nichtsthun zugebracht?""

„Das nicht, aber ich habe sie gleichwol schlecht angewandt, schlecht angewandt für künftig, für alle meine Aussichten. Ich habe das Vermögen verschwendet, welches ich vor so kurzer Zeit ererbte. Es ist erst einige wenige Jahre her, seit meiner Mutter Oheim starb. Sie war nicht groß, diese Erbschaft, aber doch hätte ich sie besser, nützlicher verwenden können, als zu meinen Reisen und Speculazionen, meinen weitaussehenden und unaufhörlichen. Ich habe dirs bereits mitgetheilt, meine letzte Reise war ganz unglücklich, Alles und Alles schlug fehl, und mir ist gerade noch so viel übrig geblieben, um den Entschluß in Ausführung zu bringen, welchen ich ausführen will."

„„Jetzt höre auch einmal mich an, Ferdinand! Ich gehöre nicht zu den Fraunzimmern, die da meinen und behaupten, der Mann, welcher sie liebe, müsse ihnen sein Streben nach Ehre, seinen Eifer für die Wissenschaften zu opfern wissen. Es ist nicht die Lebensaufgabe des Mannes, nur der Geliebten zu

leben, er soll nicht aufopfern und aufgeben, was eben seinen Werth als Mann ausmacht. Es ist dagegen die Aufgabe des Weibes, ihm die Schwere des Lebens durch Liebe und freudiges Ertragen zu versüßen. Kraft hiezu traue ich mir zu. Ich will geduldig warten, bis du kommst, und mit Freuden dein Schicksal theilen, wie es auch sei, denn es ist doch deins.""

„O! Mariane, halt ein! Mein Herz bricht mir bei deinen süßen Worten! Aber je herrlicher du dich mir zeigst, desto mehr halte ich es für Pflicht, deine Güte nicht selbstisch zu misbrauchen; denn, leider! ich weiß es ja, der Beispiele von Liebenden sind viele, und ich selbst habe es erfahren, — die geredet und gesprochen, wie du jetzt, die indessen vergessen, wie so kurz dieses Leben ist, die die Macht, die die Unbeständigkeit des menschlichen Geschickes nicht erwogen, die mit Thränen der Reue ihr verfehltes, ihr trübes Leben, ihre in sich selbst schöne, doch trügliche Zuversicht auf die Ewigkeit der Gefühle, die ihnen die Jugendbrust durchflammten, beweint haben. Es würde zu lange Zeit brauchen, bis es mir möglich wäre, mit der freudigen Einladung zu kommen, mein Schicksal mit mir zu theilen. Die Jahre gehn langsam, und doch so schnell hin. Du hast kein frohes Leben zu Hause, hast keinen Menschen, der dich gegen die Ungerechtig-

keit und Eifersucht der Stiefmutter beschützte. Dich in einer solchen Lage zu wissen, drückt mich wie eine schwere Schuld darnieder. Ich bin deswegen mit dem heiligen Schwur hiehergekommen, als Mann zu handeln und nicht von dem abzugehn, was ich nach meiner reinsten Ueberzeugung für Pflicht ansehe. Du kennst meinen alten Freund und Kameraden Lieutenant Wolmer; mit ihm bin ich nach hiesiger Stadt gekommen, und mit dem Großvater desselben, dem wackern alten Commandeur, der in ein paar Tagen mit seinem Schiffe in die See sticht, gehe ich nach Südamerika, wie ich dir bereits mitgetheilt. Laß denn, als einen guten, freundlich tröstenden Geist, den Gedanken mich begleiten, daß dich ein glückliches Loos erwartet. Ich glaube aus einer sichern Quelle zu wissen, daß Herr Lusard de Montalbert dich liebt, und wie wäre es möglich, daß ein Mann, wie er, dich sähe und kennte, und deine holde Liebenswürdigkeit kalt ansähe? Ich habe ihn nie gesehen, aber dennoch ist er mir nicht fremd. Du sagst selbst, er ist nicht jung, aber schöner und liebenswürdiger als alle die jungen Herren, die du kennst. Ich bitte dich inständig, laß ihn mit keinem Korb abziehen, wenn er um dich wirbt, verstoße und verschmähe sie nicht, seine brave, seine freundlich schützende Hand. Denke an das herrliche, schöne Leben,

das sich dir aufthut an seiner Seite, wie viel Gutes du wirken kannst, wie mancherlei Segnungen du ernten kannst!“

„„Und um dieses Gute zu thun, sollte ich mit einer schlechten That beginnen? O! Ferdinand, bist du es, der diese falsche Tugend da predigt? Liebte mich dieser Mann wirklich, und trüge er mir seine Hand an, was er sicher niemals thut, so würde er doch auf jeden Fall glauben, sie einem reinen Mädchen, mit einem freien Herzen, anbieten zu können: und ich würde ihm die meinige als Heuchlerin darreichen!““

„Nein, nein! unschuldigstes, reinstes aller Mädchen! Du solltest ihm die ganze Sache hier anvertraun, und dich dadurch doppelt in seiner Achtung festsetzen.“

„„Nein, das will ich nicht. Ich würde mich glücklich fühlen, bei Lusard als Schwester, als Tochter zu leben; ich werde heiße, recht heiße Thränen weinen, wenn uns dieser mein einziger schützender Freund verläßt; seine Gattin will ich indessen nicht werden, dessen bin ich unwürdig, da das Bild eines andern Mannes in meinem Herzen lebt. Ist Das deine Liebe, daß du mich so gleichsam vergeben willst? Du liebst mich nicht mehr, sonst thätest du den tiefen

Schmerz berücksichtigen, den deine harten Worte mir bereiten. Nein, du liebst mich nicht mehr, du bringst mich deinem Stolze zum Opfer.""

„Ach, Mariane! Muß ich auch noch den bittern Kelch leeren, mich unrecht verstanden zu wissen, mich für unredlich gehalten zu sehen von deinem Herzen?"

Der junge Mann holte tief Athem. Beide schwiegen. Endlich sagte er mit sichtbarer Anstrengung: „Es steht der Zukunft Schicksal in einer höhern Hand. Es giebt eine ewige Gerechtigkeit, sie wird deine stillen Tugenden noch belohnen, es ist nicht anders möglich. Ich darf aber dein schönes Leben nicht verderben. Es muß sein, ich bin hiehergekommen um es dir zu sagen: Du bist frei! ich löse dich hiemit von allen den Banden, welche dich an mich fesselten! Hier ist dein Ring! gieb mir auch den meinigen wieder!"

Lusard bemerkte, daß der junge Mann einen kleinen einfachen Ring von seiner rechten Hand abzog, und denselben Marianen hinreichte, die seine Hand zurückschob, und mit einer Stimme, welche hörbar mit Thränen kämpfte, sagte: „„Nein, ich nehme ihn nicht wieder. Ich will mich einem Manne nicht aufdringen, der unsern Bund wieder zu zerreißen wünscht, meinen Ring aber will ich nie mehr sehn. Du magst ihn in die tiefe See werfen, wenn der letzte Schatten

von unsrer Heimat Küsten vor deinen Augen verschwindet. Auch deinen Ring gebe ich dir nicht wieder. Heimlich, wie meine Liebe, habe ich denselben drei lange Jahre mit mir herumgetragen, er soll mich nicht verlassen in denen, welche mir noch beschieden sind.''''

Sie stand auf. Der junge Mann erfaßte ihre eine Hand, und fragte schmerzlich: „Willst du mich so verlassen?''

„„Ich habe nichts weiter zu sagen.''''

„Doch, ein Lebewohl wenigstens, ein herzliches Lebewohl! Eine Umarmung zum Abschiede!''

Sie warf sich, heftig weinend in seine Arme, riß sich dann los, und ging fort, ohne etwas zu sagen. Der junge Mann indessen warf sich mit dem Gesichte auf die Bank, und überließ sich einem Schmerz, wobei er weder Jemanden als Zeugen anwesend glaubte, noch wirklich wünschte. Endlich erhob auch er sich, und ging.

Lusard blieb noch eine Weile sitzen, verwundert, tief aufgeregt und nachdenkend. Es war halbdunkel geworden, und er ging still fort, ohne weiter an den Besuch zu denken, um dessentwillen er gekommen war.

Er ging hin zu seinem Freunde Dalund, und setzte ihn im Vertrauen von der Scene in Kenntnis, welche

er soeben mit angesehn. „Wo,“ brach er aus, „wo soll ich diesen meinen Unbekannten nun suchen? Haben Sie vielleicht eine Ahnung, wer es sein kann?“

„„Eine Ahnung habe ich wol, aber keine Gewisheit. Ich bin beinahe fest überzeugt, daß es ein schmucker junger Seeofficier ist, der vor ein paar Jahren das Wallersche Haus häufig besuchte, und dessen Liebe zu Marianen Jedermann in die Augen fallen mußte. Er ist lange Zeit abwesend gewesen, wie ich aber aus Zeitungen ersehen, ist er eben wieder zurück gekommen, und (ich weiß indessen nicht wohin, oder mit welchem Schiff) bereits wieder in die See commandirt, aber seine Aeußerungen, wie Sie sie mir soeben mittheilen, scheinen mir mit all Dem überein zu stimmen; sein Name ist Kremnitz.““

„Und sein Taufname?“

„„Den weiß ich nicht. Mit F fängt er indessen wirklich an, soviel ich mich erinnern kann, ihn in den Zeitungen gelesen zu haben. Es freut mich übrigens recht herzlich, daß es nicht der Laffe von Arnold ist, den Mariane liebt.““

„Aber wie will ich Gewisheit erhalten, ob der Marine-Officier denn der Gesuchte und Rechte ist? Bei einer solchen Geschichte ist ein Misverständnis gar zu dumm, zu schlimm. Meinem Plane entspräche

ein Seesoldat im Ganzen schon sehr schlecht. Er läßt schwerlich seine Carriere im Stiche, um sein Leben zu Lande zu versitzen; Marianens Schicksal aber kann ich vielleicht erheitern und sichern. Dieses Resultat muß mir meine Reise nach Kopenhagen wenigstens gewinnen."

„„Suchen Sie Coletten was heraus zu locken,"" versetzte Dalund: „„Sie ist schlau, und hat vielleicht das Vertrauen der Schwester. Außerdem ist sie eine kleine Schwätzerin, aus welcher einmal was sehr Schlechtes, oder was sehr Gutes werden kann, wie es die Umstände mit sich bringen.""

Etatsrat Dalund war indessen gewaltig im Irrthume, wenn er Coletten Schweigsamkeit absprach, und ungeachtet sich Charles Lusard den Tag hierauf mit diplomatischer Finesse bemühte, durch Letztere Einiges über das Verhältnis der Schwester zu erfahren, ward ihm doch nicht die geringste Aufklärung zu Theil, und Nichts desto weniger war Mariane nicht im Stand gewesen, die Ursache der Aufregung zu verschweigen, worin sie sich am vorigen Abende der Schwester und Freundin, der liebenden und herzlich Theil nehmenden, gewiesen. Charles Lusard nahm sich vor, als einzigen und einfachsten Weg, sich ohne weiters an Marianen selbst zu wenden; aber das arme Kind war so bleich,

ihr Aussehen stand in einem so schroffen Gegensatz mit der Gemütsruhe, die sie sich zu zeigen bemühte, daß er sich den zarten Punkt nicht zu berühren getraute, sondern es zu einer gelegnern Zeit aufschob.

Die oben erwähnte Bücherversteigerung war indessen in vollem Gange. Charles Lusard hatte schon dem Beginne derselben beigewohnt, und fand sich des Nachmittags wiederum dort ein, an dem das Buch, welches er zu kaufen verlangte, wahrscheinlich vorkam. Kurz nach seinem Eintritt in den Versteigerungssaal kam die Reihe auch wirklich an dasselbe. Es wurde auf den Tisch gelegt und für zwei Mark *) ausgerufen. Die, welche dem Auctionär am nächsten saßen, warfen einen Blick hinein, und Einige äußerten im Stillen, daß kaum Jemand ein Gebot auf dasselbe legen möchte, als Lusard dem Auctionär rasch zunickte, welcher ausrief: „Zwei Mark sind auf die Kleinigkeit geboten." — „„Drei!"" rief eine Stimme, und Lusard nahm einen jungen Mann wahr, der vis à vis von ihm hinter ein paar sitzenden Personen stand. „Vier Mark, fünf, einen Reichsbankthaler," rief es jetzt abwechselnd zwischen den zwei Bietenden, dann: „Acht

*) Sechs Mark machen einen Reichsbankthaler, ungefähr 1 fl. 15 kr. rhein.

Mark, zehn Mark, zwei Reichsbankthaler." Mehrere Besitzer von Leihbibliotheken wurden aufmerksam, und in der irrigen Vermuthung, es wäre vielleicht was Besonders an der anscheinend unbedeutenden Piece, begannen sie gleichfalls zu bieten, und gingen mit den Bietenden bis auf drei Reichsbankthaler, worauf sie sich zurückzogen, während die zwei eifrigen Liebhaber mit einem wahren Spieler-Paroxismus um ihre Beute zu streiten fortfuhren. Zwölf Thaler waren bereits geboten. Der Auctionär fand beinahe nicht einmal Zeit, das Gebot der Steigernden zu nennen, als ein höheres nachkam. Alle Anwesenden sahen mit Erstaunen die beiden eifrigen Nebenbuhler an, deren Heftigkeit mit jeglicher Secunde stieg. Das Buch wanderte um den Tisch herum, Alle besahen es neugierig, während die Interessenten des Buches sich einander so zu überbieten fortfuhren, daß man mit Spannung dem Ausgange der Geschichte entgegen sah. Endlich, als man bis auf fünf und zwanzig Reichsthaler gestiegen war, schwieg der junge Mann stille, und das Buch ward Charles Lusarden erlassen, der dem Auctionär mit lächelndem Gesichte das Geld hinzählte, und das kostbare Buch endlich als sein rechtmäßiges Eigenthum in Empfang nahm. Er sah sich seinen Gegner jetzt ein wenig näher an, welcher seine Bewegungen mit

einer gewissen Schwermuth im Gesichte beobachtete, als er das Buch aufschlug und alsdann einsteckte.

Es lag in Gesichte und Haltung, in der ganzen Art dieses ihm fremden Menschen was Edeles und Ausgezeichnetes, das ihn nicht wenig frappirte. Er suchte mit ihm in Berührung zu kommen, und wie sie beinahe gleichzeitig aus dem Haus traten, näherte er sich ihm freundlich, grüßte und redete ihn an: „Sie werden mir erlauben, ein klein Stück Wegs mit Ihnen zu gehen; wir sind da oben so schön mit einander gegangen."

Der junge Mann berührte leicht den Hut, ohne zu antworten.

Charles Lusard fuhr fort: „Obgleich es mir aus Privatrücksichten sehr lieb ist, das Buch erstanden zu haben, welches wir einander hinaufgetrieben, und das ich nicht um den doppelten Preis fahren lassen, so thut es mir doch leid, daß Sie, den es natürlich gleich interessirte, mir's haben lassen müssen."

„„Das braucht Ihnen nicht leid zu thun,"" versetzte der Herr mit einer Stimme, die Charles Lusard nicht unbekannt vorkam: „aufrichtig gesprochen, war es eine Thorheit von mir, mich in Unkosten zu stürzen, die verhältnismäßig weit über meine Kräfte gehn, aber ich war halt einmal kindisch, ja fast abergläubisch

auf dieses Buch versessen. Ja, und warum soll ich es verschweigen, daß es in der That ein kindliches Intresse war, das mir dies Buch wünschenswerth erscheinen ließ, da dessen Verfasser Großvater von mir ist?""

„Wie, wahrhaftig? Sind Sie Ferdinand Bergland? Sind Sie ein Tochtersohn von Ferdinand Waller?"

„„Ja, ich bin Ferdinand Bergland. Ist mein unbedeutender Name Ihnen schon wo begegnet?""

„Ja, allerdings kenne ich ihn. Sie sind mein Verwandter und Vetter, dem ich schon lange auf der Spur gewesen bin, indem ich ihn von allen meinen Verwandten für den nächsten ansehe. Ich bin Charles Lusard de Montalbert." — Eilig nahm da der junge Mann seinen Hut ab, und heftete die Augen mit unbeschreiblichem Ausdrucke auf den Sprechenden, der so fort fuhr: „Meine Eltern verehrten und liebten in Ihrem Großvater den theuersten, den herzlichsten und trautesten Freund. Seit meiner Kindheit Tagen ist mir sein Name aus liebendem, dankbarem Mund entgegen geklungen; ich selbst weiß, daß ich mit meinem ganzen Kinderherzen an ihm gehangen. Ich ersuche Sie freundlichst, lieber Vetter, mit mir in mein Hotel zu gehn, und mir eine kleine Unterredung zu gönnen; wie ich hoffe, wird sie Ihnen gerade nicht unangenehm sein."

Sobald sie in Lusards Logis gekommen, zog letzterer das Buch hervor, und übergab es Ferdinand mit den Worten: „Nehmen Sie dieses Buch, das in der That eine mystische Rolle in unserer Verwandtschaft spielt, Sie haben ja nähere Ansprüche auf dasselbe, als ich; betrachten Sie es als das Ihrige; legen Sie gefälligst Hut und Handschuhe ab, und nehmen Sie alsdann, freundlich und vertraulich, wie es sich ehrlichen Verwandten ziemt, ein wenig neben mir Platz."

Als Ferdinand Bergland die Handschuhe ablegte, nahm Lusard seine linke Hand, und bemerkte lächelnd: „Eben diesen Ring hoffte ich zu sehen. Den kenne ich."

Ferdinand sah verwundert auf ihn hin, und sprach: „Der Ring ist von meiner Mutter Oheim, einem Manne, welcher mein Wohlthäter gewesen ist.""

„Meine Bekanntschaft mit ihm ist sehr neu," äußerte Lusard, „sie ist erst von gestern Abend her, er ist mir aber als Wahrzeichen höchst willkommen, und bestätigt die Vermutung, welche Ihre Stimme schon in mir hervorrief: daß ich in Ihnen den Gegenstand, den ich schon sehr geraume Zeit suche, und woran meine Lieblingswünsche sich knüpften, gefunden, auf doppelte Art gefunden. Sie sind der Tochtersohn Ferdinand Wallers, und der Geliebte Mariane Wallers.

Sie sehen mich verwundert an. Fürchten Sie indessen Nichts, mein junger Freund! Ich bin kein Nebenbuhler von Ihnen, wie Sie vielleicht meinen, obwol es einer meiner Hauptwünsche ist, das Schicksal Ihrer Geliebten recht nahe an das meinige zu knüpfen. Ich will Ihnen aus dem Traume helfen. Eine Zufälligkeit, oder, besser gesprochen, eine Fügung des Himmels, vor welcher ich mich in eben diesem Augenblick tief demüthig beuge, führte mich gestern Abend in ein Gartenhaus, ganz in die Nähe der Sommerlaube, wo Sie Marianen ein Stelldichein gegeben; ich erkannte Sie sogleich, es war mein Wunsch, ein wenig zu erfahren, wie es mit meiner Cousine Herzen stand, und ich war Zeuge Ihres Gespräches."

Sichtbar verlegen versetzte der junge Mann: „„Ach! ist dies der Fall, so muß ich freilich befürchten, daß Sie mich hart, daß Sie mich lieblos finden. Ich selbst bin in einer schlaflosen Nacht mit mir zu Rat gegangen, ob ich es nicht war. Aber der Himmel ist mir Zeuge des Schmerzenskampfes, den mein zerrissen Herz gestritten.""

„Ja, auch ich war Zeuge Ihres Schmerzes, und auch ich bin mit mir selber zu Rat gegangen, ob Sie zu loben oder zu tadeln seien, und, offen gestanden, in diesem einzelnen Fall finde ich Sie tadelns-

werth; denn ein so weiblich und tieffühlend Herz, wie das der armen Cousine Mariane, erträgt, ohne zu zerbrechen, den Druck äußeren Misgeschicks, von den Händen des Geliebten ist es hingegen nur zu leicht für alle Zeit unheilbar zu verwunden. Hat die Hoffnung und Zuversicht, hat denn der Muth, die Kraft, männlich zu widerstehn, die junge Welt also verlassen, daß sie sich nicht traut, des Lebens Lasten, des Lebens Aengsten auf die Schultern zu nehmen, und entschlossen zu ertragen? Sie sind, das weiß ich, ein Mensch von mancherlei Kenntnissen; was brauchen Sie Ihr Vaterland zu verlassen und ein Band zu zerreißen, das Ihnen selbst so theuer ist?"

„„O, mein trefflichster und theuerster Ohm! Sie sind gut, Sie sind edel und weise, Sie sind herumgekommen und erfahren im Leben. Aber Eines giebts, wovon Sie Nichts wissen. Das ist die bittere und schmerzhafte Art, womit die stolze Welt Den, der arm ist, Den, dem keine feste Stellung, dem kein Name Ansehen in ihren Augen giebt, drückend behandelt und demüthigt. Es war nicht recht von mir, die Zeit umsonst verloren und nicht die Wege auch betreten zu haben, welche uns zu den beiden so unentbehrlichen, den Menschen Alles geltenden, Lebensgütern führen, welche da heißen: Angesehenheit und

sicheres Auskommen; aber mein Bewußtsein, aber mein Gewissen selbst sagt mir, daß ich meine Zeit dennoch nicht mit Nichtsthun verloren. Gerade im Gegentheil! Ein heiliges Bemühen und Bestreben, im All, in den Wissenschaften einen hellen Strahl, ein Licht, die die Dunkelheit erleuchten, und die sich Dem, welcher ihnen zu eifrig, zu ungestüm nachjagt, vielleicht nicht offenbaren, zu finden und zu entdecken, dies ist mein Verbrechen gewesen, aber deswegen bin ich kein Müßiggänger und Vagabund, aber ich weiß, daß das schon lange die Ehrennamen sind, womit man mich gewöhnlich bezeichnet, und das war mein Ehrgefühl nicht im Stande zu ertragen. Deßwegen war ich Willens, ans Ende der Erde zu fliehen, mir einen Frieden und ein Brod, das mir hier zu finden unmöglich war, verschaffen zu suchen. Auch Das war vielleicht unrecht von mir. Allein ich fühlte mich so einsam und verlassen. Jetzt habe ich indessen Sie gefunden. Mein Herz schlägt Ihnen ergeben entgegen; es ist lang', lang' her, seit es Jemandem so entgegen schlug! Sein Sie mein Führer und Rather! Ich will Ihrem Willen folgen!""

„Nun, das ist ein Wort. Sehn Sie, ich stehe einsam da, ich besitze keine Frau, und keine Kinder; auch mein Leben hat seine unstäte, sonder Ziel un-

ruhig durch die Welt schweifende Zeit gesehen. Aber Eines ist, worin ich gehandelt und geschaffen, worin ich eine Saat ausgestreut für die Zukunft: ich bin Besitzer eines großen Guts; das Wohl vieler guter Menschen, manches schöne, segenbringende Unternehmen ist von der Verwaltung desselben abhängig. Mein Wunsch ist, es einer kräftigen und liebreichen Hand nachlassen zu können, mir mein Einsiedlerleben zu verschönern, mir meine alten Tage, die nicht mehr fern sind, durch ein recht gemütlich glückliches Familienleben zu versüßen. Kurz, mein Herz wünscht sich einen lieben Sohn, einen Erben; um einen solchen im Kreise der Verwandten zu finden, bin ich eigentlich hiehergekommen. Zunächst lagen mir Onkel Ferdinands Kinder im Sinne, ich vermochte indessen den Einzigen, der noch von ihm da war, nirgends zu finden. Anstatt seiner fand ich die Liebenswürdigkeit Marianens, und ich ging mit dem Wunsche und Entschlusse um, Den, den sich ihr liebendes Herz erkoren, zum Erben des Gutes zu ernennen. Nun sehe ich meine zwei Wünsche ganz unverhofft in Ihrer Person vereinigt. Mein junger Freund! So Sie meinen braven Landleuten ein Vater, und mir ein Sohn werden wollen, so reichen Sie mir hier Ihre Rechte!"

Ferdinand nahm Charles Lusarden bei der Hand,

und hielt dieselbe an seine Lippen, nicht im Stand, ein dankendes Wort hervorzustammeln.

„Kommen Sie also," nahm Charles Lusard das Wort: „Ich will Sie wieder in das Haus einführen, woraus man Sie so ungerecht vertrieben hat, und während Sie sich Marianen zu Füßen werfen, und des Mädchens Vergebung erhalten, spreche ich mit dem Vater, und es wird, ich hoffe es wenigstens, nicht eben schwer halten, Ihnen Wallers Einwilligung und Segen zu bringen."

An einem hübschen Septembertage, gegen Sonnenuntergang, saß die junge Mariane Bergland in dem prächtigen Schloßgarten des schönen alten Herrnsitzes, wo Charles Lusard das glückliche junge Paar, und im Gefolge desselben die lustige Cousine Colette, jüngst triumfirend eingeführt. Beide Schwestern saßen bei ihrer Arbeit in der Laube. Sie lachten und scherzten wie frohe Kinder, als Lusard mit Ferdinand zu ihnen hineintrat, und sprach: „Sowol Himmel und Erde sind heute Abend so schön. Wir wollen diesen Abend recht genießen. Sei so gut, theuerste Mariane! und laß den Abendtisch in dieser Laube hier decken, lasse sie ein wenig beleuchten, und, um es vollkommen zu machen, mit duftender Blumenpracht schmücken, womit

deine und Colettens Hände diesen Tisch freundlich verschönen mögen, um den wir uns versammeln wollen. Ferdinand hat versprochen, ein Buch vorlesen zu wollen, welches kennen zu lernen, uns Alle mit einander interessirt."

Nach ein paar Stunden kam man der Verabredung nach mit einander zusammen. Ruhig in der Stille der Nacht brannten die Lampen, während der Mond seine bläulichen Lichtstrahlen auf den Tisch und die Blumen hinwarf, wie um das irdische Lampenlicht zu beschämen. Und hoch von des Himmels Saffir sahen die Sterne mit zitternder Bewegung neugierig durch die Blätter der Laube. Ferdinand fing nun mit seiner sonoren Stimme des Großvaters Gedichte zu lesen an, diese Jugend-Lieder, welche so gewaltig in die Geschichte des Verfassers und die der ganzen Wallerschen Familie einst hineingegriffen. Er las sie von Anfang bis zu Ende, denn die Zuhörer insgesammt wollten auch nicht ein einziges Blatt dieser ihnen so heiligen „Primulae veris“ entbehren.

Als die Vorlesung beendet war, brach Onkel Lusard aus: „Das sind, mit Ossians Worten, Stimmen einer fernen Zeit, die nicht mehr ist."

„„Es ist für mein Ohr eine schöne Stimme,"" sagte Mariane, „„eine so jugendlichreine, warme

Stimme, die aus des Herzens Tiefen kommt, und die, wenn sie auch hie und da falsch greift, denn doch gleich dem Vogel in den Zweigen singt, der da singt, um eben nur zu singen, aus einem ehrlichen und warmen, lebensprudelnden Herzen.""

„Wol wahr," versetzte Ferdinand: „Aber bei aller meiner Liebe und allem meinem Respekte für den Großvater ist es doch ausgemacht, daß, wenn dieses Büchlein Gedichte jetzt erschiene, man sie sehr unbedeutend und gewöhnlich fände, wenn sie auch noch so sehr zu den Ansichten und Tendenzen der Zeit stimmten. Es ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß unsere jetzige Zeit hinsichtlich reinern, bessern Geschmackes hoch über jener steht, als diese Sammlung von Gedichten hier herauskam.""

„Allerdings," versetzte Lusard: „Ueber Vieles würde man heute in Leben und Kunst vornehm die Nase rümpfen, womit man damals vorliebnahm, und dies spricht freilich für ihren bessern Geschmack."

„„Ja,"" bemerkte Ferdinand: „„und wenn man eigentlich daran denkt, daß doch nur ein halbes Jahrhundert seit der Zeit verflossen ist, von welcher wir eben sprechen, ist es dann nicht, als ob die Welt in diesem Zeitraum in so vielerlei verschiednen Hinsichten ganz eine andere wäre?""

„Ach!“ sagte Lusard: „Eben in dem Augenblick, in dem du Dies sagst, steigt mir im Stillen der Gedanke auf, daß sich Alles im Leben so auffallend wiederholt. Wir sitzen hier beisammen, an einem schönen Septemberabend, im Glanze des Mondenscheins, in einer Laube, mit Lichtern und Blumen bunt dekorirt, und lesen dieses Buch, dessen erstes Erscheinen, wie Vater und Mutter mir erzählten, von ihnen auf eine ganz ähnliche Art gefeiert ward, in einer Laube wie diese, an einem Abend wie dieser; ja ganz als eine schöne Nachahmung von jenem kleinen Feste, feierte mein Vater ein Jugenderinnerungsfest mit seinem lang entbehrten Freund, in eben dieser Laube, in welcher wir heute sitzen, und zum erstenmal erfuhr er hier von Ferdinand Waller das Dasein seines geliebten Sohns und das Schicksal der ihm bis in den Tod getreuen Geliebten. Hier haben wir nun auch eine kleine Wiederholung der schönen, meinen Eltern so unvergeßlichen, Abende gefeiert, aber — wie Alles im Leben — unter einer andern Form; und so scheint es mir, im Großen wie im Kleinen, daß Alles sich noch einmal wiederholt. Ich gestehe offen, daß ich an keine neue goldene Zeit hienieden glaube, oder auch an ein tausendjähriges Reich, in welchem alle feindlichen, mit einander kämpfenden Kräfte sich versöhnen sollen. Denn

die Menschen bleiben im Grunde fortwährend dieselben, dieselben Leidenschaften, dieselben Ideen kehren, nur unter andern Formen, fortwährend wieder."

„„Aber,"" rief Ferdinand begeistert aus, „„doch unter schöneren, klareren, freieren Formen. Es freut mich tief, in einem Zeitalter zu leben, das, trotz seiner Mängel, in so mancher trefflichen Richtung so mächtige Fortschritte macht. Ich bekenne mich zu dem Glauben, daß die Welt sich wol hin und her wankend und schwankend, aber dennoch mit festem und sicherm Schritt jenem fernen Ziele der Vollkommenheit, wie es innerhalb menschlicher Gränzen liegt, immer mehr nähert.""

„Amen," sagte Lusard: „Ja, ja, wir wollen es hoffen! Brave Seefahrer, wollen wir muthig, voll Hoffnung und Zuversicht auf die starke Hand hinblicken, die das Ruder des Lebensschiffs lenkt, wenn wir dieselbe auch nur durch Nebel und Finsterniß zu schauen vermögen, und fest am Anker halten wollen wir, wie wild auch die Wellen des Sturmes dagegen schlagen, und uns von ihm herunter zu reißen drohen!"

In demselben Verlag ist neu erschienen:

Germania. Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Im Vereine mit Mehreren herausgegeben von Dr. Wilh. Stricker. 1r Bd. in 4 Heften. Preis $1\frac{5}{6}$ Rthlr. od. fl. 3. 12 kr.

Bögner, J., das Erdbeben und seine Erscheinungen. Nebst einer chronologischen Uebersicht der Erderschütterungen im mittleren Deutschland vom achten Jahrhundert bis auf die neuste Zeit und ihres Zusammenhanges mit vulkanischen Erscheinungen in entfernten Ländern. Mit einer Karte vom Verbreitungsbezirk des Erdbebens vom 29. Juli 1846. gr. 8. geh. 20 ggr. oder fl. 1. 24 kr.

Protestantismus, der deutsche, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen, im Zusammenhang mit der gesammten Nationalentwickelung beleuchtet von einem deutschen Theologen. Zweiter Abdruck. Gr. 8. Geh. Rthlr. 2. od. fl. 3. 36 kr.

Ritter, Dr. Fr. C. R., Erdbeschreibung für Gymnasien. Mit einer lith. Tafel. 8. Geh. 16 ggr. oder fl. 1. 12 kr.

Simrock, K., die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt. 1r bis 6r Band. 8. Geh. Der Band à Rthlr. 1. 8 ggr. oder fl. 2. 24 kr.
(Einleitung, Abhandlungen und Erläuterungen erscheinen am Schlusse der Sammlung in einem besonderen Bande.)

— — **der gute Gerhard von Köln.** Eine Erzählung. 12. Geh. 16 ggr. oder fl. 1. 12 kr.

— — **Reineke Fuchs.** Aus dem Niederdeutschen. Mit Zeichnungen von T. Kiellerup. Neue mit einer literarhistorischen Einleitung vermehrte Ausgabe. 8. In elegantem Einband. Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr.

— — **die deutschen Sprichwörter.** Gesammelt. (Enth. über 12,000 Sprichw.) 8. Geh. Rthlr. 1. 8 ggr. oder fl. 2. 24 kr.

Süs, G., Hähnchen und Hühnchen. Ein Kindermährchen mit Federzeichnungen. 4. Geb. 20 ggr. oder fl. 1. 24 kr.

Metzger, J., die Kernobstsorten des südlichen Deutschlands. Nach den Untersuchungen der wandernden Gesellschaft der Wein- und Obstproduzenten herausgegeben und mit eigenen Zusätzen vermehrt. Gr. 8. Geh. Rthlr. 1. 8 ggr. oder fl. 2. 24 kr.

— — **der Bauernspiegel** oder Peter Lang der verständige Bauer und Bürgermeister. Neue Ausgabe, vermehrt mit einem Anhang: Die Verrichtungen der Land- u. Hauswirthschaft in jedem Monat des Jahres. 8. Geh. 12 ggr. oder 54 kr.

Tegner's, E., Frithiofssage. Urschrift und Uebertragung in Prosa. Herausgegeben von Gottf. v. Leinburg. Gr. 8. Geh. Rthlr. 1. 8 ggr. oder fl. 2. 24 kr.

v. Meyer, Ph. A. G., Corpus Juris Confoederationis Germanicä oder Staatsakten für Geschichte und öffentliches Recht des deutschen Bundes. Zweite Auflage. Lexikon-Format. Erste Lieferung. Geh. Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr.

Krebs, J. P., Anleitung zum Lateinschreiben in Regeln und Beispielen zur Uebung, nebst einem kleinen Antibarbarus. Zehnte sehr verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr.

Simrock, K., Kerlingisches Heldenbuch. Der deutschen Jugend gewidmet. 8. Geh. 22 ggr. oder fl. 1. 36 kr.

Nadler, K. G., Fröhlich Palz, Gott erhalts. Gedichte in Pfälzer Mundart. Mit Illustrationen. Gr. 8. Geh. Rthlr. 1. 8 ggr. oder fl. 2. 24 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lüttgendorff-Leinburg, Otto Gottfried von, 1825-1893 / Heiberg, Johan L., /
Lüttgendorff-Leinburg, Otto Gottfried <<von>>,

Skandinavische Bibliothek eine Sammlung schwedischer, norwegischer und dä
nischer Romane, Novellen, Sagen u. s. w

Bd.: 2

Frankfurt a. M. 1848

P.o.rel. 7410-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038515-2